

M 75060

F1

Das Schicksalsbuch des deutschen Volkes

Von Hermann dem Cherusker bis Adolf Hitler

mic

Von

Hans Henning Freiherr Grote

Mit 169 Bildtafeln und dazugehörigem Text
16 Federzeichnungen von R. Reinhardt

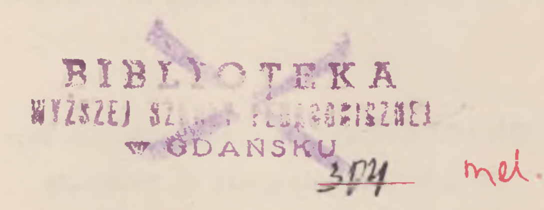


G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung · Berlin W 62
Richard Carl Schmidt





843441



mel.

Copyright by G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung, Berlin W 62
Verlags- und Urheberrechte G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung, Berlin W 62

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig
Das Papier fein holzfrei leicht Werkdruck sowie das Kunstdruckpapier
lieferte die Firma Sieler & Vogel, Berlin

20,-

Vorwort

In einer Zeit, in der die Deutschen wiederum in Streitigkeiten des Tages zwiespältig dahinleben und über dem Geschrei der Wirtschaft und dem Dogma irgendeiner Partei des Gemeinsamen nicht mehr achten, wurde dieses Buch geschrieben. Es will nicht belehren, sondern nur die ewige Wahrheit aufzeigen, daß ein Volk nicht nur die Geschlechter umfaßt, die nebeneinander dahinleben, sondern ebenso mit den Generationen, die einst waren, eine untrennbare Schicksalsgemeinschaft darstellt. Deshalb erklärt sich alles, was heute ist, aus dem Werden und Wirken der Jahrtausende. Glück und Unglück, Niedergang und Wiedergeburt sind gleichermaßen darin beschlossen. Wer aber die Wurzeln, daraus sie entsprossen, erkannt hat, wird um so williger der Bereitung einer neuen deutschen Freiheit dienen, mag um so tätiger und bewußter mitwirken an dem Schicksalsweg unseres Volkes, an dessen Ende ein leuchtendes Ziel gesetzt ist: das Reich!

Hans Henning Freiherr Grote

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

Quellenverzeichnis der Bilder dieses Buches

Dr. Stoedtner, Berlin C 2: Bild 1 bis 102, 104 bis 114, 116 bis 118, 121, 122, 130, 131 oben.

Aug. Scherl, G.m.b.H., Bilderdienst, Berlin SW 68: Titelbild, Bild 112, 115, 120, 123 bis 129, 132, 134 bis 140, 145, 147 bis 152, 154, 157 bis 166, 168.

Deutscher Lichtbilddienst G.m.b.H., Berlin W 35: Bild 103, 143.

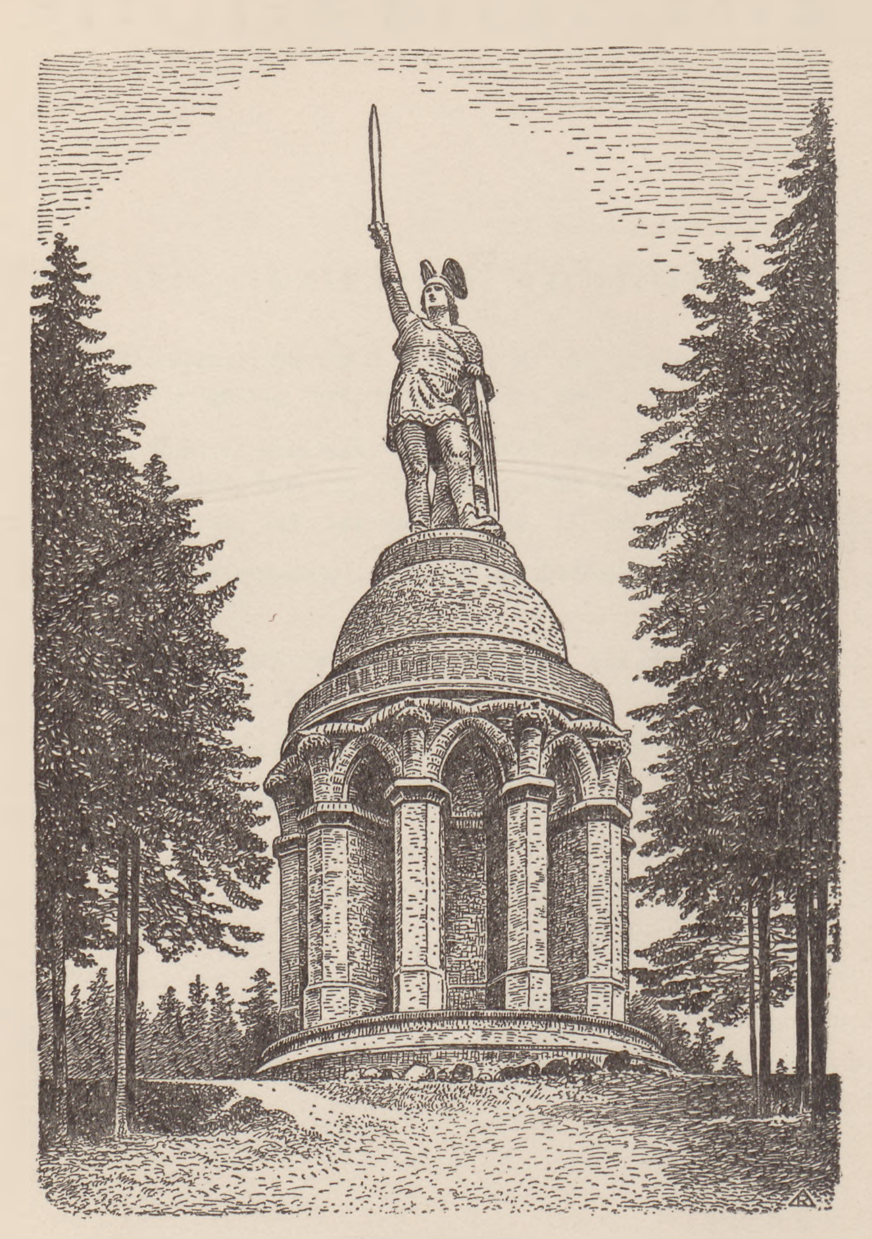
A. Groß, Berlin SW 68: Bild 131 unten, 133 oben, 142, 144, 155, 156.

Keystone View Company, Berlin SW 68: Bild 146, 167.

G. Pahl, Berlin-Steglitz: Bild 153.

*

Aus Nacht und Nebel bis zu Hermann dem Befreier



Hermannsdenkmal.

Dunkle Nacht liegt über den Urzeiten aller Völker. Auch von den ersten Deutschen weiß man nur, daß sie zu jener großen Völkergemeinschaft der Indogermanen oder Arier gehörten, welche zuerst in Innerasien hauste und die Stämme der Iranier und Inder, der Italer, Griechen, Slawen, Litauer, Kelten und — Germanen umfaßte. Diese Germanen nun sind unsere Vorfahren. Aus der Wurzel kaukasischer Menschenrasse sind die Indogermanen, die große Völkerfamilie, die hernach sich mit eigener Sprache, eigener Kultur und eigenem Staat zu den verschiedenen Nationen entwickelten, wie das heutige Europa sie beherbergt, heraufgestiegen; und wie die spärlichen Berichte aus schon jüngerer Zeit berichten, mögen die Germanen der kraftvollste Teil der großen Gemeinschaft gewesen sein.

Es genügt nicht zu wissen, daß ein Volk ist, sondern mindestens den gleichen hohen Wert besitzt die Kenntnis von dem langen Wege, den es bis auf den jüngsten Tag geschritten ist. Deshalb bleibt es verzeihlich, wenn gelehrte Männer sich noch heute mit gründlichem Eifer in eine Geschichte der Indogermanen oder Arier versenken wollen, wenn sie sich darüber streiten, ob ihre Wohnsitze in den Steppengebieten der mittleren Wolga zu suchen sind oder im Gebiete des Hindukusch, in den Quellengebieten des Indus und des Oxus. Vielleicht haben beide Meinungen recht, denn die Urmenschen hatten es nicht schwer, ihre Wohnsitze schnell zu wechseln. Sie packten ihre leichten Zelte, sie trieben ihre Herden zusammen und zogen weiter, wohin ihnen der Sinn stand. Noch war die Erde nicht übervölkert, und der Mensch strebte dorthin, wo für ihn am bequemsten der Lebensunterhalt zu finden war. Wenn er aber einen andern dort schon vorfand, wo er sich neu anzusiedeln gedachte, wird er Speer und Schwert ergriffen haben, und Sieger blieb, wer den Kampf bestand. Nein, Wissenschaft vermag hier nichts, wo Nacht herrscht und immer herrschen wird. Selbst die Phantasie muß schon die kühnsten Gedankengänge anstreben, um nur annähernd ein richtiges Bild von jenem Urzustand bereiten zu können; die Wahrheit wird sie ebensowenig ergründen können. Denn wo noch keine Sprache

vorhanden ist, wo also auch kein schriftliches Denkmal beredtes Zeugnis ablegt, bleiben alle Forschungsversuche zum Scheitern verdammt. So viel nur kann man mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß die Trennung der Germanen von dem gemeinsamen Stamm mindestens zwölf Jahrhunderte vor Christi Geburt erfolgt sein wird, um die gleiche Zeit, als auch die anderen Stämme ihren eigenen Weg zu suchen begonnen haben.

Selbst über den Ursprung des Namens unserer Vorfahren herrscht heute noch Zweifel. Man will behaupten, daß die Kelten, die sich nach ihrer Loslösung im mittleren und südlichen Deutschland, bis zum Atlantischen Ozean herauf, in Spanien, Gallien (Frankreich) und Britannien niederließen, ihnen zuerst den Namen „Germanen" gegeben haben als ihren Nachbarn, und das soll dann dieses Wort auch bedeuten. Eine andere Lesart besagt, daß der Name Germanen sich von „Ger" herleitet, einem Speer also, und demnach also hat man unsere Ahnen als „Speermänner" bezeichnet, wahrlich kein unehrenhafter Titel. Auch ein Spottname könnte das Wort „Germanen" bedeuten. Wie es später dann der große römische Geschichtsschreiber Tacitus verbürgt berichtet, pflegten unsere Altvordern mit anfeuerndem Gesang, dem sogenannten „barditus" — daher auch das Wort Barden, d. h. Sänger — in die Schlacht zu ziehen. Ein keltisches Wort aber heißt „gairm" oder „garm" und bedeutet: lärmen, schreien. Danach also haben die Kelten ihre deutschen Nachbarn, deren Ansturm sie später weichen mußten, als Lärmer oder Prahler bezeichnet. Das scheint uns nur auf den ersten Augenblick ein unehrenhafter Titel, denn es geht ihm wie vielen Schimpfworten, mit denen man in der Geschichte große Gegner bedacht hat. Auch im Leben der Völker ist es so, wie im Leben der einzelnen Menschen: wer da spottet, hat Unrecht!

Mit jenem Augenblick, da vor Jahrtausenden zum ersten Male der Name Germanen festzustellen ist, beginnt die Nacht sich in Nebel zu lösen. Noch immer bleibt die verzweifelte Anstrengung des Forschers nur ein Tasten, ein Abfühlen, aber so viel weiß man doch schon jetzt: der Wanderzug unserer Ahnen aus Innerasiens Steppen, der Wiege der europäischen Menschheit, führte in den hohen Norden, nach Skandinaviens frostiger, zerklüfteter Einsamkeit. Auf diesem Boden nun hat germanisches Wesen, germanische Rasse sich am längsten halten können, finden wir seine reinsten Spuren noch bis auf den heutigen Tag, wenn schließlich auch dorthin das Christentum gedrungen ist und alte Gebräuche, heiliges Ahnengut in den breiten Strom eines einzigen europäischen

Glaubens gelenkt hat. Und von Skandinavien aus dringen die germanischen Stämme langsam vor. Wie der Name des heutigen „Rußland" es noch besagt, war es ein Germane, Rurik, der Eroberer, der die weiten Flußgebiete der russischen Ströme bis zum Ural beherrschte, so lange, bis das Andringen der Slawen die Germanen zwang, die Wanderung nach Westen anzutreten. Unsere eigentlichen Vorfahren aber finden wir in der norddeutschen Tiefebene zwischen Weser und Oder, und Schleswig-Holstein beherbergt ihre Herden, ihre Hütten. Und wenn heute aufrechte deutsche Männer mit dem Spottnamen „Teutone" bedacht werden, so mag es davon herrühren, daß allerdings das erste schriftliche Dokument über die Anwesenheit von Germanen die Teutonen nennt und in den Aufzeichnungen des Griechen Pytheas aus Massilia zu finden ist, der zur Zeit des großen Alexander von Mazedonien gelebt hat.

Hierher gehört die Frage, wie dann schließlich aus dem herrlichen Namen Germanen, der Rom und die Welt erschüttern sollte, das Wort Deutsche geworden ist. Unsere Ahnen selbst sind es gewesen, die sich diese neue Bezeichnung beilegten. Deutsch auf teutonisch und den Gott Teut zurückzuführen, mag gestattet sein, aber die Beweise hierfür sind mangelhaft genug. Vielmehr geht man den richtigen Weg, wenn man den Ursprung des neuen Namens für das Volk der Germanen bei ihrem stolzesten, freiesten, tapfersten Stamme sucht: das sind die Goten! Ihnen, denen wir durch den Bischof Ulfilas auch die erste Bibelübersetzung in eigener Sprache zu verdanken haben, mag der Ruhm gebühren, zum ersten Male, wie es im Jahre 813 n. Chr. urkundlich belegt werden kann, das Wort: „Deutsch" gebraucht zu haben. Deutsche das hieß auf althochdeutsch, auf gotisch: „Thiuda" und bezweckt nicht mehr, als sich von den andern abzusetzen, von ihrer schon vorhandenen eigenen Kultur und eigenen Sprache, den Trennungsstrich zu ziehen zu den fremden Völkern und Sprachidiomen, vor allem zu den Römern. Denn Thiuda kommt von Diota, das heißt: Volk! Und wollen wir es nie vergessen, daß wir Deutsche von solchem hohen Begriff: Volk, eigenes Volk! unseren heutigen Namen hergeleitet haben!

Im Jahre 113 v. Chr. treten die Germanen zum ersten Male in die große Geschichte ein, weil sie ihre Lebensnotwendigkeiten dazu zwangen, neue Länderstriche für die alten zu suchen, die das Meer, wie man erzählt, ihnen entrissen hatte. Es ist also kein Raubzug im gewöhnlichen Sinne, so wie ihn die Römer aus Ehrgeiz und Machttrieb stets zu unternehmen beliebten, bis ihnen die ganze Welt zu Füßen lag, der die Kimbern und Teutonen in die italischen Ebenen

über die Alpen hinwegtrieb. Die Völker kamen auf die Welt, um zu leben, und um dieses nackten Lebens willen drangen die ersten Germanen in Italien ein, nachdem ihnen die eigene bisherige Heimat versperrt war. So trafen sie auf das große Rom, auf die Herrin der Welt, und wie mag unsern Ahnen zumute gewesen sein nach allem, was hinter ihnen lag, nach der Dürftigkeit der verlassenen Wohnstätten, nach dem Alpenübergang in Schnee und Eis, als sich plötzlich die sattgrünen, vor Reichtum schwellenden, italischen Ebenen vor ihnen auftaten!

Rom hatte schon vor jenem Alpenübergang von dem Heranrücken des gefährlichen Gegners schlimme Kunde erhalten. Der römische Konsul Carbo war den germanischen Stämmen bei dem heutigen Neumarkt in der Steiermark entgegengetreten. Er holte sich zwar dabei eine empfindliche Niederlage, aber die Germanen lernten von ihm gleichzeitig und zum ersten Male die welsche Tücke kennen; denn nur mit List allein glaubte Carbo den Kimbern und Teutonen beikommen zu können. Er sollte sich täuschen, und die siegreichen Eindringliche wandten sich Gallien zu, um dort mehrere Jahre zu verbringen und den Römern ihre höfliche Bitte anzutragen, ihnen Land und Saatkorn zur Verfügung zu stellen.

Aber das reiche Rom dachte gar nicht daran, den „Barbaren" diesen berechtigten Wunsch zu erfüllen, obwohl das gewiß mit einem Male alle Kriegsgefahr gebannt und mit den Kimbern und Teutonen der Weltstadt vielleicht auch noch eine beachtliche Hilfstruppe zugeführt hätte. Es ist eben auch in der Geschichte so, daß kein Volk dem andern, dürftigeren von seinem Überfluß freiwillig abgibt; sondern vor jedes Ding im Leben des einzelnen und der Nationen ist der Kampf gesetzt, sei es, um zu erobern, sei es, um zu erhalten.

Rom also scheute den Kampf nicht, obwohl sich seiner Legionen vor den Kimbern und Teutonen, ihren blondgelockten Mannen, die Riesen gleich schienen und halb nackt wie die Teufel in die Schlacht zogen, schon ein panischer Schrekken bemächtigt hatte. Ja, selbst die Frauen dieser Naturmenschen scheuten sich nicht, in den Kampf mit einzugreifen, und man erzählte, daß sie als Priesterinnen den gefangenen Römern mit einem Messer die Gurgel durchschnitten, um in einem Kessel das herabrinnende Blut aufzufangen, Weiheopfer für ihre Götter. Rom war also mit Recht in Sorge vor jenen Unheimlichen, aber es vergaß keinen Augenblick seine große Tradition und erteilte einem Manne den

Oberbefehl, einem Bauernsohn aus Arpinum, dem Gaius Marius. Der befähigte Soldat wandte sich zuerst und vor allem einer Aufgabe zu, nämlich der Neubefestigung der Disziplin im römischen Heere. Wenn man die Germanen schlagen wollte, so war es notwendig, daß sich jeder römische Legionär an das wilde Aussehen der Feinde gewöhnte, daß die Tierköpfe, mit denen sie sich schmückten, die riesigen nackten Gestalten keine Furcht mehr einflößten, denn dann war schon viel gewonnen. Immer wieder hämmerte Marius den Seinen ein, daß sie als Römer mit ihrer Kriegszucht und ihren großen taktischen Kenntnissen ohne weiteres den Halbwilden überlegen sein müßten, wenn sie nur daran glaubten. Und so brachte es der römische Kriegsmann so weit, daß mählich das ganze römische Heer von dem Gedanken beseelt wurde, der Sieg würde in Zukunft wieder ihm gehören. Von den unzähligen Beispielen in der Geschichte der Völker zeigt uns auch dieser Stimmungsumschwung im römischen Heere des Marius, noch bevor überhaupt etwas Entscheidendes geschehen konnte, wie sehr und allein Männer, zum Führer geboren und erwählt, die Geschicke eines Volkes zu leiten wissen.

Nach solcher Vorbereitung begann Marius seinen Kriegszug gegen die Kimbern und Teutonen, wohl wissend, daß jetzt erst das Schwierige seines Tuns begann, daß von seinem Gelingen Sein oder Nichtsein Roms abhing. Er hatte noch dazu Glück: die beiden Germanenstämme hatten sich voneinander getrennt. So rückte Marius zuerst gegen die Teutonen. Ihren ersten Ansturm, der den Germanen schon viel Blut kostete, weil sie in alter Unbekümmertheit, jeden Tod verachtend, losbrachen, wehrten die Römer in ihrem festverschanzten Lager ab. Als die Teutonen unverrichteter Sache abgezogen waren, faßte Marius den kühnen Entschluß, ihnen sofort zu folgen, und im Jahre 102 v. Chr. besiegten die Römer bei Aquae Sextiae, dem heutigen Aix, das Heer der Teutonen so vollständig, daß seitdem dieser germanische Volksstamm ausgelöscht war. Ein Jahr später erlitten die Kimbern bei Vercellae das gleiche Schicksal, und auch das heimatlose Volk der Kimbern war nicht mehr. So endete dieser erste Ansturm der Germanen gegen Rom mit dem völligen Siege des Weltreiches, und Marius wurde als der Retter des Vaterlandes von den Seinen gefeiert, bis der Aufstieg des Aristokraten Sulla ihm später ein schlimmes Schicksal bereitete.

Es sollten ganze vierzig Jahre darüber vergehen, ehe die Römer wieder mit unsern Vorfahren in nähere Berührung gelangten. Zwar ließ der ger-

manische Zug nicht nach, aber er ergoß sich in Gegenden, nach dem heutigen Belgien und Frankreich, in denen die Römer noch keinen festen Fuß gefaßt hatten. So geschah es dann erst wieder im Jahre 58 v. Chr., als Gaius Julius Cäsar zur Mehrung des Ruhmes seiner Vaterstadt und vor allem auch um seiner eigenen Geltung willen damit begann, Gallien zu erobern: im Verlauf dieser siegreichen Feldzüge stieß dann Cäsar auch erneut mit den Germanen zusammen.

Sehr geschickt handelte der römische Feldherr hier schon nach dem großen Grundsatz „Teile und herrsche!“, der von jeher als ein Hauptbestandteil römischer Politik gegolten hat und der in der Geschichte der späteren Nationen auch eine Hauptrichtschnur der englischen Politik gewesen ist mit dem Erfolge, daß diese bis zum Jahre 1914 die unbedingte Herrschaft über die Weltmeere ausüben konnte. Die Gallier waren gleichermaßen von den Römern wie von den Germanen bedrängt. Da wählte Cäsar gelegentlich klug die Rolle eines Schiedsrichters, war doch so auch am besten seiner eigenen Eroberungspolitik das Mäntelchen umzulegen. Das gallische Volk der Häduer sah sich zunächst und am meisten von dem Germanenkönig Ariovist, dem Herrscher der Sueben, die jetzt schon in einer Zahl von ungefähr 120 000 Mann über den Rhein vorgedrungen waren und es sich in dem schönen und reichen Lande wohlsein ließen, heftig bedroht. Cäsar erreichte es, daß die Häduer seine Hilfe herbeiriefen. Umgehend sandte der Römer an den Germanenkönig eine Aufforderung, er habe sich zwecks Beilegung der Streitigkeiten vor seinem Richterstuhl einzufinden. Das war nun nicht nach dem Geschmack des germanischen Herrschers. „Wenn Cäsar etwas von mir wünscht, so mag er sich auch zu mir bemühen“, entgegnete Ariovist stolz. „Was willst du eigentlich von mir? Meine Mannen haben Gallien ehrlich im Kriege besiegt — nicht du!“

Das war eine offene und auch gerechte Sprache. Cäsar aber besaß jetzt den Vorwand, mit den Germanen die Waffen kreuzen zu können. Aus der Zeit des Marius wußte er, daß er sich zu keinem leichten Gange anzuschicken habe. So tat er es wie sein großer Vorgänger und verstand es, den allgemeinen Widerwillen, den seine Soldaten vor einem Zusammenstoß mit den Germanen hegten, durch Belehrung und Zucht zu ersticken, und als dann die ersten Scharmützel siegreich für die Römer ausgingen, war das Eis des Schreckens gebrochen. Unweit des heutigen Mülhausen im Elsaß wurde Ariovist und den Seinen eine entscheidende Niederlage bereitet. Die Germanen

verloren das linke Rheinufer, denn was an unbedeutenden Stämmen von Cäsar in diplomatischer Großmut noch jenseits des Stromes belassen wurde, diente eher dazu, die gesamtgermanische Sache zu schädigen. Denn diese Völkerschaften, so die Vangionen und Triboker, gelangten damit in römische Botmäßigkeit und erwiesen sich danach in verkehrter Anwendung des germanischen Begriffes von Treue als beste Vasallen und Kriegsgänger Roms.

Was hätte nähergelegen, als zu versuchen, diesen römischen Sieg noch zu erweitern und den völlig geschlagenen Sueben auch über den Rhein hinaus zu folgen! Doch Cäsar erwies sich schon hier als großer Staatsmann. Die gallische Eroberung war nunmehr vollständig geglückt; sollte er sie um eines ungewissen Feldzuges aufs Spiel setzen in ein Land, von dessen Unwegsamkeit und Wildnis die unerhörtesten Geschichten umherliefen, das von wilden Tieren bevölkert war und dessen Klima als rauh und gefährlich galt! Der große Römer begnügte sich daher, mehr zur Demonstration und Abschreckung, zweimal eine Brücke über den Rhein zu schlagen, und als im Jahre 55 v. Chr. es die Usipiter und Tenkterer, ebenfalls germanische Volksstämme, versuchten, ihrerseits über den Rhein vorzudringen, gelang Cäsar auch hier die völlige Unterwerfung, indem er mehr die List als die Waffen sprechen ließ.

In einem aber ist Cäsar wenigstens gerecht gewesen, wenn man auch in der Ansicht nicht fehl gehen wird, daß er das große Lob, welches er den Germanen zollen zu müssen glaubt, deshalb anwendet, um den eigenen Ruhm also zu vergrößern. Der römische Feldherr preist in seinen Schriften, die uns ein willkommenes Denkmal für unsere eigene Geschichte bedeuten, die unerhörte Kriegstüchtigkeit der Germanen. Er weiß von ihrer Abhärtung zu berichten und lobt die Reinheit der Sitten, etwas, mit dem es die Römer um diese Zeit schon nicht mehr sehr genau nahmen, sagt man doch Cäsar selbst eine ganze Anzahl von Lastern nach, denen er zum mindesten während seiner Jünglingszeit, bevor er aus dem Dunkel zur Macht emporstieg, gehuldigt haben soll. Bemerkenswert ist, was Cäsar von den Eigentumsbegriffen unserer Vorfahren berichtet, jedenfalls was er bei den Sueben Ariovists davon gesehen hat. Ein Grundbesitz des einzelnen ist noch nicht vorhanden, dafür gehört der gesamte Boden der Gemeinde; von ihm liegt ein Teil stets brach. Auch kannten die Sueben eine genaue Einteilung der Ackerarbeit; stets nur die Hälfte der Gemeinde hatte sich dieser Aufgabe zu unterziehen, während die andere auf Jagd und Krieg ausging. Und eine völlige Einheit gibt es bei ihnen auch nur in

diesem Kriegsfall, denn erst dann unterstellen sie sich einem Oberhaupt, während sonst sogenannte Freien-Versammlungen die Geschäfte regeln und die Botmäßigkeit ausüben. Man sieht also schon hier: auch unsere Altvordern entschlossen sich erst unter dem Druck schwerer äußerer Verhältnisse, einem einzigen Sinne und Kopfe nach zu handeln, und haben es dann oft genug erleben müssen, daß ihre Einsicht schon zu spät kam.

Immerhin mag als Entschuldigung gelten, daß die Germanen zu Cäsars Zeit noch kaum die losesten Anfänge einer Art staatlichen Ordnung zeigten, daß sie vielmehr noch durchaus auf einer, wenn auch höheren, Stufe der sogenannten Nomadenvölker standen. Ihr Wesen und Leben war der Krieg. Und deshalb war es für Cäsar nicht schwer, nach Unterwerfung der germanischen Stämme, mit denen er in Berührung kam, diese Kriegsleute für seine eigenen Zwecke auszunutzen. Seitdem finden wir die Germanen auch in fremden Kriegsdiensten, wo sie zufrieden sind, sobald man ihnen nur ihr eigentliches Element, den Kampf, vergönnt. Wenn man eine Geschichte schreiben wollte von Deutschen, die ihr Vaterland verließen, um in fremden Kriegsdiensten zu höchster Macht und Ehren zu gelangen, so wie es in allen Zeiten und auch noch in unsern Tagen geschehen ist, dann läge ihr Ursprung nirgends anders als in den Jahren, da Cäsar Gallien erobert hat.

*

Erst zu den Tagen des ersten römischen Kaisers, Octavianus Augustus, hören wir wieder von unsern Vorfahren, und der Nebel, der noch immer über ihrer Geschichte liegt, beginnt nach und nach sich zu lösen. Es ist neben allem andern ein literarisches Werk, das uns die größten Aufschlüsse über die Germanen gibt, aus der Feder des großen römischen Historikers, die „Germania“ des Tacitus. Bei allem berechtigten Mißtrauen, mit dem man an dieses Buch herangehen wird, bleibt doch noch so viel des Bemerkenswerten, daß es sich verlohnt, dabei stehenzubleiben. Nicht ohne Erschütterung vernehmen wir hier in einem Versuch wirklich historischer Betrachtung das erste Gewisse über das Leben und Wirken unserer Ahnen.

Von den germanischen Göttern weiß Tacitus nicht viel zu berichten. Die berühmte Edda, aus der wir heute noch den Götter- und Sagenschatz unserer Vorfahren herleiten, ist viel später erst, in christlicher Zeit zwischen 1220 und 1230, zusammengetragen worden und enthält u. a. Lieder — es gibt

eine ältere und jüngere Edda — aus dem 8. bis 12. Jahrhundert, teils mythologischen, teils solchen Inhalts, der die alten Heldensagen zum Gegenstand hat. Tacitus erzählt von dem erdgeborenen Gotte Tuisto, dem die Germanen einen Sohn Mannus als Stammvater und Gründer ihres Volkes zuschrieben. Nach dessen drei Söhnen seien die an der Meeresküste wohnenden Ingävonen, die in der Mitte Germaniens hausenden Herminonen und zuletzt die Istävonen entstanden. Allem Anscheine nach weist dieser Gott Tuisto, ein zweigeschlechtliches Wesen, aus dessen Leibe die Welt wurde, deutlich auf eine Zeit hin, da unsere Vorväter noch im Gesamtverbande der großen indogermanischen Volksstämme lebten. Und Mannus mag nichts anderes heißen als — der erste Mensch; die Dreiteilung, die aus ihm sich ergibt, ist etwas, das wir in der religiösen Vorstellung auch sonst beobachten können.

Es war im übrigen für die deutsche Geschichte ein bemerkenswertes Ereignis, als die Bücher des Tacitus über Germanien endlich wieder aufgefunden wurden, denn in der Zwischenzeit hatten sich Fälscher daran gemacht, den Germanen einzureden, ihr alter Gott Tuisto sei kein ursprünglicher, sondern nichts anderes als ein Nachkomme — Noahs. Der Dominikaner Annius von Viterbo hat diese Lesart verbreitet, die er gewiß für sehr verdienstlich hielt, denn nichts anderes schwebte ihm und seinesgleichen als Ziel vor, als die Germanen so schnell wie möglich zu dem neuen Christenglauben zu bekehren.

So kann man also des Tacitus' Buch „Germania" nicht hoch genug einschätzen, das das Geschlecht unserer Ahnen als eine eigenartige, rassereine und nur sich selbst ähnliche Volkseinheit schildert. Auch das Äußere ihrer Erscheinung, wenn das Volk noch so zahlreich ist, bleibt bei allen das gleiche: die Augen trotzig und blau, die Haare rötlich-blond, die Körper hochgewachsen und nur zum Ansturm stark. Für mühselige Arbeit haben sie nicht die gleiche Ausdauer, am allerwenigsten haben sie sich daran gewöhnt, Durst und Hitze zu ertragen; an Kälte und Hunger sind sie durch Klima und Boden gewöhnt.

Auch von der Bewaffnung der Germanen weiß der Römer zu berichten. Nur wenige gebrauchen Schwerter und größere Lanzen. Tacitus schließt daraus, daß Eisen im größeren Überfluß nicht vorhanden gewesen sein muß. Die Germanen führen Speere, in ihrer Sprache „Framen" genannt, mit schmaler und kurzer Eisenspitze, aber so scharf und leicht verwendbar, daß sie das gleiche

Geschoß, sowie es gerade gewünscht wird, in der Nähe oder im Fernkampf verwenden können. Ebenso der Reiter trägt nur Schild und Speer, während der zu Fuß Kämpfende noch kleine Wurfgeschosse handhabt, von denen er stets mehrere bei sich trägt. Ein Prunk mit Waffenschmuck — so wie ihn etwa der Römer, vor allem aber die Völker Asiens liebten — wird nicht geschätzt. Nur die Schilde prangen in erlesenen Farben, und wie sehr bei den Germanen alles auf den persönlichen Mut gestellt ist, beweist die Tatsache, daß niemand einen Panzer trägt und kaum der eine oder andere einen Helm oder eine Schutzhaube besitzt.

Das Pferdematerial der Germanen hält der römische Geschichtsschreiber für unbedeutend; niemals richten die Stämme ihre Tiere zu besonderen Reiterkunststücken ab, wie die Römer sie liebten. Das Fußvolk macht ihre Hauptwaffe aus, das aus der gesamten jungen Mannschaft ausgesucht wird und in geschlossener Linie kämpft. Jeder Gau stellt dazu hundert Mann, die spätere Hundertschaft, die in unserer jüngsten Geschichte durch die Einteilung der deutschen Schutzpolizei wieder neu in Erscheinung getreten ist. Und ist es trotz aller Technik und der unbedingten, oft entscheidenden Wichtigkeit, welche der Artillerie, Tanks und andern Waffen der Moderne zukommt, nicht bis auf den heutigen Tag so gewesen, daß das Fußvolk, wie bei den Germanen, die Infanterie als das Rückgrat der deutschen Armee angesehen werden mußte, so wie es schon im alten preußischen Exerzierreglement verankert ist: die Infanterie trägt die Last des Kampfes, dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm!

Die germanische Schlachtordnung besteht aus sogenannten Keilen. Man darf vom Platze weichen, ja, dieses gilt sogar als kluge Berechnung, sofern man nur wieder vorrückt. Ehrenpflicht ist es, selbst wenn der Kampf unentschieden blieb, die Leichen der Gefallenen nicht in den Händen des Feindes zu lassen. Und größte Schande bedeutet es, seinen Schild zu verlieren; wem solches zustieß, der durfte am Gottesdienst nicht mehr teilhaben und auch die Versammlungen der Freien nicht mehr besuchen. Sein Leben ist fortan unnütz geworden, und, wie Tacitus berichtet, solche Unseligen bereiten sich selbst mit einem Strick das Ende.

Die starke Eigenart, die die Germanen besessen haben und welche noch heute die deutschen Stämme ausprägt, scheint schuld daran gewesen zu sein, daß sie sich niemals einem einzelnen unterwarfen. Zwar bestimmten sie ihren Heer-

führer, der nichts mit dem Könige gemein zu haben brauchte, nach der Tapferkeit. Eine solche Wahl scheint ethisch nur begrüßenswert zu sein. Aber mit ihr kam solchem Führer noch nicht die unbeschränkte Gewalt über die andern zu. Nach Tacitus darf der Heerführer durch seinen tapferen Vorkampf das allgemeine zündende Beispiel geben, eine größere Einwirkung übt er nicht aus. Dafür besitzen die Germanen einen andern Vorteil: ihre Heere werden nicht willkürlich zusammengestellt, nach diesen oder jenen rein militärischen Gesichtspunkten, sondern die Familien- und Sippenverbände treten geschlossen im Kampfe auf. In nächster Nähe stehen ihre Lieben, von dorther hören sie das Schreien der Frauen, das Wimmern der Kinder. Wahrlich, das scheint wohl auch Grund genug, um übertapfer zu sein!

Es wird auch überliefert, berichtet Tacitus, daß manche Schlachtreihen, die schon ins Wanken gekommen waren, von den Frauen wieder zum Stehen gebracht wurden durch inständiges Bitten und dadurch, daß sie ihre entblößten Brüste zeigten und somit auf die bevorstehende schmachvolle Gefangenschaft hinwiesen. Diese hielten die Germanen für unerträglicher, wenn es gerade um die Frauen ging. Denn sie waren der Meinung, es wohne diesen etwas Heiliges und Seherisches inne. Deshalb kam es oft genug vor, daß man den Ratschlag einer Frau befolgte und vielleicht gut damit tat.

Auch heute noch mag es unsere Anteilnahme erwecken, wenn wir lesen, was der Römer von den germanischen Volksversammlungen zu berichten weiß; denn bei den Germanen war es Sitte, daß die Fürsten nur über die weniger wichtigen Angelegenheiten zu entscheiden hatten: oberster Souverän des Volkes blieb dieses selbst und versammelte sich deshalb an bestimmten Tagen, wenn der Mond abnahm oder sich füllte. Darin erblickten die Germanen ein verheißungsvolles Vorzeichen für ihre Beratung. Die einzelnen Fürsten und Großen brachten ihre Ratschläge vor und ernteten dafür entweder Mißfallen, das sich in lautem Murren äußerte, oder plötzlich schlugen die Schilde als Zeichen der Zustimmung hell zusammen. Das bedeutete dann die höchste Form einer Anerkennung. Aber wir sehen doch auch schon genau die Schwächen, die in solcher Art der „Regierung" zu finden sind. Die Mehrheit war noch niemals der wahre Gott, der die Weisheit gewußt hat, und der unbändige Freiheitsdrang, der unsere Ahnen auszeichnete und der es ihnen als unerträglich erscheinen ließ, sich für die Dauer einem Oberhaupt zu unterwerfen, mag vornehmlich der Grund dafür gewesen sein, daß sie diese erstrebte Freiheit so oft

mit den Ketten der Knechtschaft vertauschen mußten. Das war jedesmal der Fall, wenn sie auf Völker stießen, die ihnen zwar an Tapferkeit und Lauterkeit der Gesinnung erheblich nachstanden, aber es begriffen hatten, daß nur Zucht und Gehorsam, Unterwerfung unter das Prinzip des Ganzen, die Sicherheit und Stetigkeit auch des kleinsten Gemeinwesens gewährleisten.

Verweilen wir noch kurz bei dem Familienleben der Germanen, so wie es Tacitus wußte. Städte gab es im damaligen Deutschland natürlich noch nicht, und nicht einmal in geschlossenen Siedlungen wollte der Germane leben. Für sich, auseinanderliegend die einzelnen Anwesen, an einer Quelle, einem Flußlauf, siedelte man sich an, und was damit an Dörfern entstand, hatte keine Ähnlichkeit mit einer zusammenhängenden Ortschaft. Jedes Haus war mit einem Hofe umgeben; auch will Tacitus etwas von unterirdischen Höhlen gehört haben als Zufluchtsstätten für den kalten Winter und Aufbewahrungsort für Früchte.

Die Kleidung der Germanen bestand aus einem Umhang, der durch eine Spange oder durch einen Dorn zusammengehalten wurde. Im übrigen verbrachten sie den meisten Tag nackt am Herdfeuer. Nur die Reichen trugen enganliegende Kleidung, auch Felle von wilden Tieren, wobei bestimmtes Wild bevorzugt wurde.

Auch die Frauen trugen den Umhang, dazu aber noch leinene Überwürfe mit einer roten Verzierung. Die Arme sowie der obere Teil der Brust blieben frei.

Im Gegensatz zu den meisten um diese Zeit lebenden Völkern kennen die Germanen nur die Einehe. Die Mitgift bringt nicht die Gattin dem Manne, sondern umgekehrt: Rinder, ein gezäumtes Pferd, ein Schild mit Speer und Schwert; keinerlei Tand also ist dabei. Nach dieser Übergabe wird die Frau von ihren Verwandten dem Gatten zugeführt und schenkt ihm nun auch ihrerseits einige Waffen. Somit also wird ausgedrückt, was für die germanische Ehe, für die Gewährleistung ihres Bestandes und Glückes das Wichtigste ist: die Wehrfähigkeit und der Besitz des Schwertes. Auch die Frau wird ausdrücklich symbolhaft als zu den Gefahren des Mannes zugehörig bezeichnet.

Trotz der zahlreichen Bevölkerung soll der Ehebruch bei den Germanen nur in den seltensten Fällen zu finden gewesen sein. Die Bestrafung erfolgte sofort, die Art und Weise war dem geschändeten Gatten überlassen. In Gegenwart der Verwandten jagte der Mann die Ehebrecherin mit abgeschnittenen Haaren und entblößt aus dem Hause und ließ sie mit Peitschenhieben durch

das ganze Dorf treiben. Denn nach Ansicht unserer Ahnen gab es für die Preisgabe der Keuschheit keine Nachsicht.

Auch galt es als eine Schandtat, die Zahl der Kinder zu beschränken und eines der Neugeborenen zu töten. Tacitus schrieb davon wohl mit einer gewissen Wehmut, wenn er an die verwahrlosten Sitten seines eigenen Vaterlandes dachte, die in der Folge Roms Weltherrschaft auch zerstört haben. Denn voller Neid sagt der Römer von den Germanen: „Mehr vermögen dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze!"

Die Geschichte der Völker hat sich schon wieder gewandt. Das alte Rom ging zwar seit Jahrhunderten dahin, aber auf jener Halbinsel, die einst ein großes Geschlecht und eine gewaltige Geschichte gesehen hat, wuchs heute mit dem modernen Italien des Faschismus, der sich bewußt an die alte Tradition anlehnt, ein neues und starkes Rom heran. Und dieses neue Rom-Italien kennt wie die Germanen des Tacitus trotz der drangvollen Enge, in der der übervölkerte Staat Mussolinis lebt, keine Kinderbeschränkung, und der kinderreiche Vater wird hoch geehrt und erhält vom Staate auch öffentliche Anerkennung. Denn die Beherrscher des neuen Rom wissen, daß Kinderreichtum und Nachkommenschaft des Volkes Willen zum Leben bedeuten, und sie bringen für sich selbst auch den andern Willen auf: ihrem wachsenden Volke Raum zu schaffen, wo und wie es nur möglich ist. Mit Kinderlosigkeit und künstlicher Geburtenbeschränkung ist eine Raumnot im positiven Sinne niemals zu lösen, es sei denn, man strebte den eigenen Fall von vornherein an. So darf deshalb die Entwicklung der deutschen Geburtenfrage, die im Jahre 1930 sich bereits in einer Linie andeutete, welche einen geringeren Geburtenüberschuß aufzeigte als selbst die Statistik Frankreichs, nur mit höchster Sorge betrachtet werden. Aber der Schicksalsweg unseres Volkes über Höhen und durch Täler läßt uns mit Gewißheit hoffen, daß die Deutschen nur innehielten auf ihrem Wege, um neue Kraft nach vorwärts und aufwärts zu finden. —

Hören wir noch, was Tacitus über die Cherusker zu berichten weiß, aus deren Mitte die erste große Männergestalt unserer deutschen Geschichte erwachsen sollte: Hermann, der Befreier. Die Cherusker, meint der römische Geschichtsschreiber, haben sich zu lange ungestört eines erschlaffenden Friedens erfreut. Dies brachte mehr Frohsinn als Sicherheit. Denn es ist falsch, zwischen zügellosen und starken Völkerschaften sich der Ruhe hinzugeben. Wo Faustrecht herrscht, sind Bescheidenheit und Rechtschaffenheit nur Worte,

die dem Stärkeren zukommen. Deshalb werden die Cherusker, die einst die guten und gerechten hießen, jetzt träge und töricht genannt.

Es sind das wohl keine großen, aber sehr weise Worte, die Tacitus hier einem Stamme unserer Ahnen widmet, und sie gemahnen uns merkwürdig an unsere Zeit, die die Deutschen wieder erleben läßt, daß Bescheidenheit und Rechtschaffenheit unnütz sind, wo die Starken das Wort haben. Aber dennoch: aus dem Stamm der Cherusker stieg gewaltig Hermann oder Armin, wie ihn die Römer genannt haben; und auf einen Hermann, den Befreier, warten wir auch heute und bereiten schon die Kräfte, um ihn würdig zu empfangen.

*

Es war nur natürlich, daß nach der Eroberung Galliens durch Cäsar nach Besiegung des Ariovist und Sicherung der neuen Grenzen, der Streit zwischen Rom und den Germanen vorläufig schwieg. Cäsar stieg auf zum Herren Roms, und auch als der große Mann unter den Dolchen seiner Mörder an der Säule des Pompejus geendet hatte, ergaben sich für seine Nachfolger andere Aufgaben ganz abgesehen von den Machtkämpfen, die sich zwischen den Anhängern des ermordeten Cäsar und den Gefolgsleuten des Brutus abspielten, bis endlich Oktavianus, der spätere Augustus, der erste der römischen Kaiser, alle Herrschaft in seinen Händen vereinigte.

Die Sicherheit und kulturelle Durchdringung Galliens blieb an dieser Grenze noch Roms Hauptsorge. Erst als dieses Werk gelungen war, richteten sich seine Augen wieder nach dem geheimnisvollen Lande Germanien, aus dem so oft Schrecken und Not für die Römer gekommen waren und dessen Bewohner, wenn man sie nur recht behandelte, doch wieder so gutmütige und vortreffliche Söldner für Rom abgegeben hatten. Etwa seit dem Jahre 27 v. Chr. finden die neuen römisch-germanischen Zusammenstöße statt, und als die Germanen dazu schreiten, sich mit den Urbewohnern Galliens, den Kelten, fest zu verbünden, hält Augustus es für an der Zeit, zum Heerzuge gegen sie aufzurufen. Agrippa und der junge Tiberius, der nachmalige Kaiser, schaffen scheinbare Ruhe. Dann erhält Markus Lollius das Kommando, ein wenig liebenswerter Mann, ein Schacherer und Wucherer, wie die Chronik berichtet, unehrlich und verschlagen. Die Gegenden des Mittelrheins, die er zu verwalten hatte, segnete er mit den gleichen Methoden, die er von seinen asiatischen Jahren her gewöhnt war. Das empörte das Freiheitsgefühl der Germanen;



Schadewohl b. Salzwedel. Steinkammergrab.

Hünengräber, vorgeschichtliche Gräber, enthalten Skelettreste mit Geräten, Schmucksachen, Waffen, Tongefäßen u. a., die man den Verstorbenen mit ins Grab zu geben pflegte und bilden so eine wichtige Fundgrube für die Beurteilung der Kultur unserer Vorfahren.
Man findet größere Monumente, besonders an hervorragenden Punkten, auf Berghöhen u. dgl., sogen. Hünengräber und Gräber aus Steinblöcken aufgebaut oder mit Steinen umstellt als Steingräber, oder aus Erdhügeln, gewöhnlich Heidenhügel genannt.

Bild 1.



9 n. Chr. Schlacht im Teutoburger Wald.

Von allen Seiten angefallen, infolge des Sumpfes und Dickichtes bei ihren schweren Rüstungen schon ohnehin den leichtbekleideten Germanen unterlegen, zogen sich die Mannen des Varus kämpfend bis in die Gegend der Burg Aliso zurück. Der Himmel öffnete alle Schleusen, der Sturm brauste, und die Schauer des Unterganges witterten um die Römer. Noch gelang es ihnen, auf einem Platze ein Lager aufzuschlagen und die Anstürme der Cherusker und ihrer Verbündeten abzuwehren, aber am dritten Tage dann erlag das stolze Heer Roms. Varus selbst stürzte sich verzweifelt in sein Schwert, und nicht einer der stolzen Unterjocher Germaniens entrann dem Tode.

Von diesem Tage an hieß Hermann, der Cherusker, der Befreier Deutschlands.

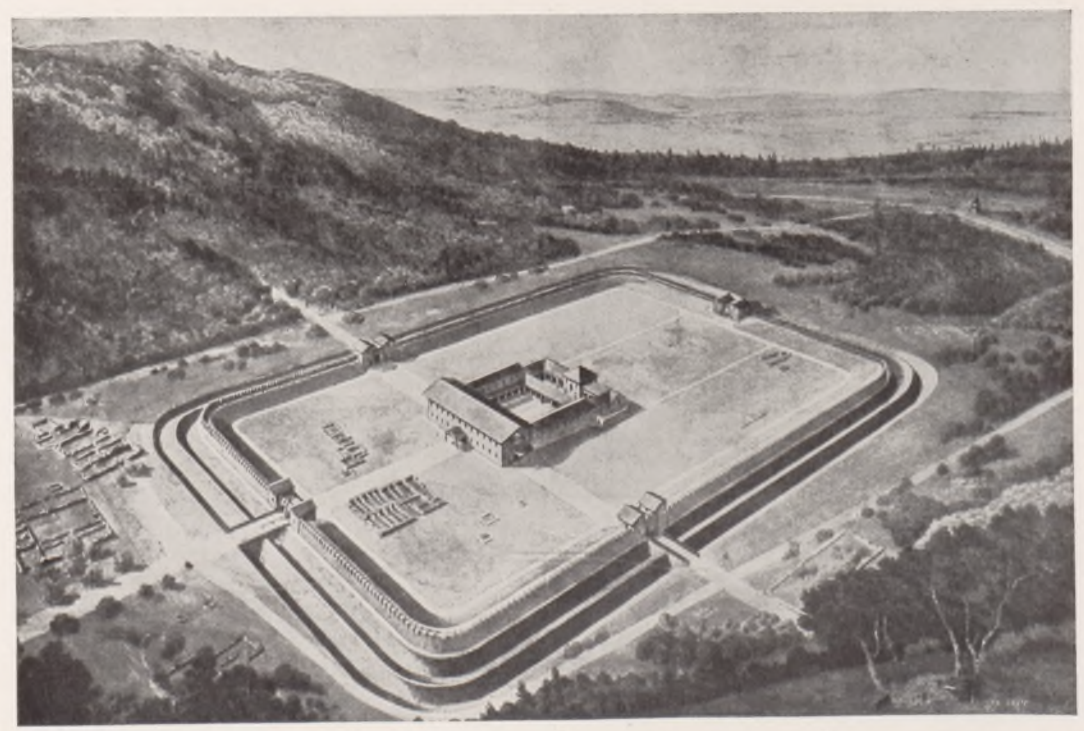
Bild 2.



C. v. Piloty. Thusnelda in Rom, 15 n. Chr.

Hermann der Cherusker hatte die Tochter Thusnelda des Cheruskerfürsten Segesthes entführt, die dem Helden in Liebe ergeben war. Seitdem herrschte der offene Kampf zwischen beiden Häusern. Segesthes erwies sich als Verräter an der germanischen Sache, jedoch sollte sein Verrat keine Früchte tragen. Nach der Schlacht im Teutoburger Walde gelang es Segesthes, seine Tochter Thusnelda, Hermanns Weib, in seine Hand zu bekommen, und der eigene Vater entblödete sich nicht, sie den Römern auszuliefern, in der Hoffnung, den großen Germanenfürsten und Befreier damit bis aufs Herzblut zu treffen. Mag sein, daß der Gatte niemals diesen Schmerz verwand: an seine Sache, die nur die Sache der Gemeinsamkeit, die deutsche Sache hieß, gelangte er nicht. In Rom gebar Thusnelda den Thumelikus.

Bild 3.



Römerzeit. Die Saalburg, Römerkastell, bei Homburg im Taunus.

Längs der Grenze Germaniens gegen Rom, noch immer nach der Schlacht im Teutoburger Walde im ungefähren Verlauf der Donau und des Rheins, zog sich, von Vespasian begonnen, eine militärische Grenze, der sogenannte Limes, der heute noch in Deutschland an vielen Stellen mit seinen letzten Spuren zu sehen ist, von Kastellen und Wachttürmen unterbrochen, aus denen die Römer Ausschau hielten in das Land, daraus ihnen so oft Schrecken und Not erwachsen war. Aber es gab keine germanischen Anstürme mehr. Statt dessen fanden sich alltäglich Germanen am Grenzwall ein, die um Aufnahme in das römische Heer baten und sofort aufs beste aufgenommen wurden. Um diese Zeit wurden die Germanen, die schon auf Grund des Erbrechtes für ihre jüngeren Söhne keine rechte Beschäftigung besaßen, die besten Söldner des römischen Heeres und im wahrsten Sinne damit auch die letzten Träger der römischen Weltmacht.

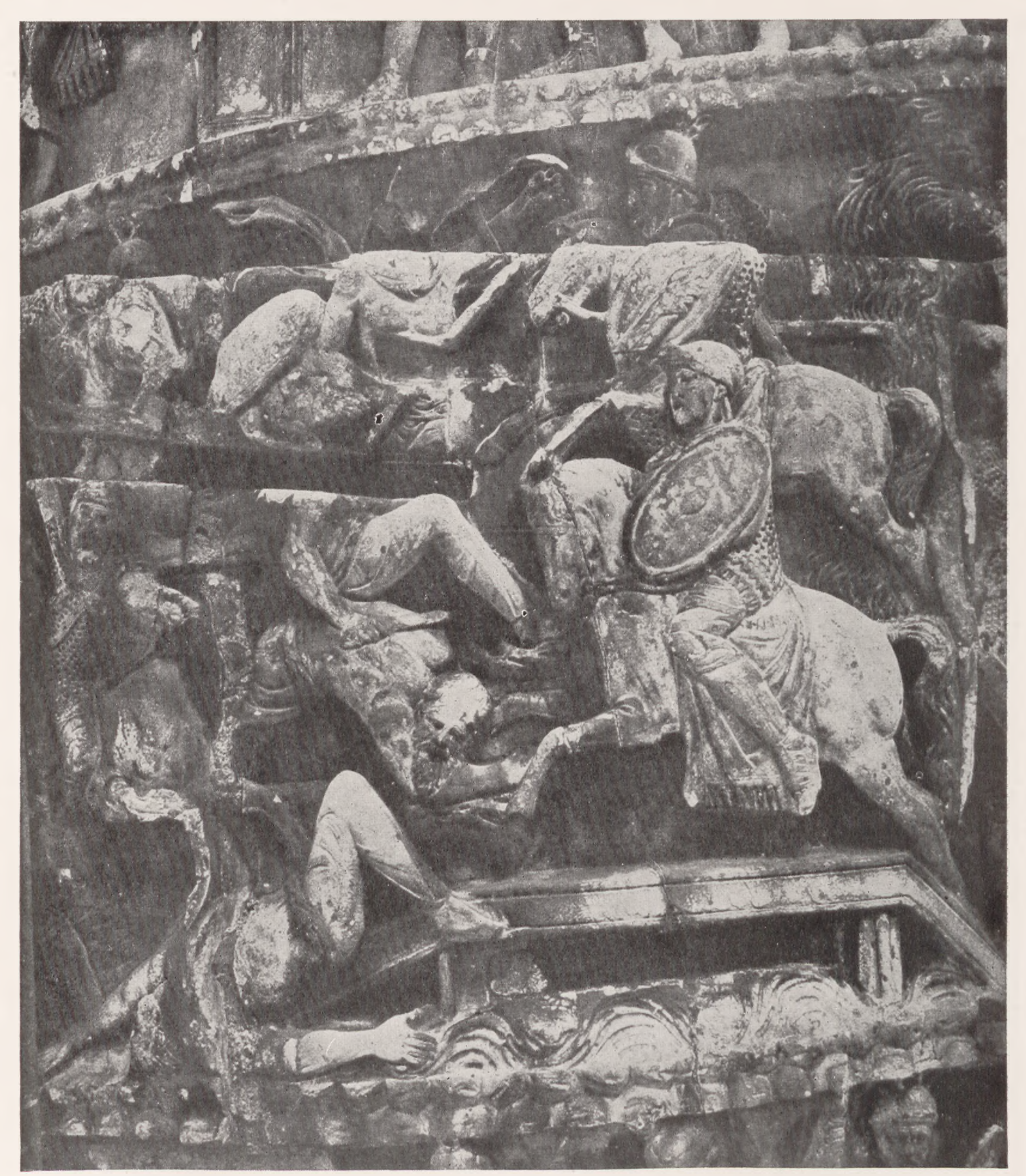
Bild 4.



Markussäule, Rom. Germanische Ratsversammlung.

Die Marc-Aurel-Säule steht auf der Piazza Colonna in Rom und gibt durch ein laufendes Relief eine unschätzbare Bilderchronik der Kriegsjahre von 171 bis 175 wieder. Naturgemäß enthält diese Säule vor allem die Siege der Römer, während germanische Erfolge verschwiegen werden.

Bild 5.



Markussäule, Rom. Tod der letzten Germanen.

Auf der Marc-Aurel-Säule (Markussäule) in Rom befindet sich ein Relief, das wie ein Band die Säule nach oben umzieht und die Kämpfe der Römer gegen die Germanen verherrlicht.

Bild 6.



Markussäule, Rom. Germanische Edle werden enthauptet.

Bild 7.



Staatenbildung am Ende der Völkerwanderung.

Etwa 375 n. Chr. rechnet man mit dem Einbruch der Hunnen den Beginn der Völkerwanderung, jene gewaltige Revolution der Völker, nicht im Hirne einzelner Männer geboren, sondern von der Natur aufgezwungen. Der Druck, den das Volk der Hunnen auf die ihm benachbarten germanischen Stämme ausübte, zwang diese wiederum, nach Westen zu wandern, so daß bald die römischen Provinzen von ihnen erfüllt waren und die Römer nichts anderes tun konnten, als sich mit den Eindringlingen friedlich zu verständigen. Vor allem die Goten, das geistigste und tapferste Volk der Germanen, trugen ihre Waffen, ihre Siege bis zum Bosporus, bis nach Kleinasien und Griechenland. Die Germanen überfluteten ganz Ost- und Westrom, während Slawen wieder Germanien bis zur Elbe in Besitz nahmen. Es war die Zeit eines Alarich, Theoderich des Großen, Dietrich von Bern. Und bei diesem Ringen schon herrschte Bruderkampf, ein Kampf Germanen gegen Germanen. Selbst in der großen Entscheidungsschlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 n. Chr. hatten Ostgoten auf seiten der Hunnen gestanden gegen ihre Brüder, die Westgoten.

Bild 8.

die weil lie er sedelen · vor
wurmiz uf den sant . den di
im komen solden zv der bu
rgunden lant .

In den selben ziten · do si nv
solden komen · do hette die
vrouwe Chrimhilt die mere
wol vnomen · er wolt hoch
getziten mit magen vnd mit
man . Do ward vil michel
flizzen von schonen vrouw
en getan .

Mit waete vnd mit ge
bende daz si solden tra
gen . Vte die vil riche die
mere ouch hoerte sagen · vo
den stoltezen degnen · di da
solden komen . Do ward
vz d' valde guter waete
vil genomen .

Durch ir chinde liebe
hiez si bereiten chleit .
Da mit ward getzieret vil
vrouwen vnd manich me
it . vnd vil d' guten recke
zv burgunden lant · Do
ward ouch den vremden
bereitet herlich gewant .

Aventiwer wie Sivrit
Chrimhilden von aller
erz ersah ·

Man sach si tag
gelichen · rei
ten anden
Rein . Die bi
der hochgetz
eite gern wol
den sin . die
durch d' chunige liebe qua
men in die lant . den gab
man svmelichem beide ros
vnd ouch gewant .

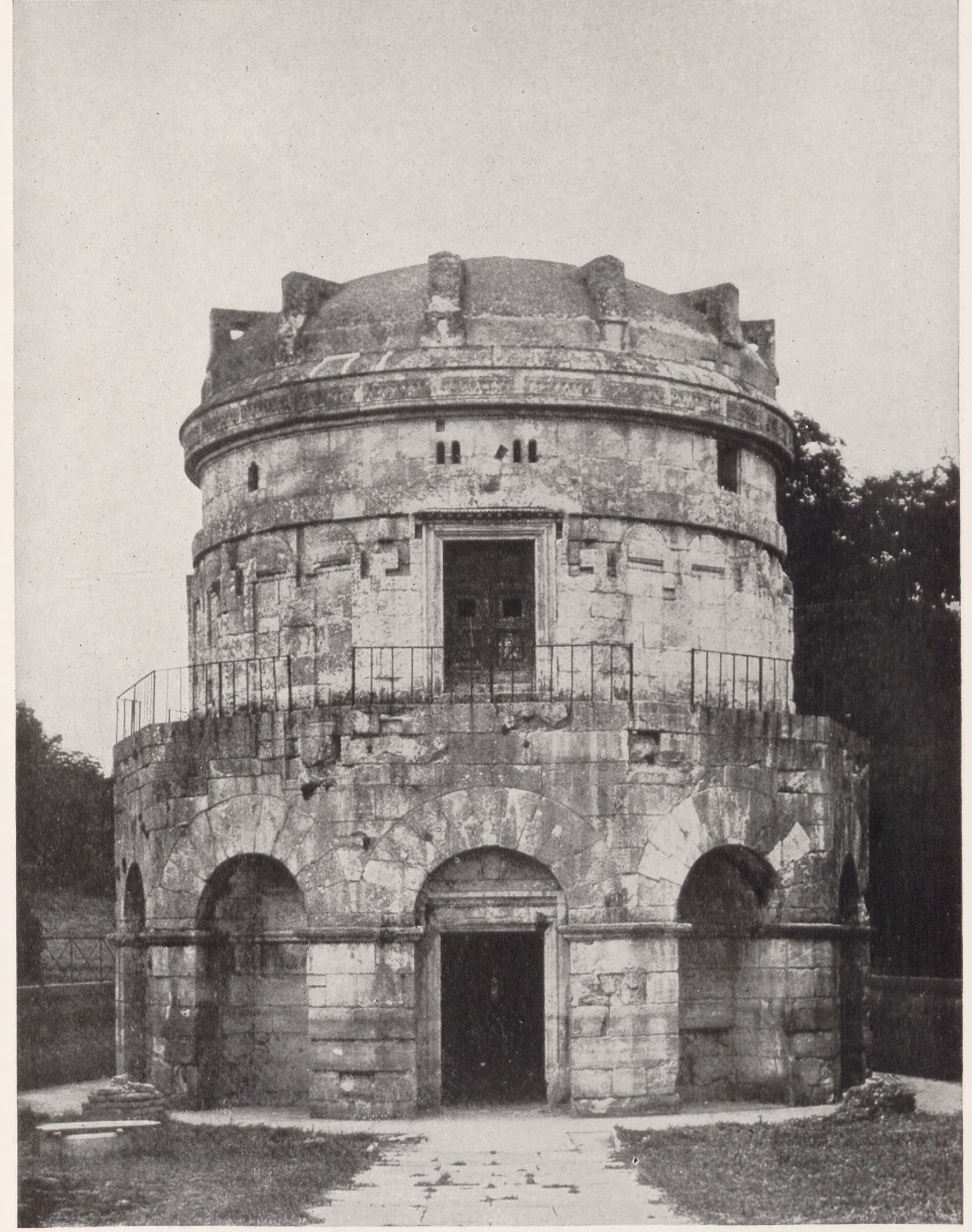
Iz was ir gesinde allen wol
bereit . den hochsten vnd
den besten . als vns daz ist
geseit . zwen vnd dreizich fur
sten quamen zv d' hochge
tzit . da zierte sich engege
ne vil manich schone vrou
we sit .

Ez was vil vnmuzic
Gyselher daz kint .
die vremden vnd ir mage
vil gutlichen sint . enpfie
er vnd gernot vnd ouch
ir beider man . ia gruzten
si die degen . als ez nach eri
was getan .

Vil goltvarwen satel
si brahten in daz lant .
die zierlichen schilde vil
herlich gewant . durch des
wirtes liebe zv d' hochgetzit

(Nibelungen im 5. Jhrdt.)

Nibelungenhandschrift.



Ravenna. Mausoleum Theoderich des Großen.

Theoderich der Große oder, wie ihn die Heldensage nennt, Dietrich von Bern, geb. 454, besiegte als König der Ostgoten den germanischen Söldnerführer Odovakar in Italien und stand an der Spitze der Ostgoten als alleiniger Herr Italiens. Seine Versuche, aus Italern und Germanen ein Volk zu machen, scheiterten. 33 Jahre herrschte er und förderte Ackerbau, Gewerbe, Handel. Im Jahre 526 starb Theoderich und wurde in seiner Grabkapelle in Ravenna bestattet. Die Flachkuppel dieses Baues ist aus einem einzigen Stein herausgehauen.



A. Rethel. Predigt des heiligen Bonifatius.

Zur Zeit Pippins des Kurzen fanden die Züge begeisterter Missionare weit nach Germanien hinein, nicht zuletzt der des später heilig gesprochenen Mönches aus England, Winfried, mit seinem Kirchennamen Bonifatius genannt, der dann im Jahre 755 auf seiner letzten Bekehrungsfahrt von den Friesen erschlagen worden ist. Bonifatius war der erste Erzbischof von Mainz, gründete u. a. die Klöster Fritzlar, Fulda, die Bistümer Freising, Regensburg, Passau, Würzburg, Erfurt, Eichstätt. Seine Gebeine ruhen im Dom zu Fulda.

Bild 11.



Zeitgenössische Darstellung. Bildnis Karls des Großen (771—814).


Das Reich
KARLS DES GROSSEN.
Frankreich 771
Eroberungen Karls
Grenzen seines Machtbereichs.
Oströmischer Besitz
Maßstab 1:9 Mill.

Bild 13.



W. von Kaulbach. Karl der Große und Wittekind.

Wittekind (Widukind) kämpfte als Heerführer der Sachsen in deren Kriegen gegen Karl den Großen. Im Jahre 785 unterwarf er sich jedoch Karl dem Großen und ließ sich taufen. Er wurde nach der Überlieferung von Karl zum Herzog von Sachsen erhoben und fiel 807 im Kampfe gegen die Schwaben. Seine Gebeine wurden in seiner Residenz in der Stiftskirche zu Engers bestattet.

Bild 14.



A. Rethel. Heinrich der Vogler, 919.

Konrad I. beschwor auf seinem Sterbebett seinen Bruder, daß sein bisheriger Gegner Heinrich von Sachsen, den er als tatkräftigen, zielbewußten und weisen Fürsten kennen gelernt hatte, die deutsche Königskrone als sein Nachfolger tragen solle. Die Gesandten der Herzöge beriefen Heinrich vom Vogelfang zur Wahl. Davon berichtet das schöne Volkslied: „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd ..." So wurde denn Heinrich auch „Heinrich der Finkler" genannt und später noch mit dem Ehrennamen eines „Städtegründers" geehrt. Im Jahre 919 wurde Heinrich von Sachsen in Fritzlar als König der Deutschen ausgerufen. Er unterwarf Lothringen und schlug die wieder anziehenden Ungarn bei Riade, nachdem er vorher eine 9jährige Waffenruhe mit diesen benutzt hatte, um sein Heer, vor allem die Reiterei gut auszubilden und befestigte Plätze anzulegen. Er starb 936.

Bild 15.



M. Echter. Schlacht auf dem Lechfelde im Jahre 955.

König Otto der Große ergriff die heilige Lanze und sprengte seinen Reiterscharen voran dem Feind entgegen. Es war, als ob eine Eisenmauer über die leichten ungarischen Reiter zusammenstürzte. Schon sehr bald verwandelte sich ihr Widerstand in helle Flucht, viele ertranken in den Fluten des Lechs; vor den Mauern Augsburgs, wohin sie zurückdrängten, bereitete man anderen das blutige Ende. Überall in Bayern rotteten sich wackere Leute, auch Landvolk, zusammen, die die Furten besetzten, damit niemand von den Räubern der großen Abrechnung entging. Das war die Schlacht auf dem Lechfelde im Jahre 955, in der Otto der Große in wenigen Stunden den Ungarn heimzahlte, was sie in Jahrzehnten an Deutschland gefrevelt hatten.

Bild 16.

sie taten sich zusammen und vernichteten in blutiger Schlacht die Soldaten des Lollius. Dieses war nun ein Sturmzeichen für Rom und Augustus, das von dem klugen Lenker der Weltmacht Rom nicht übersehen wurde. Man faßte den Entschluß, von jetzt an nicht mehr ruhig am Rheine zur Sicherheit stehenzubleiben, sondern nach Germanien selbst einzufallen. In großartigem militärischen Aufmarsch, der alle Notwendigkeiten des konzentrischen Angriffs kühn und doch überlegt in Rechnung stellte, unternahm der ältere Drusus den gefährlichen Zug mit sichtbarem Erfolge. Denn dieser wahrhaft bedeutende römische Feldherr, der zugleich auch alle Eigenschaften eines überlegten großen Staatsmannes besaß, verstand es, nicht nur zu siegen, sondern auch seine Siege durch die Behandlung, die er den Unterworfenen zuteil werden ließ, zu sichern. Drusus vermied es, den Germanen nach Aufdringung der römischen Verwaltung auch die übrigen „Segnungen" des Weltreiches, als da waren Steuern usw. zu bescheren; er ließ zunächst nur die Vorteile spielen, die die Germanen scheinbar mit ihrer Unterwerfung eingetauscht hatten. Und gar unerhörte Ehrungen und Aussichten eröffnete er ihnen, sobald sie sich entschließen wollten, römische Heeresdienste zu nehmen. Die römische Politik war damals auf dem besten Wege, sozusagen friedlich Germanien sich einzuverleiben, und in diesem Sinne mag es als ein Glück bezeichnet werden, daß Drusus auf einem seiner Züge, zwischen Elbe und Saale, tödlich vom Pferde stürzte, wie eine Sage es wissen will, weil plötzlich vor ihm die drohende Gestalt eines germanischen Weibes aufgetaucht sei, vor der das Pferd sich entsetzt habe.

Der Nachfolger des Drusus, Tiberius, war weniger klug in seiner Behandlung der Germanen. Für ihn galt auch hier nur die alte römische Unterdrückungspolitik, das brutale Recht, das sich der Sieger gegenüber dem Besiegten, beziehungsweise demjenigen, den er sich nicht ebenbürtig erachtet, aus eigener Stärke verleiht. Die alte romanische Treulosigkeit wurde den Germanen wieder zum Unglück, der Stamm der Sugamber wurde völlig aufs Haupt geschlagen und der Rest aus seinen bisherigen Wohnsitzen auf das linke Rheinufer verpflanzt. Augustus in Siegesfreude trat sofort der neuen Aufgabe näher, dem Traume der Errichtung eines römischen Germaniens zwischen Weser und Rhein. Bei diesem Beginnen stießen die Römer auf einen neuen Volksstamm, die Cherusker.

Die alte römische Diplomatie der Verschlagenheit und Versprechung gewann bei ihrer Behandlung wieder die Oberhand. Wie es immer zu gehen





pflegt, wenn eine alte Kultur auf das Primitive, Naturwüchsige stößt, versagten die römischen Künste in vielen Fällen auch nicht, und bald war es den Welschen gelungen, die Cherusker in zwei Lager zu spalten, in Römerfreunde, die gern und willig Geschenke und Ehren nahmen, und in die ihres Stammes auch weiterhin bewußten Germanen, die treu an ihrer Eigenart festzuhalten gedachten. Unter den letzteren trat sehr bald Hermann hervor, den die Römer Arminius nannten und bis zu der allgemeinen Erhebung für einen ihrer Freunde hielten.

Denn Hermann, der Cherusker, besaß jene beiden großen Eigenschaften, die erst gemeinsam den großen Politiker ausmachen und getrennt voneinander hier zur Ideologie mit dem notwendigen tragischen Ausgang, dort höchstens zu billigen persönlichen oder Tageserfolgen führen. Der erste große Deutsche unserer Geschichte verfolgte von Anfang an auch zäh einen großen, idealen Gedanken: die Gemeinschaft aller Germanen war ihm das erstrebenswerte Ziel, und er wußte, daß sein Volk unbesieglich sein würde, wenn es in Einigkeit zusammenstünde. Diese Einigkeit also mußte geschaffen werden, und weil der römische Erobererwille ihr entgegenstand, war es notwendig, den Feind aus dem Lande zu treiben. Freiheit stand vor der Einheit! Und Armin, der Cherusker, ging ans Werk. Der Mann mit dem großen Ziel zeigte, daß er zugleich doch auch Diplomat war. Er borgte sich das Gewand des Fuchses, das ihm doch so schlecht anstand, und ging hin und nahm römische Kriegsdienste. Denn, wenn er Rom schlagen wollte, hieß es vor allem erst, Rom kennenzulernen; das war am besten im Heere des Augustus möglich. Früh wurde Hermann römischer Offizier, galt bald als einer der besten Soldaten, und man ernannte ihn gar zum „römischen Ritter". Der Cherusker, der so aufmerksam römisches Wesen studierte und römische Kultur vor aller Ohren rühmte, schien den Machthabern besonders geeignet, um seine germanischen Genossen aufzuklären und die Segnungen Roms für die Barbaren in ein helles Licht zu rücken. Das war ein Trugschluß.

Denn statt nach seiner Rückkehr in das Vaterland Rom zu loben und für seine Kultur zu werben, begann Hermann zunächst damit, immer wieder, zuerst im vertrauten Kreise, dann auch bei größeren heimlichen Zusammenkünften seine Landsleute daran zu erinnern, daß sie ein besonderes Volk mit eigenen Sitten und eigener Sprache seien, während Rom nichts anderes anstrebe, als die Germanen als Volk zu vernichten, sei es nun durch friedliche Durchdrin-

gung — ein Wort, das hernach in der Politik Frankreichs bis auf den heutigen Tag seine Rolle gespielt hat und von dem die Rheinlande nach 1918 zu berichten wissen! —, sei es auch mit Gewalt! Dem treuen Sohn und späteren Retter seines Vaterlandes muß eine gar zündende Rednergabe, eine Innerlichkeit des Wortes, die die Herzen ergreift, zur Verfügung gestanden haben, wie es eben nur bei einem Menschen möglich ist, der ganz in einer Sache aufgeht. Denn immer größer wurde der Anhängerkreis des Armin, immer unwilliger gingen die Reden gegen Rom beim Metkrug, in der Versammlung: ein Nationalgefühl der Deutschen begann zum ersten Male zu erwachen!

Aber auch die Gegenpartei blieb wachsam; die Römlinge merkten auf, jene liebedienerischen Deutschen, die noch immer bis zum heutigen Tage ihr eigenes Land und Volk zugunsten der Ausländerei herabgesetzt haben. Ihr Haupt war Segesthes, dessen hochgewachsene, blonde Tochter Thusnelda dem Helden Hermann in Liebe ergeben war. Jetzt glaubte Segesthes den Augenblick gekommen, um an dem verhaßten Mann persönliche Rache üben zu können, indem er Hermann die Geliebte verweigerte. Da zeigte sich der große Cherusker auch in seiner persönlichen Sache als ein Mann der Tat und raubte im Einverständnis mit Thusnelda die Tochter des Segesthes. Seitdem herrschte der offene Kampf zwischen den beiden Häusern. Und wir sehen auch hier schon, daß der Zwiespalt unter den Sippen, wie später der Neid unter den Stämmen und Herzogtümern, zunächst scheinbar eine Privatsache, in der Folge doch für das ganze Volk sich als verderblich erwies. Die Neigung der Deutschen zur Eigenbrötelei, die Uneinigkeit in allen Dingen des Staates, die doch allen gemeinsam sein sollten, weil sie aller Interessen umfassen, gehen zurück bis in die uralten Zeiten des Armin.

Der heiße Eifer Hermanns, für Germaniens Sache und Freiheit zu werben, zeigte seine ersten reifen Früchte. Aus winzigem Anfange entstand ein fester Bund. Die Stämme der Brukterer, Chatten, Angrivarier und Marser schlossen sich mit den Cheruskern zum Schutz- und Trutzbündnis zusammen. Ihr heimliches Oberhaupt, von dem sie die Rettung erhofften, war Armin.

Um diese Zeit auch hatte Varus, ein eleganter römischer Hofmann und, wie man sagt, ein entfernter Verwandter des Kaisers Augustus, die Statthalterschaft über Germanien übernommen. In seinem Gefolge zeigten sich sowohl Segesthes als auch Armin, der römische Ritter, der in seinem Herzen

der treueste Deutsche war. Und dem Cherusker Hermann gelang es, im römischen Gewande des Armin das Herz des Varus für sich einzunehmen, der an dem feurigen, klugen und, wie er glaubte, Rom völlig ergebenen sechsundzwanzigjährigen Jüngling seinen besonderen Gefallen fand; so sehr ließ Hermann alle Künste seiner in Rom erlernten Diplomatie spielen, mochte auch sein Herz dabei bluten, wenn er also in List sein wahres Wesen um der Sache willen verbergen mußte. Aber wie recht er damit tat, bewiesen schon die nächsten Ereignisse, die Schlag auf Schlag folgen sollten.

In des römischen Konsuls Sommerlager an der Weser ging es hoch her. Denn Varus, der kurz vorher aus dem reichen und knechtischen Syrien gekommen war, verstand zu leben und leben zu lassen. Inmitten germanischer Fürsten und Edler huldigte der Römer dem Wein und den Frauen, erzählte Anekdoten aus seinem bunten Kriegs- und Hofleben und ahnte nicht in einem einzigen Augenblick, welches Unwetter bereits über seinem Haupte schwebte. Zwar war Kunde eingetroffen, daß ein unbedeutender germanischer Stamm rebelliert hätte, aber den Varus sorgte das wenig. Am nächsten Tage sollten seine Legionen in das neue Winterlager abmarschieren; ein kleiner Umweg würde genügen, um die Aufständischen der „gerechten" Sache Roms wieder zuzuführen. Was Varus nicht wissen konnte, war, daß jener an sich unbedeutende Aufstand von Armin veranlaßt worden war und das Zeichen für die großen Stämme bedeutete, sich bereitzuhalten. Die Stunde der Befreiung war angebrochen!

Ein anderer allerdings hatte von dem Plan die gleiche Kenntnis wie Hermann selbst: der Verräter Segesthes! Das Schicksal der Deutschen stand auf des Messers Schneide. Denn bei jenem Freudenmahl des Varus an der Weser trat plötzlich dieser Mann vor den römischen Konsul hin und enthüllte bis in alle Einzelheiten in der Gegenwart Hermanns den Aufmarsch der germanischen Befreiung. Alles schien vorbei.

Da aber erwies sich, daß Armin nicht nur richtig gerechnet, sondern auch sein listiges Spiel über alle Erwartung hinaus den Varus getäuscht hatte. Denn der schon halb trunkene Römer verlachte die Warnungen des Segesthes, obwohl ihm der Verräter an der deutschen Sache, der allen Verrätern Deutschlands heute noch den Ahnen-Namen gibt, sogar anbot, so lange in Ketten bei ihm zu bleiben, bis die Wahrheit seiner Angaben sich erwiesen habe. Varus ging in sein Verhängnis, und es zeigte sich, daß über der Menschen Raten und

Tun zuletzt doch immer das Schicksal steht, dem kein Volk entrinnen kann. Der römische Statthalter ließ sich sogar von den verbündeten germanischen Völkerschaften bei seinem Abmarsch zu den Aufständischen unter der Führung des von ihm so geliebten Armin begleiten: die Schlinge war gelegt!

Als das römische Heer auf seinem Marsche die unwegsamen Waldgebiete bei der heutigen Grotenburg, dem Teutoburger Walde, erreicht hatte, verwandelten sich die angeblichen Bundesgenossen in Angreifer. Von allen Seiten angefallen, infolge des Sumpfes und Dickichtes in ihren schweren Rüstungen schon ohnehin den leichtbekleideten Germanen unterlegen, zogen sich die Mannen des Varus kämpfend bis in die Gegend der Burg Aliso zurück. Der Himmel öffnete alle Schleusen, der Sturm brauste, und die Schauer des Unterganges witterten um die Römer. Noch gelang es ihnen, auf einem Platze ein Lager aufzuschlagen und die Anstürme der Cherusker und ihrer Verbündeten abzuwehren, aber am dritten Tage dann erlag das stolze Heer Roms — man zählte das Jahr 9 n. Chr. Geburt —, Varus selbst stürzte sich verzweifelt in sein Schwert, und nicht einer der stolzen Unterjocher Germaniens entrann dem Tode. Als die Kunde davon nach Rom drang, soll Augustus in Verzweiflung seinen Kopf an die Mauer seines Prunkgemaches gestoßen und dabei gerufen haben: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!"

Von diesem Tage an hieß Hermann, der Cherusker, der Befreier Deutschlands. Ungeheurer Siegesjubel erhob sich durch Germaniens Gaue, und der Germanenkönig in Böhmen, Marbod, der Herrscher der Markomannen, schien jetzt schon eher geneigt, auf ein Bündnis mit Hermann, das er vor der Schlacht im Teutoburger Walde noch zurückgewiesen hatte, einzugehen.

Aber Segesthes lebte! Wie immer der Segesthes tätig sein wird, wenn Hermann-Siegfried mit reinem Schwerte für die deutsche Sache den Sieg erstritt. Es gelang dem Verräter, seine Tochter Thusnelda, Hermanns Weib, in seine Hand zu bekommen, und der eigene Vater entblödete sich nicht, sie den Römern auszuliefern, in der Hoffnung, den großen Germanenfürsten und Befreier damit bis aufs Herzblut zu treffen. Mag sein, daß der arme Gatte niemals diesen Schmerz verwand: an seine Sache, die nur die Sache der Gemeinsamkeit, die deutsche Sache hieß, gelangte er nicht.

Aber etwas anderes trat ein: weil die erste große Gefahr glücklich überstanden war, glaubten die Germanen wieder in ihren alten Fehler der Eigenbrötelei, in das Wesen jenes betonten Individualismus zurückfallen zu dürfen,

der auf vielen Gebieten eine große Stärke besitzen mag, in staatlicher Beziehung den Deutschen aber bis in die jüngste Geschichte nur von Verhängnis gewesen ist. Umsonst wies Hermann darauf hin, daß der Bund, der zum Zwecke der Befreiung geschlossen war, auch nach dem Siege über die Römer und nun erst recht erhalten werden müßte. Man schlug seine Warnungen in den Wind, und sehr bald fanden sich Männer, die dem Befreier nachsagten, er gedenke sich in den Besitz der Alleinherrschaft über die Stämme zu setzen. Da war die erste Saat des Mißtrauens schon gesät und ging auch schnell auf.

Denn solche Gerüchte über Armin hatten recht. Wie wohl anders sollte ein Bund der Stämme von Dauer sein, wenn nicht derjenige, der nach dem Zeugnis aller der Klügste, Tapferste und Erfolgreichste von allen germanischen Edlen war, auch die Herrschaft über ihn ausübte! Aber das gerade entsprach nicht dem germanischen Freiheitsgefühl: der mißverstandene Begriff der Freiheit wurde sowohl Armin, als auch seinen Landsleuten zum Verhängnis.

Zunächst erfuhr eine solche Entwicklung noch eine Verzögerung durch neuerliche römische Eroberzüge unter dem Sohn des Drusus, der den Beinamen Germanicus erhielt. Der junge Feldherr konnte nur deshalb einige große Erfolge davontragen, weil die Uneinigkeit unter den Stämmen schon im vollen Gange war. Vereint hätten sie dem Römer mit Leichtigkeit widerstehen können. So aber geschah es, daß Germanicus zuerst die Marser angriff und die Leichtsinnigen mitten beim Festschmaus überraschen konnte. Dann wandte er sich ohne Aufenthalt gegen die Chatten und Cherusker. Zu ihnen war die Kunde von der Niederlage der Marser bereits gedrungen; noch einmal stand der Geist des Teutoburger Waldes auf, und Hermann, der Befreier, war wieder in aller Munde. Um ein Haar erlitt des Germanicus' Heer das gleiche Schicksal wie fünf Jahre vorher die Legionen des Varus'.

Unter Anspannung aller Machtmittel des Weltreiches, nach Schaffung einer großen Flotte, die sich auf tausend Schiffe belaufen haben soll und später ein Schicksal erlitt wie die spanische Armada Philipps II., drang Germanicus noch einmal in Deutschland ein und schlug Hermann in der Schlacht bei Idistaviso. Nur mit Mühe, indem er nach heftigem Kampf, in dem sein Schwert fürchterlich unter den Römern gehaust hatte, durch Schmutz sein Gesicht unkenntlich machte, entrann Armin der Gefangenschaft. Die Römer aber, wenn auch diese Feldschlacht für sie glücklicher verlief, mußten sich eingestehen, daß die Unterwerfung Germaniens ihnen wieder nicht ge-

lungen war. An kriegerische Erfolge durften sie in Zukunft nicht mehr denken. Aber ein anderes, gefährlicheres Kampfmittel hatten ihnen die Deutschen selbst gewiesen, das geräusch- und gefahrloser für Rom arbeitete: das war die Zwietracht der Germanen. Der römische Kaiser Tiberius rechnete weise, indem er glaubte, sich ganz auf diese innere Uneinigkeit der Deutschen verlassen zu können. Er begnügte sich damit, die Sicherungen der gallischen Grenze in den einzelnen germanischen Kastellen Roms auszubauen und zog im übrigen seine Heere aus Deutschland zurück.

Die Zeit gab dem Römer-Kaiser nur zu recht. Statt der ersehnten Bundesgenossenschaft sah sich Hermann, der Cherusker, gezwungen, gegen den Markomannenkönig Marbod das Schwert zu ziehen: er siegte, aber es war ein Sieg über einen Stammesgenossen. Bald darauf fiel Deutschlands erster großer Mann den Messern seiner eigenen Verwandten anheim, weil er sich um Germaniens willen über sie zu setzen trachtete. Der große Feind aber, den er aus seinem Vaterlande hinaustrieb, setzte Armin das Denkmal. Denn so urteilten die Römer über den Cheruskerfürsten:

„In der Schlacht manchmal, im Kriege nie besiegt, war Hermann unbestreitbar der Befreier Deutschlands!“

*



Römischer Wartturm.

Völkerwanderung, Frankenkönige und das Reich Karls des Großen

Nach dem Abzug der Römer aus Deutschland, deren letzte Ursache in der Schlacht im Teutoburger Walde zu suchen ist, verstummt die Kunde von unsern Vorfahren wieder. Was die römischen Geschichtsschreiber von den Germanen noch zu berichten wissen, geschieht mit einer heimlichen Schadenfreude und beweist, daß das Urteil des Tiberius nur zu recht getroffen war. Da schlagen oft um geringfügiger Dinge willen die Chatten auf die Cherusker, die Cherusker auf die Hermunduren ein. Bäche von Blut rinnen durch Deutschland, aber es ist eigenes Volksblut, das da vergossen wurde.

Viele Germanen auch suchen das Heil in der Fremde, nehmen römische Kriegsdienste und schlagen für ein anderes Volk Ruhm und Ehre herbei. Längs der Grenze Germaniens gegen Rom, noch immer im ungefähren Verlauf der Donau und des Rheins, zog sich längst, von Vespasian begonnen, eine militärische Grenze, der sogenannte Limes, der heute noch in Deutschland an vielen Stellen mit seinen letzten Spuren zu sehen ist, von Kastellen und Wachttürmen unterbrochen, aus denen die Römer Ausschau hielten in das Land, daraus ihnen so oft Schrecken und Not erwachsen war.

Aber es gab keine germanischen Anstürme mehr. Statt dessen fanden sich alltäglich Germanen am Grenzwall an, die um Aufnahme in das römische Heer baten und sofort aufs beste empfangen wurden. Deutlich zeigte sich, daß eine allbeherrschende Kultur, wie die römische, auch auf friedlichem Wege ihre große Anziehungskraft auf die primitivere auszustrahlen vermochte. Um diese Zeit wurden die Germanen, die schon auf Grund des Erbrechtes für ihre jüngeren Söhne keine rechte Beschäftigung besaßen, die besten Söldner des römischen Heeres und im wahrsten Sinne damit auch die letzten Träger der römischen Weltmacht.

Damit war aber auch zugleich der Keim der Gefahr in das Gefüge des Römischen Reiches getragen worden. Zwar dauerte dieser Zustand drei volle Jahrhunderte, daß die Germanen willig im Dienste Roms frohnten, aber immer mehr zeigte sich, daß das Römerreich bis in sein innerstes Mark faul geworden war. Die Zeit der großen Kaiser war längst vorüber, die Macht

über Rom fiel oft mehreren Personen zugleich anheim, je nachdem, für wen sich die Legionen erklärten. Die Geschichte hat sich nicht einmal mehr die Mühe genommen, die einzelnen Herrscher aufzuzählen, so kurz waren oft die Tage ihrer Macht berechnet, zu schnell wechselten die einzelnen Tyrannen. Da war es kein Wunder, daß das römische Weltreich fast auf einen Streich zusammenfiel, als ein Ereignis eintrat, das man geneigt ist, einem furchtbaren Erdbeben gleichzusetzen, und das volle zwei Jahrhunderte die gesamte damals bekannte Welt erschütterte. An ihrem Ende aber stand der Sieg des Germanentums unter dem christlichen Kreuz! Jene gewaltige Revolution der Völker, nicht im Hirne einzelner Männer geboren, sondern von der Natur aufgezwungen, nennen wir die Völkerwanderung.

Wo und wann genau diese Wanderung ganzer Volksstämme von Ost nach West begonnen hat, kann auf das Jahr nicht mehr festgestellt werden. Vielleicht oder gar gewiß geschah der gewaltige Aufbruch an vielen Orten zugleich. Der Druck, den das Volk der Hunnen auf die ihm benachbarten germanischen Stämme ausübte, zwang diese wiederum, nach Westen zu wandern, so daß bald die römischen Provinzen von ihnen erfüllt waren und die Römer, längst nicht mehr einem kriegerischen Ereignis von solchem Ausmaße gewachsen, nichts anderes tun konnten, als sich mit den Eindringlichen friedlich zu verständigen. Vor allem die Goten, das geistigste und tapferste Volk der Germanen, trugen ihre Waffen, ihre Siege bis zum Bosporus, bis nach Kleinasien und Griechenland. In zwei Stämme geteilt, den Ost- und den Westgoten, herrschte hier das Geschlecht der Amalungen, dort das der Balten. Denn schon lange — ein deutliches Zeichen der romanischen Beeinflussung — war an die Stelle der Freiversammlungen, der Adelsrepublik, wie man es nennen könnte, das Heerkönigtum getreten. Und diese Heerkönige sind es dann auch in der Folge, die den germanischen Namen bis zu den Sternen emportragen, so darunter die größten unter ihnen, ein Alarich, ein Theodorich der Große.

Den Goten war in den Donauprovinzen kein langer Aufenthalt vergönnt, denn der Hunnenansturm setzte bald von neuem ein und wirbelte die Völkerschaften durcheinander. Da geschah es, daß die Germanen ganz Ost- und Westrom überfluteten, während Slawen wieder Germanien bis zur Elbe in Besitz nahmen. Der römische Kaiser Valens vermochte es nicht, auf die germanischen Wünsche einzugehen. Bei Adrianopel im Jahre 378 büßte er es mit der Krone und dem Leben. Immer toller wurden die Zustände im römischen

Reich; es war eine Zeit, da ein jeder auf sich selbst gestellt war und keine staatliche Macht mehr Ordnung und Schutz zu gewährleisten vermochte, kein Wunder, daß die Germanen als letzter Halt erschienen. Unter dem jungen Valentinian II. besaßen sie bereits alle Gewalt über Westrom; sie stellten dem Kaiser Rat und Schwert. Und als er schwachen Widerstand zu leisten versuchte, scheute sich der Franke Arbogast nicht, den Kaiser aus dem Wege räumen zu lassen. Wahrlich, jetzt büßten die Römer, was sie einst an Germanien gesündigt hatten, und doch war das, was die Germanen taten, nur aus dem Zwange heraus geboren, aus der Raumnot, an der sie keine Schuld besaßen, während das stolze Rom einst mit keinem andern Grund, als wie ihn jeder Eroberer anzuführen vermag, über die Germanen hergefallen war.

Auf den Arbogast folgte ein Stilicho vom Stamm der Vandalen, der den römischen Feldherrn Aetius zur Seite stand, während er in Wahrheit alle Macht selbst in Händen hielt, folgte schließlich der Söldnerführer Odovakar, der unter dem Schwerte des großen Theodorich enden sollte.

Zu der Zeit, als Westrom unter die Herrschaft der Germanen fiel, war Theodorich aus dem Geschlechte der Amalungen schon zum König aller Ostgoten gewählt worden, und ein Aufstieg sollte ihm bevorstehen, wie er dem Westgoten Alarich aus dem Baltenstamm nicht beschieden gewesen ist. Zwar hatte Alarich selbst die Stadt Rom erobern können, hatte alle Schmach, die Rom jemals Germanien erwiesen hatte, gerächt, indem er seinen Abgesandten auf ihre Frage, was er ihnen denn noch belassen wollte, die herrische Antwort erteilte: „Nichts als euer Leben!" Aber ein jäher Tod riß ihn aus Sieg und Glück, und im Flußbett des Busento bestatteten ihn die Seinen. Nun sollte es Theodorich sein oder Dietrich von Bern, wie ihn die deutsche Heldensage nennt, der Italien für die Germanen eroberte.

Aber es war ein Bruderkampf schon, ein Kampf Germanen gegen Germanen, der um die Siegesbeute anhob. Damit aber wiederholte sich schließlich nur etwas, das seit jeher in der deutschen Geschichte zu finden gewesen war. Selbst in jener großen Entscheidungsschlacht auf den Katalaunischen Feldern im Jahre 451 n. Chr., in der endlich durch den römischen Feldherrn Aetius, aber in Wahrheit durch die Schwerter und Lanzen der Germanen, Attila und seinen Hunnen das Ende bereitet wurde, hatten die Ostgoten auf seiten der Hunnen gestanden gegen ihre Brüder, die Westgoten, die die Hauptmacht des Aetius ausmachten.

Auch Theodorich holte sich seinen Auftrag zur Eroberung Italiens den Namen nach von dem oströmischen Kaiser Zeno, dem das Treiben des germanischen Söldnerführers Odovakar im ehemaligen Westrom alles Maß zu übersteigen schien und der wohl glaubte, den jungen Ostgotenkönig gut für seine Zwecke ausnutzen zu können.

Doch der Kaiser täuschte sich nur allzusehr. Von Anfang an mag es die Absicht des Gotenkönigs gewesen sein, für niemanden anders als für sein eigenes Volk den Söldnerscharen des Odovakar Italien abzunehmen. Die Ostgoten erwiesen sich auch stärker als die Scharen des Soldatenführers. Nach heftigen Kämpfen mußte Odovakar sich nach Ravenna zurückziehen, der festen Stadt, in der später Theodorich herrschen und begraben sein sollte. Belagerung und Ausfälle, die sogar zu einem neuerlichen Vordringen Odovakars führten, wechselten in bunter Folge. Zuletzt ward wieder Ravenna des Söldnerführers letzter Zufluchtsort, das er noch drei Jahre gegen die gotischen Anstürme zu halten vermochte. Dann ließ er sich auf die Versprechungen Theodorichs ein, der der langen Belagerung gern ein Ende machen wollte, und ergab sich ihm, nachdem ihm Sicherheit und königliche Ehren zugesagt waren. Es bleibt der einzige Flecken auf den Wappenschild des großen Ostgotenkönigs, daß er das Vertrauen Odovakars schmählich getäuscht hat. Denn schon bald nach dessen freimütiger Übergabe stieß Theodorich mit eigener Hand im Rausche eines Gastmahls den Odovakar mit dem Schwerte nieder: die Ostgoten waren nunmehr die alleinigen Herren Italiens.

Ganze dreiunddreißig Jahre hat Theodorich der Große geherrscht. In weiser Umsicht versuchte er, germanisches und romanisches Wesen einander näherzubringen und zu verschmelzen. Und war er bislang ein Heerkönig gewesen, so sah Theodorich es jetzt als seine Hauptaufgabe an, die durch den Krieg verwüsteten Länder wieder fruchtbar und gesegnet zu machen. Das letztere ist ihm auch gelungen, aber aus Italern und Germanen ein Volk zu bilden, scheiterte an den verschiedenen Kulturen. Trotz der eisernen Hand des Königs, trotz weiser Gesetze erwies sich die Natur doch stärker als alle Menschenweisheit es ersinnen mochte. Goten und Römer lebten nebeneinander und, wie es schien, auch in Frieden; aber heimlich glimmte das Feuer gegenseitiger Abneigung weiter. Mochten die Italer, vor allem nach seinem Tode, rückhaltlos des Theodorich Verdienste um ihr Land anerkennen, mochten sie später eine ähnliche Herrschaft wieder herbeisehnen, als die eiserne Faust von Byzanz (Ostrom)

über ihnen lag, zwischen Goten und Römern selbst blieb stets die Kluft, und nur eines könnte die Geschichte als ein Verdienst dieser Jahrzehnte buchen: die große Achtung vor romanischem Wesen mag den Deutschen in dieser Zeit in das Blut gepflanzt sein. Aber wer darf behaupten, daß darin ein großer Vorteil für die Deutschen selbst zu suchen gewesen ist!

Auf Theodorich folgte seine Tochter Amalaswintha, die durch ihren Vetter Theodabad, einen entarteten Amalersproß, im Bade ertränkt wurde. Byzanz (Ostrom) und seine Feldherren Belisar und Narses drohten unablässig. Zwar ballten sich die Goten in ihrer Not noch einmal zusammen, kürten Männer wie Witichis und Totila, den strahlenden Helden, der bis zu den Toren der Hauptstadt weit in das Oströmische Reich hinein, noch einmal den Ruhm der gotischen Waffen trug. Aber Heldenmut und Wille halfen nicht mehr. In Italien selbst wurde römischer Verrat immer reger. Als dann nach Totilas Tode der finstere Teja die Herrschaft über die Goten erhielt, vermochte das tapfere Volk dem Druck der beiden Seiten nicht mehr länger standzuhalten. In der Gegend des Vesuv, ihren König an der Spitze, fielen die letzten Ostgoten. So ging ein germanischer Heldensang ohnegleichen seinem tragischen Ausgang zu; man schrieb das Jahr 553.

Das Westgotische Reich dagegen sollte erst im Jahre 711 bei Xeres de la Frontera durch den Ansturm des Islams, der Mauren, sein Ende finden. Nach dem Tode des schon genannten Alarich, des Eroberers von Rom, und seiner sagenhaften Bestattung im Busento bei Cosenca, waren die Westgoten aus Italien abgezogen; ihre Wanderung endete mit der Gründung eines Reiches, das von der gallischen Loire bis zum Süden Spaniens reichte. Gleichzeitig fast eroberten die Angelsachsen Britannien, das heutige England, und unterwarfen, wie ihre Brüder in Gallien, die keltische Urbevölkerung. Sieben germanische Königreiche entstanden in dieser ehemaligen römischen Provinz; sie reichten im Westen bis zu den Bergen von Wales, im Osten bis zum Firth of Forth. Überall standen die Germanen siegreich und drückten der Welt ihren Stempel auf.

Auch die Ostgoten fanden in den Langobarden unter ihrem König Albuin ihren Rächer. Dieser germanische Stamm überschritt schon fünfzehn Jahre nach jener unheilvollen Schlacht am Vesuv die Alpen und unterwarf ganz Italien bis nach Kalabrien. In Pavia schlug der germanische König seinen Herrschersitz auf.

Es wird an der Zeit, einmal an die christliche Kirche zu denken, die in dem staatlichen Chaos ringsum nicht nur ihre Stellung zu behaupten, sondern auch noch auszubauen hatte. Es mag als eine Hauptleistung der Frühgeschichte des Papsttums angesehen werden, daß ihr das im Wechselspiel mit den einzelnen Parteien, die oft wie die Sternschnuppen kamen und auch schon vergingen, wenn auch oft nicht gerade mit „christlichen" Mitteln, gelungen ist. Mochten die Germanen auch überall Sieger bleiben, fast unmerklich nahm sie dafür die Kirche gefangen, der ohne Frage schon damals der Traum vorschwebte, selbst als der Mittelpunkt der Welt, so wie sie es auffaßte, auch die Herrschaft über diese auszuüben. Und Volksgeschichte und Kirchengeschichte gingen noch Hand in Hand. Um die eigenen kirchlichen Aufgaben nutzbringend ausüben zu können, wozu vor allem die Bekehrung der Andersgläubigen gehörte, bedurfte die Kirche einer äußerlichen starken Zentralgewalt, mußte also jede Bestrebung begünstigen, die eine solche zum Ziele hatte.

*

Das geschah, als der Stamm der Franken, seit 481 unter ihrem König Chlodwig, vom Niederrhein aus ein Reich errichtete, das das ganze Südwestgermanien und den größeren Teil von Gallien, dem heutigen Frankreich, umfassen sollte. Alle bisherigen Eroberungen der Germanen waren deshalb von keiner Dauer gewesen, weil das germanische Königtum viel zu geringe Machtbefugnisse besaß, um als Erbe der römischen Verwaltung auftreten zu können. Die Folge davon war: die Großen und Edlen, also der Adel schlechthin, sprachen das größere Wort bei allen Regierungsgeschäften zum Schaden des Ganzen mit, daher verfielen die mittleren und unteren Stände, und man kann nicht behaupten, daß den eroberten Ländern ein besonderes germanisches Prinzip aufgedrückt wurde, vielmehr sogen sie die germanische Oberschicht im Laufe der Jahre in sich auf.

Die Franken aber wurden von Anfang an zentral regiert. In dem König Chlodwig, menschlich gewiß eine der unerfreulichsten Erscheinungen unter den Germanenkönigen, politisch aber von weittragender Bedeutung, war ihnen ein Herrscher erwachsen, der der Nebenregierung der vielen Gaukönige nach und nach ein Ende bereitete und seinem Geschlechte, den Merovingern, den unbedingten Vorrang vor allen andern sicherte. So kann man in dem neuentstandenen fränkischen Reiche unter Chlodwig zum ersten Male von einem festgegründeten germanischen Staate sprechen.

Als Chlodwig 481 die Regierung nach seinem Vater Childerich antrat, zählte er erst fünfzehn Jahre, wahrlich ein Alter, von dem man annehmen darf, daß es noch jedem Einfluß zugänglich ist. Der neue Frankenkönig scheint aber nichts vom Kinde mehr an sich gehabt zu haben, sondern ging bewußt seinen großen Aufgaben entgegen. Von Rom, mit dem sein Vater noch hatte liebäugeln müssen, brauchte er nichts mehr zu fürchten; eher war ihm das Westgotische Reich unter Eurich ein Dorn im Auge. Kaum starb aber der Westgotenkönig, so griff Chlodwig den Römer Syagrius an, vertrieb ihn aus Gallien und schlug zu Soissons seine neue Residenz auf. Was entstand, war das: über eine kelto-römische Bevölkerung wurde eine germanische Herrschaft errichtet, und wenn sie auch mit dem Volksheere geschaffen worden war, erreichte es die bedeutende Gestalt des Frankenkönigs, daß im Gegensatz zu den meisten bisherigen germanischen Eroberungen die Königsgewalt unumschränkt dastand und, wenn es nötig war, rücksichtslos gegen jedermann ausgeübt wurde. Man ist geneigt, diesen Germanenfürsten mit einer Gestalt der russischen Geschichte zu vergleichen, die auch wie ein Scheusal gewütet hat und die Macht der Krone auf diesem Wege nur befestigte: mit Iwan dem Schrecklichen.

In rascher Aufeinanderfolge breitete Chlodwig sein Reich nach allen Seiten aus, unterwarf die Tungern, die Angeln und Warinen und sicherte so auch das Gebiet an den Mündungen von Maas und Schelde. Im Jahre 496 besiegte er die Alamannen, die letzten, die den Franken noch eine Herrschaft über Gallien hätten streitig machen können. So eroberte Chlodwig und verleibte sich ganze Stämme ein, deren Häupter er rücksichtslos beseitigte, um die Gefolgsleute von sich abhängig zu machen. Durch Mord und Verrat ging der Weg zum fränkischen Staate, aber der Gewinn des Ganzen war doch etwas Großes: das germanische Wesen versank nicht mehr im Geiste der andern, sondern durch mindestens vier Jahrhunderte übte es selbst den überragenden Einfluß aus.

Solche Entwicklung mußte die Kirche in ihrem eigensten Interesse, wie wir schon ausführten, auf den Plan rufen. Andererseits hatte auch der schlaue Frankenkönig nach einer Politik des: „Ich gebe, damit du gibst!" nichts dagegen einzuwenden, wenn die Kirche wiederum sich für seine Vorteile einsetzte. Im Ostgotenreich blieb den Bischöfen nichts anderes übrig, als von Tag zu Tag zu denken, bei den Franken aber fanden sie für ihren eigenen Einfluß schon das feste Gefüge, dessen sie bedurften. Vielleicht war es die Ehe mit

der frommen burgundischen Königstochter Hrotechild, die zuerst den Frankenkönig veranlaßte, sich mit dem christlichen Glauben zu beschäftigen; man schreibt Frauen in religiösen Dingen oft großen Einfluß auf die Männer zu. Das hätte aber bei einem genialen Herrscher wie Chlodwig kaum den entscheidenden Eindruck erwecken können; vielmehr sah der König im Katholizismus eine Macht, die der Verschmelzung der von ihm unterworfenen Völkerschaften nur dienlich sein konnte. In der Alamannenschlacht faßte Chlodwig den Entschluß, zum Christentum überzutreten, und zum Weihnachtsfeste 496 dann machte er ihn unter großem Aufwand an Pomp und Feierlichkeiten wahr, indem zugleich mit dem König seine beiden Schwestern und dreitausend Franken den neuen Glauben annahmen; für Chlodwig selbst kaum eine Herzenssache, sondern ein — Geschäft. Denn vor jener Alamannenschlacht hatte der König ausgerufen: „Wenn der Christengott mir hilft, will ich ihm fortan angehören!" Jener Übertritt geschah fünf Jahre, nachdem Theodorich die Herrschaft über Italien angetreten hatte.

Welche Gegensätze in den Persönlichkeiten dieser beiden germanischen Könige und wie verschieden das Werk, das sie der Nachwelt überließen, vor allem, was dessen Dauer anbelangt! Unstreitig war Theodorich die menschlich liebenswertere Erscheinung, ein Held im besten Sinne des Wortes; so auch hat sich die deutsche Sage seiner edlen Gestalt bemächtigt. Aber für die Geschichte der Deutschen hinterließ er nichts mehr als eine kurze Erinnerung an Größe und Glück, während des tückischen, blutigen Chlodwig Werk das Fundament ergab, auf dem hernach die Karolinger aufbauen konnten und ohne daß das Imperium des großen Kaisers Karl nicht ermöglicht worden wäre.

Als Chlodwig, erst vierundvierzigjährig, verschied, war das Reich der Franken zum Staat zusammengehauen, der es sogar ertragen konnte, daß die Nachfolger seines Begründers ausgesprochen minderwertige Persönlichkeiten waren, faul, feige und ohne jeden großen Charakterzug. Dieses seltsame neue Reich aus Germanen und Romanen hielt dennoch zusammen, denn als die Unfähigkeit der Merovinger ihren Höhepunkt erreicht hatte, nahm sich ein anderes Geschlecht den fränkischen Thron. Der germanische Gedanke drang wieder hindurch, daß nur der Stärkste, der Klügste König sein dürfe. Im Jahre 732 hatte Karl Martell, das ist der Hammer, dem Schrecken der islamitischen Anstürme in der siegreichen Schlacht bei Tours und Poitiers ein Ende bereitet. War es nicht selbstverständlich, daß man jetzt seinen Sohn Pippin,

der Kurze genannt, zum König sich erkor! Auch die Kirche war mit diesem Geschlechterwechsel durchaus einverstanden, und vom Papste Zacharias ausdrücklich bevollmächtigt, beeilten sich die fränkischen Bischöfe, den neuen Herrscher feierlich zu salben, den vorher die fränkischen Edlen nach alter Sitte auf den Schild gehoben hatten. Noch in dieser Königskrönung erblickt man die seltsame Verschmelzung von Christentum und Heidentum.

Die Pipiniden waren ursprünglich ein sogenanntes „Hausmeiergeschlecht". Das Frankenreich, eingeteilt in Austrasien, Neustrien und Burgund, besaß als oberste Verwalter Hausmeier, die je nach der Persönlichkeit des Königs ihre Macht zu begrenzen hatten. Im Verlauf des Verfalls des Merovingergeschlechtes wurde sie königsgleich. Schon Karl Martell konnte es wagen, als sei er unumschränkter Herrscher, das Frankenreich unter seine Söhne Karlmann und Pippin zu teilen. Als Pippin dann die Königskrone erhielt, trug er sie für das ganze Frankenland, denn sein Bruder hatte sich unterdessen in ein Kloster zurückgezogen. Auch dem letzten Merovinger, Childerich III., wurden die Königslocken geschoren, und er verdämmerte den Rest seines Lebens hinter den Gottesmauern.

Hatte Pippin der Kurze mit Hilfe des Papstes seine Königsherrschaft gegründet, so erwarb die Kirche wiederum in ihm einen guten Bundesgenossen gegen die Langobarden, die der Franke aufs Haupt schlug, um dafür zu einem „Schutzherren von Rom" ernannt zu werden. Die Kirche nutzte die gewonnene Stellung kräftig aus, und in jene Zeit vor allem fallen die Züge begeisterter Missionare weit nach Germanien hinein, nicht zuletzt der des später heilig gesprochenen Mönches aus England, Winfried, mit seinem Kirchennamen Bonifatius genannt, der dann im Jahre 755 auf seiner letzten Bekehrungsfahrt von den Friesen erschlagen worden ist. In diesem Bonifatius schon erkennen wir einen Vorläufer jener späteren großen kirchlichen Gestalten, die unduldsam bis zum Paroxysmus von der Idee des Katholizismus so erfaßt sind, daß jedes Ding auf Erden sich ihm zu unterwerfen hat. Bonifatius, der erste Erzbischof von Mainz, ist so etwas wie der Gründer des deutschen Ultramontanismus gewesen.

Für die Geschichte unseres Volkes war dieses Vordringen der Kirche nicht unbedingt von Segen begleitet. Was an Schriften aus vergangener Zeit vorhanden war, wurde nicht in der deutschen Sprache neu erzählt oder gesammelt, sondern das Lateinische beherrschte jedes Schrifttum. Das galt für die Rechtsgebräuche

der einzelnen Stämme, wie für die Gesetzgebung überhaupt. Wenn in unsern Tagen eine Bewegung gegen das noch heute in Deutschland gültige römische Recht aufgestanden ist, so muß sie schon bis in diese älteste Zeit zurückgehen, um zu begreifen, daß dieser Zustand nicht von gestern und vorgestern stammt, sondern sich seit dem fünften Jahrhundert in dem künftigen Deutschen Reich, das rund fünfhundert Jahre später geboren werden sollte, eingebürgert hat. Mochten das Christentum und seine offiziellen Vertreter für den Sieg des Kreuzes das Größte erreicht haben, als dem deutschen Volke nicht nur das Recht, sondern beinahe die Möglichkeit genommen wurde, aus seinem eigenen Volksempfinden für Recht und Sitte zu sorgen, da erhielt eine deutsche Kultur, noch bevor sie sich richtig entwickeln konnte, schon den entscheidenden Stoß.

Das Reich der Franken blieb weiterhin trotz mancher Kämpfe gefestigt. Nach dem Tode Pippins folgten seine beiden Söhne Karlmann und Karl, von denen der erstere schon nach drei Jahren starb und Karl als Alleinherrscher zurückließ. Seit dem Jahre 771 regiert Karl der Große.

Die Titanenaufgabe, die sich dieser seltene Herrscher gesetzt hatte, war, die Germanen zu einem Staat und einer Kirche zusammenzufassen. Sie ist auch gelungen, aber ihre Dauer reicht kaum über die Lebenszeit des großen Herrschers hinaus, und danach begann jene Teilung des Reiches, die wir zugleich als die Geburtsstunde der großen europäischen Nationen ansprechen müssen. Es zeigte sich dabei, daß für die Geschichte Deutschlands durch seine Unterwerfung durch Karl zugunsten eines einzigen Imperiums, daß vor allem jene als die „Sachsenschlächterei“ bekannten Züge des Kaisers in Deutschland selbst, für eine deutsche Kultur nur von nachhaltigem Schaden gewesen sein sollten. Und es erscheint sinnbildlich zu sein, daß die Franzosen noch heute den großen Herrscher als „Charlemagne“ preisen; wir Deutschen haben weniger Grund dazu.

Unbestritten aber bleibt die ungeheure Wirkung dieser Herrscherpersönlichkeit, die schließlich auch nur aus dem dunklen Drange einer inneren Gewalt gehandelt hat, die stärker ist als alle Vernunft und als jedes Urteil, das wir in dem Nachher den Ereignissen der Geschichte widmen dürfen. Einer der Minister Karls, Einhard, setzte uns in die Lage, noch heute eine ungefähre Vorstellung von dem äußeren Bilde des großen Mannes zu gewinnen. In der natürlich lateinischen Lebensgeschichte, die er seinem Herrn und Kaiser gewidmet hat, lesen wir:

„Karl war von kräftigem und gedrungenem Körperbau, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überschritt — denn seine Länge betrug sieben seiner Füße. Sein Oberkopf war rund, seine Augen waren sehr groß und feurig, die Nase ging etwas über das Mittelmaß hinaus, er hatte schöne blonde Haare und ein freundliches, heiteres Gesicht. Seine Gestalt bot, mochte er sitzen oder stehen, eine höchst würdige und stattliche Erscheinung. Er hatte einen festen Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme. Er kleidete sich nach vaterländischer Weise. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wams, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen. Sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen und schützte mit einem aus Seehund- oder Zobelpelz verfertigten Rock im Winter Schultern und Brust; endlich trug er einen meergrünen Mantel und beständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber waren. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen einher, den Mantel durch einen goldenen Haken zusammengehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelsteinen verfertigtes Diadem.“

Im Osten des Reiches lagen die Eroberungsaufgaben, die Karl suchte: die Unterwerfung der Sachsen und Bayern erschien ihm als unablässig für die Einheit und Sicherheit seines ungeheuren Reiches. Sie ist, wenn auch vor allem bei den Sachsen nur nach jahrelangen Kämpfen, ihm voll gelungen. Aber ob man deshalb Karl den Großen als einen wesentlichen Förderer des deutschen Nationalstaates ansehen kann, muß bezweifelt werden. Denn gerade im Verlauf seiner Sachsenkriege ist bestes deutsches Führerblut meuchlings vergossen worden, und wenn sich die Sachsen zwar auch gegen die Annahme des Kreuzes sträubten und der einheitliche Glaube gewiß eine staatliche Notwendigkeit im deutschen nationalen Sinne war, so kann niemand bestreiten, daß zugleich mit dieser unsanften Bekehrung auch wichtigste deutsche Kulturgüter verschüttet worden sind. Denn diese erhalten sich nur im Schoße des Volkes selbst, so lange es ungebrochen ist.

Dem großen Karl zwar kann man nicht nachsagen, daß er nichts für diese Kultur getan hätte. Er ließ die deutschen Heldenlieder und alles, was sonst noch wichtig erschien auf dem Gebiete des germanischen Geisteslebens, sorgsam sammeln; aber schon sein Sohn, der fromme Ludwig, befahl die Verbrennung

all' dieser „heidnischen" Dinge, so daß das deutsche Volk heute in der Tat nur noch Bruchstücke der Lieder und Sagen seiner frühesten Vergangenheit besitzt. Auch hat selbst dabei allein der glückliche Zufall seine Hand im Spiel gehabt oder auch, wenn wir diesen näher beschreiben wollen, die Langeweile zweier Mönche des Klosters Fulda, die im 9. Jahrhundert sich die Mühe machten, im Althochdeutsch das Lied von Hildebrand, dem Waffenmeister Dietrich von Berns, und seinem Sohne Hadubrand aufzuzeichnen. Leider ist auch dieses Heldenlied nur Fragment geblieben und bricht mitten im Stoffe ab; aber wenigstens wissen wir noch seinen ganzen Inhalt, denn es hat sich offenbar durch den Mund der Sänger bis in das 15. Jahrhundert hinein von Geschlecht zu Geschlecht weiter erhalten, bis dann, rund siebenhundert Jahre später, eine neue Aufzeichnung stattfand.

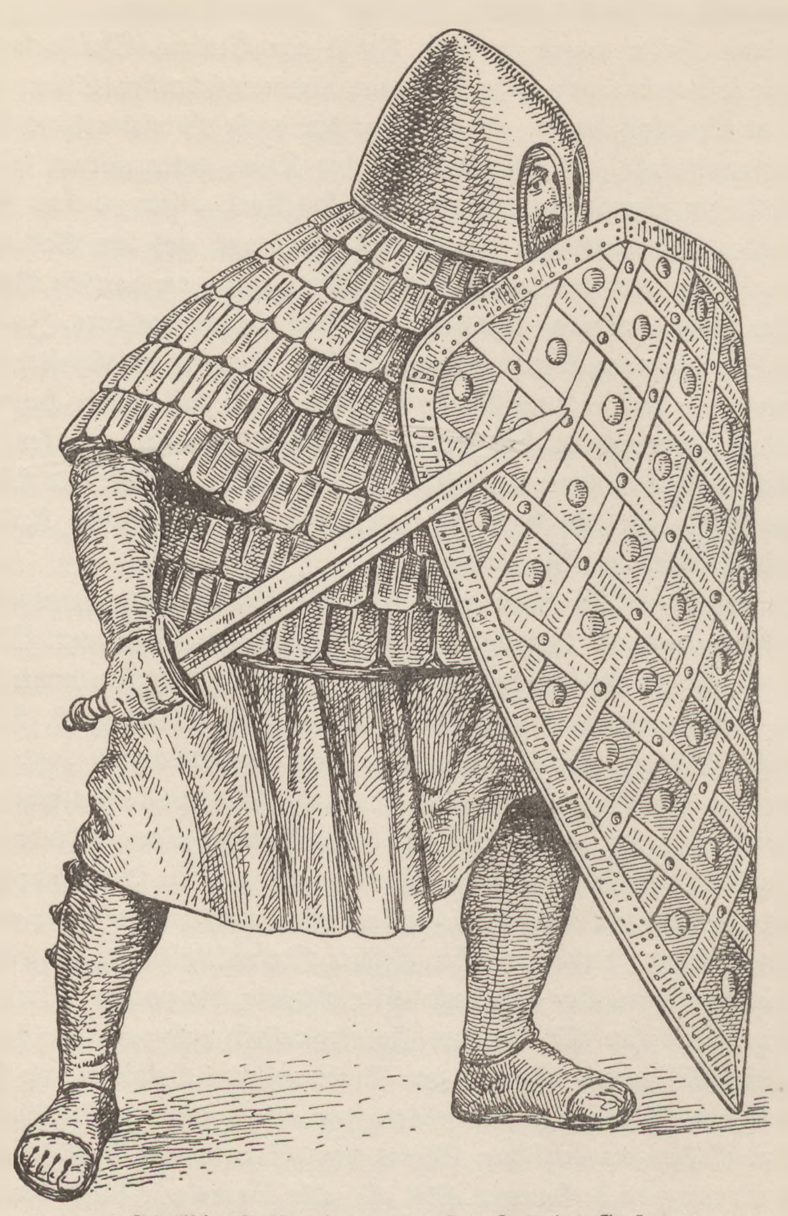
Es braucht kein Zweifel darüber zu herrschen, daß diese Vernichtung unseres geistigen Ahnentums auf Veranlassung der Kirche erfolgt ist, die mit seiner Fortpflanzung, gewiß sehr zu Unrecht, für ihren eigenen Machtbereich fürchtete. Vor allem auf die „Zaubersprüche" hatte man es abgesehen, die in ihrer Art etwas Dichterisches darstellten, das noch heute für unsere deutsche Welt von hervorragender Bedeutung gewesen wäre. Denn mit ihrem ausgesprochen mythologischen Inhalt, ihren Beschwörungen der Götter Wotan und Balder, hätten sie uns zuverlässigen Bericht über das Geistesleben unserer Ahnen gegeben, die trotz allem Heidentums gewiß nicht die „Barbaren" waren, als die sie gescholten wurden. Denn hätte man sonst ihre geistigen Denkmäler vernichten brauchen! Und so ist es denn auch nur wenig, was von diesen Zaubersprüchen heute noch für uns zugänglich ist, währte sogar bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, bis wieder der Zufall einen Forscher in Merseburg in der dortigen Dombibliothek einem Manuskript auf die Spur kommen ließ, das in einem Teile die Tätigkeit der Walküren in der Schlacht, im andern eine Beschwörungsformel für die Fußverrenkung eines Pferdes enthielt. Fast um die gleiche Zeit, im Jahre 1857, entdeckte man in Wien ähnliche Handschriften, von denen sich aber einiges als Fälschungen herausstellte. So versank, wenn auch noch nicht unmittelbar unter dem großen Karl, so doch sofort bei seinem Nachfolger die germanische Literatur und das Wissen von einem germanischen Geistesleben rettungslos in die Finsternis; an ihre Stelle traten von nun an die literarischen Erzeugnisse der Geistlichkeit, als deren Anfang man wohl das epische Gedicht vom Leben und Leiden Jesu bezeichnen kann,

die auf Veranlassung Ludwigs des Frommen verfaßte Altsächsische Evangelienharmonie, welche wir heute „Heliand" (Heiland) nennen.

Papst und Kaiser waren zur Zeit Karls eine Einheit, Christentum und Monarchie sollten das gewaltige Reich aus den verschiedensten Stämmen tragen in eine Ewigkeit hinein, und doch hat der große Herrscher diese Einheit nie anders aufgefaßt, als daß die Kirche der Krone untergeordnet sei. Von der Einheit der germanischen Stämme strebte Karl weiter zu einer Einheit der gesamten abendländischen Christenheit überhaupt, und der Gedanke des römischen Kaisertums, der hernach lange Jahrhunderte die deutsche Geschichte beherrschen sollte, entsprang dem genialen Hirne dieses Herrschers. Im Jahre 800, am Neujahrstage, setzte der Papst Leo III., zwar der Statthalter Christi auf Erden, aber doch noch ein Diener seines nunmehr kaiserlichen Herrn, dem großen Karl die Krone auf das Haupt, und die versammelten Großen, Edlen und Bischöfe brachen in den begeisterten Ruf aus: „Es lebe der frömmste Augustus Karl, der von Gott gekrönte große und friedereiche Kaiser der Römer, dem Leben und Sieg beschert sei!"

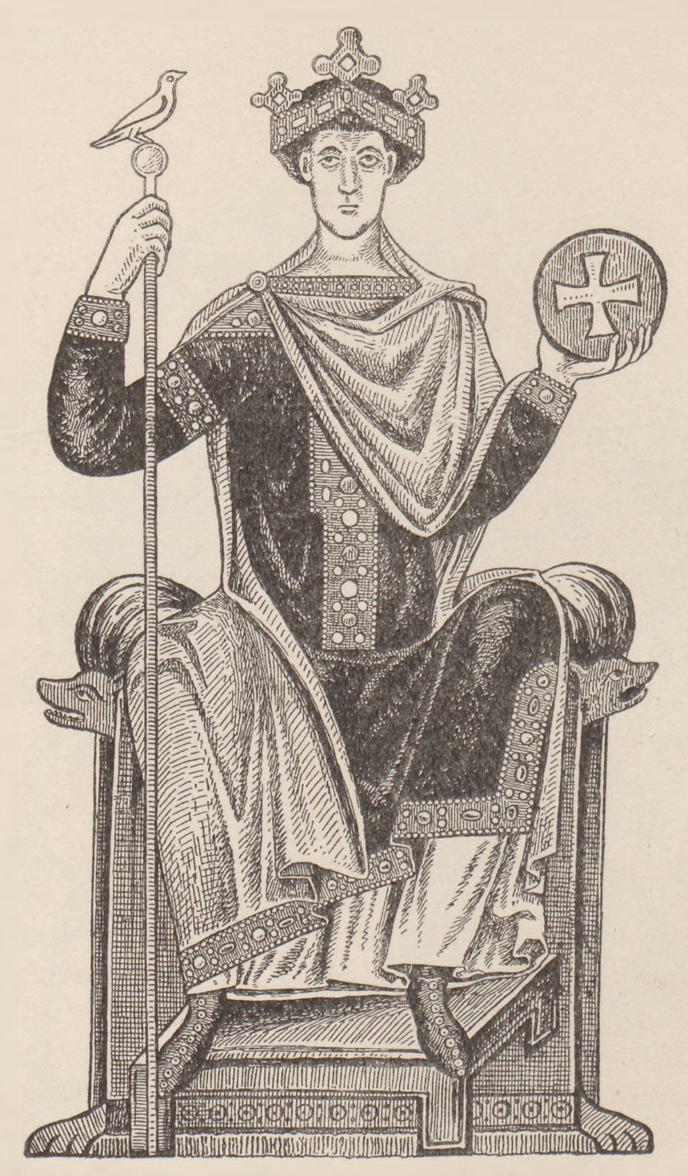
Kaiser der Römer? Nun, der große Karl war Gebieter des gesamten Abendlandes und war es aus dem Blute und der Macht der Germanen. Gewaltig schien das Erreichte und war doch etwas, das nur zeitbedingt sein konnte. Darin liegt die Einschränkung, die man dem Werke Karls zollen muß. Für eine deutsche Geschichte, sofern sie von einem deutschen Staate zu handeln hat, blieb nur das Streben nach der Kaiserkrone in Rom zurück, das realpolitisch zu begreifen war, für das deutsche Reich selbst jedoch niemals förderlich gewesen ist. Karl der Große schuf das gewaltige germanische Weltreich; das hat aber mit uns heutigen Deutschen nur so viel zu tun, als auch wir aus germanischem Stamme herrühren. Der gleichen Herkunft rühmen sich jedoch mit Recht und bewahrten ihre Art noch besser als wir, die uns der Verlauf der Geschichte mit vielen Rassen zum Zusammenstoß und zur Verschmelzung brachte, die Völker und Staaten der skandinavischen Halbinsel, die Dänen, Schweden und Norweger; dazu gehören vor allem auch die Engländer, die neben den Resten des keltischen Blutes vom Stamm der Angelsachsen und von den Normannen herkommen. Sie alle also können mit Recht den großen Karl für sich in Anspruch nehmen: so bleibt er also nur ein Kaiser aus unserem Blute, nicht für unsere deutsche Geschichte.

*



Fränkischer Fußkämpfer aus der Zeit Karls des Großen.

Entstehung des Deutschen Reiches und die Ottonen



Kaiser Otto III. (Nach einer zeitgenössischen Handschrift.)

Die deutsche Geschichte und das deutsche Volk sind nicht aus einem natürlichen Zusammengehörigkeitsgefühl heraus entstanden, sondern äußere Ereignisse, die unabwendbar blieben, zogen den Trennungsstrich zwischen Westen und Osten, schufen in den sechs Stämmen der Friesen, Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern und Thüringer eine Gemeinsamkeit, als unter den Erben Karls das große Fränkisch-Romanische Reich geteilt wurde. Diese Gemeinsamkeit ist das erste Gebilde eines deutschen Staats, ohne daß etwa seine Teilhaber schon damals es mit diesem Namen belegt hätten; vielmehr besann man sich darauf erst einige Jahrhunderte später.

Von Karls Sohn, dem frommen Ludwig, ist schon die Rede gewesen. Wie sein Beiname ausdrückt, galt sein Hauptwirken mehr den geistlichen Dingen als den Geschäften des ihm anvertrauten Riesenreiches. Es war also kein Wunder, daß sich bald die ersten staatlichen Lockerungen zeigten. Schon in dem dritten Jahre seiner Regierung ernannte Ludwig seinen ältesten Sohn Lothar als Mitkaiser, um damit auszudrücken, daß er für ihn die Gesamterbfolge des Imperiums ausersehen hatte. Die andern Brüder bestimmte der Kaiser zu sogenannten Unterkönigen: Pipin erhielt Aquitanien (Südwestfrankreich) und Ludwig Böhmen und Bayern. Über Italien wurde Bernhard gesetzt, ein Neffe Ludwigs des Frommen, von dem der Anstoß zum allgemeinen Zwist ausgehen sollte, indem er das erste Beispiel der Rebellion gegen den angestammten Kaiser gab. Er büßte solches Tun mit einer vollen Niederlage, und der fromme Ludwig ließ den aufsässigen Brudersohn blenden. Bald darauf vermählte sich Ludwig mit Judith aus dem Geschlechte der Welfen, die ihm einen Sohn Karl, den nachmaligen Karl den Kahlen, gebar, für den der Kaiser nun ebenfalls zu sorgen gedachte. Das rief jetzt alle seine drei andern Söhne gegen ihn unter die Waffen. Ludwig der Fromme mußte sich schließlich unterwerfen, weil seine Großen auf einer Stätte, die man hernach das Lügenfeld getauft hat, zu den Söhnen übergingen. Der älteste, Lothar, schien Alleinsieger; das war nun wieder nichts

für seine Brüder, die daraufhin von neuem ihren Vater unterstützten. Kriegsschauplätze und Bundesgenossen wechselten, bis im Jahre 840 Ludwig von seinem Sterbebette dem Lothar die Reichsinsignien schickte und damit seinen letzten Wunsch andeutete, daß dieser die Alleinherrschaft ausüben solle.

Ein neuer Bruderkrieg brach aus, da sich weder Karl noch Ludwig diesem letzten Willen fügen wollten. Lothar wurde bei Fontanet 841 geschlagen; doch auch die andern Brüder hatten genügend mit Aufstandsbewegungen im eigenen Lande zu tun, hinter denen gewiß Lothar sich verbarg, daß es schließlich zu einer Reichsteilung kam. Der Vertrag, der hierbei 843 zu Verdun geschlossen wurde, kann als ein Geburtshelfer des Begriffes Deutschland als Staat und Reich angesehen werden, der hernach im Jahre 911 mit der Wahl des ersten deutschen Königs die erste äußere Gestalt erhielt.

Die Trennung der Sprachen unter den verschiedenen großen Stämmen, die später als Träger der drei Nationen Deutschland, Frankreich und Italien berufen sein sollten, hatte sich schon lange vorher angekündigt. Auch darin mag ein nicht unbedeutender Sprengstoff für die Einheit des karolingischen Imperiums zu suchen sein. In Gallien hatten die Franken zwar noch lange ihre alte Sprache beibehalten, am Hofe Karls des Großen blieb das Deutsche vorherrschend, aber gerade auf gallischem Boden erwies sich das Lateinische als stärker und entnahm nur geringe Bestandteile aus dem Germanischen: so entstand die französische Sprache. Im ehemaligen Austrasien, im Reiche Ludwigs des Deutschen, aber erhielt sich die deutsche Sprache weiter. Schon 842, als Ludwig und Karl sich erneut gegen Lothar Bundestreue gelobten, geschah das in diesen beiden verschiedenen Sprachen. Ludwigs Eid geschah dabei noch in romanischer Sprache, während Karl also gelobte: „In godes minna ind in thes christianes folches!" Das heißt: „Aus Liebe zu Gott und wegen des christlichen Volkes usw." Der Vollständigkeit halber soll erwähnt werden, daß gleichzeitig aus dem Langobardischen, der Sprache der letzten germanischen Eroberer Italiens, im Gemisch mit dem dortigen Latein, wobei das langobardische Idiom wieder nur den schwächeren Bestandteil abgab, das heutige Italienisch gebildet wurde.

Die Trennung der drei Nationen, als welche sich die großen Frankenstämme erst langsam zu besinnen begannen, folgte nicht wenig später. Bis 876 versuchte Ludwig der Deutsche die ihm zur Herrschaft übergebenen Stämme an eine gewisse Einheit zu gewöhnen; das Erreichte versank wieder unter seinen

Erben. Da in Frankreich der Stamm Karls des Kahlen ausstarb, so konnte Karl der Dicke, Ludwig des Deutschen Sohn, noch einmal die ganze karolingische Herrschaft übernehmen, ohne daß er der Mann gewesen wäre, sie auch zu halten. Vielmehr wurden die deutschen Edlen bald seiner Führung überdrüssig, die dem Einfall der Normannen, ihren Raubzügen an allen Küstenstrichen nichts anderes gegenüberzustellen wußte, als daß der Kaiser seine Ruhe durch Tribute erkaufte; man kann sich denken, daß solches Verfahren niemals von langer Dauer gewesen ist und den Mut der Eroberer nur aufs neue aufstachelte. Noch lebte ein unehelicher Sohn Karlmanns, des ältesten Sohnes des deutschen Ludwig. Seiner entsannen sich jetzt die Edlen der deutschen Stämme: sie hoben Arnulf von Kärnten auf den Thron, und von einem Kaisertum im Sinne des karolingischen Imperiums war von dieser Stunde an nicht mehr die Rede. Zur gleichen Zeit kürten die Franzosen den tapferen Grafen Odo von Paris zu ihrem König, und es entstand noch ein drittes Reich, das in der Folge bis zu den Tagen von Maximilian seine Rolle in der deutschen Geschichte einnehmen sollte: Hochburgund, das später mit dem älteren Burgund vereinigt wurde (die heutige Westschweiz und das daran anstoßende Frankreich).

Arnulf von Kärnten war zwar ein großer Kriegsmann, der auf dem Zuge gegen die räuberischen Normannen, damals noch nicht mehr als grausame Seeräuber, bei Löwen dank seiner eigenen Tapferkeit einen großen Sieg erfechten konnte. Die deutschen Küsten hatten fortan nun einige Ruhe vor ihnen. Auch erwarb er sich die Anerkennung des Papstes, als er gegen Böhmen zog, das Swatopluk vom Reiche und vom Glauben losgerissen hatte. Die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes wurde 896 sein Lohn, aber sie brachte Arnulf kein Glück. Er starb bald darauf, und Deutschlands Herrscher wurde sein Sohn, noch ein Kind, der siebenjährige Ludwig, der schon der Welt entrissen wurde, noch ehe er Mann und rechter König geworden war.

Die deutsche Kirche tat zwar alles, um die staatliche Macht zusammenzuhalten. In Erzbischof Hatto von Mainz erstand ein Mann, der über die Königsgewalt zu wachen suchte. Aber das Stammesherzogtum erwies sich als zu eigenwillig und herrschsüchtig, als daß es gefügig gewesen wäre, noch dazu um eines unreifen Knaben willen, irgend etwas von seinen Rechten aufzugeben. In dieser Zeit also finden wir die Wurzeln des deutschen Partikularismus, aus dem im Verlauf des Schicksalsweges unseres Volkes alle

andern Übel entspringen sollten. Das Gemeinsame galt wenig, das Enge, das Persönliche alles!

Und doch waren der äußeren zwingenden Umstände genug vorhanden, um gerade die Einigkeit als eine Lebensnotwendigkeit zu erkennen. Zu den räuberischen Normannen gesellten sich jetzt die Magyaren, ein Reitervolk uralisch-finnischer Abstammung. Das zunächst bedrohte Herzogtum Bayern trat den Eindringlingen tapfer entgegen, aber es erlag, allein gelassen, ihrem wilden Ansturm, wo die Gemeinsamkeit aller deutschen Herzogtümer ihm gewiß ein schnelles Ende bereitet hätte. Auf Bayern, dessen Herzog Luitpold im Kampfe gegen die Magyaren fiel, folgte Thüringen und litt unsäglich unter den Verheerungen. Schon zeigten sich die ersten Reiterscharen der Magyaren in Sachsen und Lothringen. Deutschlands König aber war ein Kind, ohne Ansehen und Macht, weil die Herzöge nicht begriffen, daß die Krone mehr als ein Symbol war, dessen der neue Staat nicht entraten konnte. In Not und Elend starb der junge Ludwig.

Aber was der Knabe seinem Reiche im Leben nicht zu geben vermocht hatte, das gelang ihm jetzt nach seinem Tode. Die immer mehr wachsende Feindesnot, die Möglichkeit, daß nunmehr ein wahrhaft kraftvoller Sproß die Krone neu in Besitz nehmen dürfe, versammelte die Herzöge der Franken, Bayern, Sachsen und Schwaben zu Forchheim an der Rednitz: es galt, den neuen König zu küren. Die Anstrengung der Karolinger in Frankreich, einen ihrer Prätendenten zur Wahl zu bringen, fand entschiedenen Widerspruch. War es schon ein erstes Zeichen, daß die Deutschen sich auf ihren eigenen Staat besannen? Herzog Otto der Erlauchte von Sachsen leitete die hochfürstliche Versammlung, und wenn er nur gewollt hätte, wäre die Königskrone ihm zugefallen. Aber der Greis wünschte eine jüngere Kraft, und unter dem Jubel der Anwesenden rief er den Herzog Konrad von Franken als deutschen König aus.

Über den sieben Jahren der Regierungszeit des ersten Konrad, 911 bis 918, liegt eine dumpfe Tragik. Mit dem besten Willen ging der deutsche König an sein Werk, den Namen seines Amtes auszufüllen mit der Macht, ohne die er nur ein Titel blieb. Das war nun aber nicht nach dem Sinne der Herzöge, die ihn eher als ihren Vetter und als König nur von ihren eigenen Gnaden ansehen wollten. Die strengen politischen, aber undiplomatischen Methoden Hattos von Mainz wurden auch zur Richtschnur für Konrad I. Als

besonders verhängnisvoll stellte sich heraus, daß er sich mit Heinrich von Sachsen, dem Sohne jenes Mannes, dem er die Königskrone verdankte, heftig verfeindete. Auch mit Bayern und den Grafen von Schwaben wurde er zum Kriege gezwungen; die Bayernherzöge, endlich geschlagen, entblödeten sich nicht, zu den Feinden des Reiches, den Ungarn zu fliehen, die wiederum mit starken Scharen in Deutschland einfielen und es brandschatzten und verheerten. Statt des Königs, der ein Kind gewesen war, herrschte in Konrad zwar ein ganzer Mann von edlem Herzen und gewiß voll von der hohen Aufgabe seines schweren Amtes durchdrungen. Das Ende seines Kampfes aber war ein Zurückweichen auf allen Punkten; sich nirgends in seinem heißen, ehrlichen Wollen eines Fehlers bewußt, rein so an Gesinnung und Charakter, scheiterte Konrad I. an den Mitteln, die er anwandte und die in ihrer Unbedingtheit, ihrer an sich folgerichtigen Strenge den vorhandenen Gegebenheiten nicht gerecht werden konnten.

Noch auf seinem Sterbebette zeigte sich dieser Mann als ganzer König. Aus den Kämpfen mit Heinrich von Sachsen, die er um die Souveränität der Krone und des deutschen Reiches führte, hatte er seinen Gegner als tatkräftigen, zielbewußten und weisen Fürsten erkannt. Darum ließ er kurz vor seinem Hinscheiden seinen Bruder Eberhard rufen und beschwor ihn, daß niemand anders als jener Heinrich die deutsche Königskrone tragen solle. So vergalt Konrad I., was der Vater des von ihm vorgeschlagenen Nachfolgers einst ihm selbst erwiesen hatte — nicht zum Glück für sein eigenes Leben!

Der Blick des sterbenden Königs ist ein prophetischer gewesen. „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd ...“, so kündet das schöne Lied, das von der Kur des sächsischen Heinrich berichtet, den die Gesandten der Herzöge vom Vogelfang zur Wahl berufen. „Heinrich der Finkler“ nennt man drum auch Heinrich I., bis er sich noch einen andern Ehrennamen hinzugewann, den eines „Städtegründers“. Im Frühling des Jahres 919 ward Heinrich von Sachsen zu Fritzlar als König der Deutschen ausgerufen, und was Konrad versucht hatte, gelang ihm. Auch Heinrich blieb nicht erspart, bei den andern Herzögen die Königsmacht durchzusetzen. Die Sachsen und Franken hatte er von Anfang an hinter sich; aber wie es Konrad widerfahren war, gedachten die Schwaben und Bayern sich nicht einer Königsgewalt zu fügen. Heinrich wählte keinen Krieg, wie es sein Vorgänger getan hatte; er zeigte sich als kluger Diplomat, weil er der Meinung war, daß nur die Zeit beseitigen könne,

was an Eigenwilligkeit und Selbstbewußtsein in den einzelnen Stammesherzogtümern vorhanden war. Der König begnügte sich darum, auf den Weg langwieriger Verhandlungen wenigstens zu erreichen, daß man seine Oberhoheit in weltlichen und kirchlichen Dingen anerkannte. Betrachtet man diese Tatsachen genauer, so finden wir hier schon den gewissen Gegensatz von Nord und Süd, der bis heute in unserer Geschichte lebendig geblieben ist. Denn bei den süddeutschen Stämmen sollte Heinrich nur als Namenskönig gelten.

Aber es gab doch nun wenigstens einen wahrhaften Mittelpunkt aller Deutschen, der allgemein als ein König anerkannt war und der deshalb — und das war der Grund, warum Heinrich sich innerpolitisch nur mit dem derzeitig Möglichen zufrieden geben wollte — alle Kräfte bereiten konnte, um den äußeren Feind aufs Haupt zu schlagen: die Ungarn.

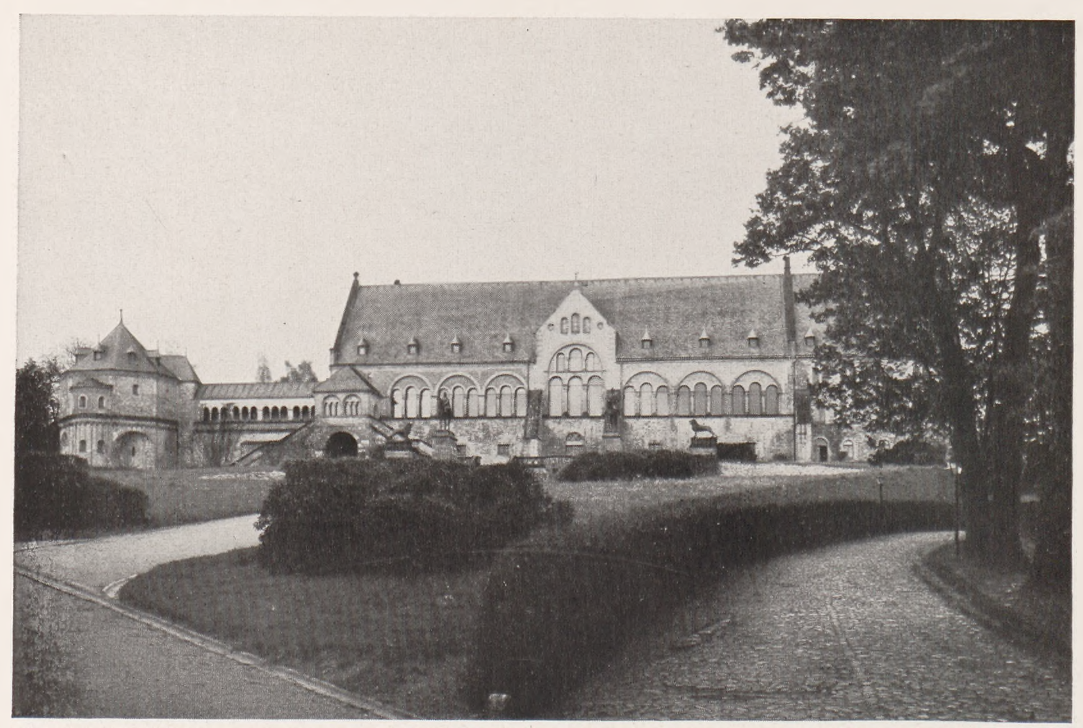
Im Jahre 924, fünf Jahre nach Regierungsantritt Heinrichs I., begann die magyarische Pest neuerlich in Deutschland zu wüten. Damals war der König noch immer am Werke, die Reichseinheit wiederherzustellen, von der man bisher nur den Namen nach hatte reden können. So kam es, daß er vor dem räuberischen Einfall der wilden Reiter in sein eigenes Stammesherzogtum Hals über Kopf flüchten mußte und ihm ohne Hilfe der übrigen Herzöge nichts anderes übrigblieb, um den Abzug der Hunnen und einen neunjährigen Waffenstillstand zu erkaufen, diesen auch noch laufende Tribute zu versprechen. Aber Heinrich tat es, weil er diese Zeitspanne brauchte, um sein Volk auf einen künftigen Sieg vorzubereiten. In diesen Jahren wurde er zu einem Heinrich, dem Städtegründer.

Jener Beiname darf nicht so aufgefaßt werden, als ob es damals noch keine Städte in Deutschland gegeben hätte. König Heinrich verlieh den einzelnen Flecken und Ortschaften, wo Deutsche geschlossen gesiedelt hatten, erst den Charakter, den sie bis in die Jahrhunderte hinein behalten sollten; er baute solche Städte-Siedlungen zu festen Plätzen aus, indem er um sie Wallgraben und Ringmauer ausführen ließ, sie also zu einer Art Burg umschuf, wie denn heute noch der Name „Bürger" davon Zeugnis ablegt. Denn diese Burgen, die nun überall in Deutschland durch Ausbau entstanden, sollten bei dem nächsten Einfall der Ungarn die friedliche Bevölkerung in ihrem Schutze aufnehmen, während das reisige Heer die Entscheidungsschlacht gegen die Magyaren schlug. Und auch für dieses Heer und seine Schlagfertigkeit tat der König viel, indem er eine besondere Reiterei aufstellte und ausbilden ließ.



Magdeburg, Dom. Kaiser Otto der Große und Edith von England.

Otto der Große setzte sich am 2. II. 962 zu Rom die Kaiserkrone auf das Haupt. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Edith heiratete Otto Adelheid von Burgund, aus welcher Ehe Otto II. hervorging.



Goslar (Harz). Kaiserhaus.

Das Kaiserhaus in Goslar ist ein langgestreckter romanischer Bau aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts von Kaiser Heinrich III. gegründet. Es diente bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts den Kaisern als Wohnung und war die Geburtsstätte Heinrichs IV.

1867—1880 wurde das Kaiserhaus restauriert. Die großartigen Fresken aus deutscher Sage und Geschichte wurden durch Wislicenus unter Mitwirkung und Genehmigung von Weinack ausgeführt, sie bilden 3 Cyklen, denen ein gemeinsamer Gedanke:

Aufblühen Verwelken und Wiederauferstehen

zugrunde liegt.

Bild 18.



Wartburg. Landgrafenhaus (Festsaal).

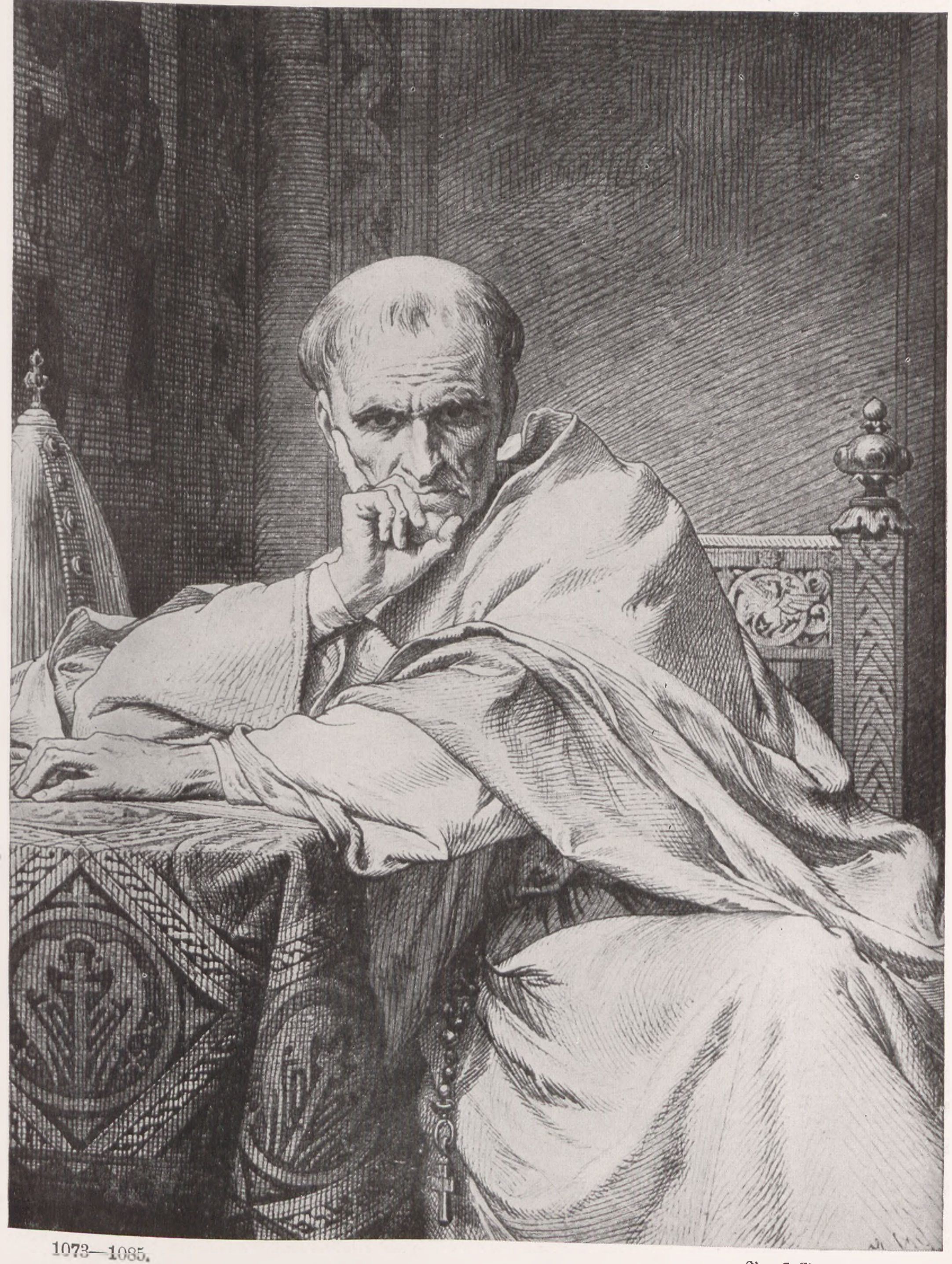
Die Gründung der Wartburg spielte sich nach der Sage folgendermaßen ab: Ludwig der Springer, dessen Residenz die Schauenburg bei Friedrichroda war, gelangte einst bei einer Jagd mit seinem Diener auf einen Berg und war begeistert über die schöne Lage und Aussicht, die der Platz bot. Er rief vor Entzücken aus: „Wart, Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Sogleich wurde der Bau (es war im Jahre 1067) in Angriff genommen. Der Besitzer des Landstückes, Graf von Frankenstein, erhob Einspruch. Da ließ Ludwig heimlich nachts Erde von seiner Schauenburg auf den Berg schaffen. Zwölf Eideshelfer mußten nun schwören, daß sie auf Ludwig dem Springer gehörenden Boden stehen würden. —

Das Bild zeigt den neu hergerichteten Festsaal, in dem am 18. Oktober 1817 das große Burschenschaftsfest der deutschen Studenten abgehalten wurde.

Luther wurde von Kurfürst Friedrich dem Weisen, um ihn vor den Wirkungen des päpstlichen Bannes zu schützen, im Mai 1521 auf der Wartburg untergebracht. Hier begann Luther seine Bibelübersetzung.



Gestiftet 1093. Benediktinerabtei Maria-Laach.



1073—1085. Papst Gregor VII.

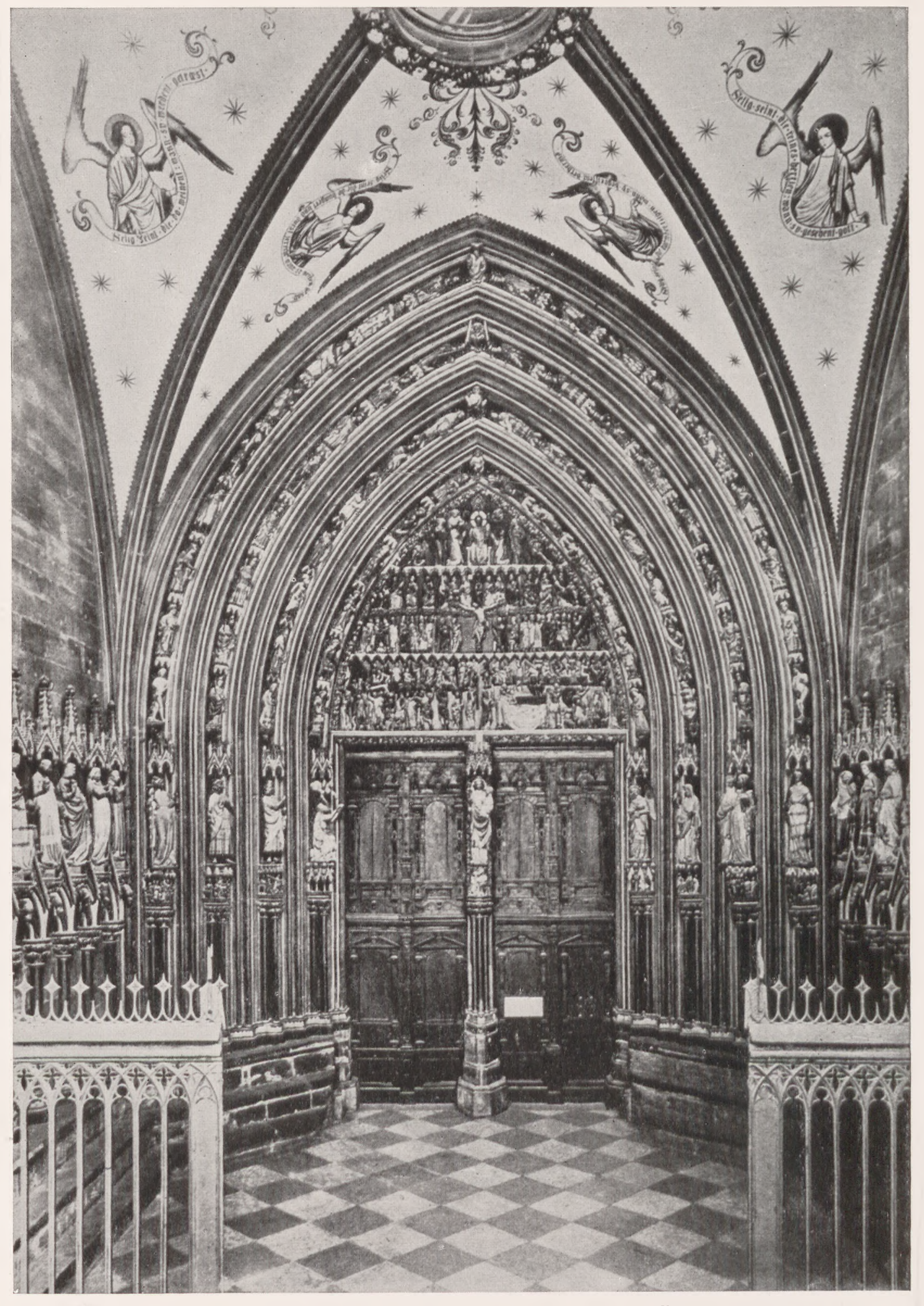


Heinrich IV. kniet in Canossa, auf ihrer Burg, wo gerade Papst Gregor VII. weilte, vor Mathilde von Tuscien im Jahre 1077.

Bild 22.


DEUTSCHLAND
unter den Sächsischen und Fränkischen Kaisern
919-1125.
Maßst. 1:3500000
Kilometer
Römisch-Deutsches Kaiserreich
KGR. Königreich, HZ. Herzogtum, MGR. Markgrafschaft
KGR. ENGLAND
FRIESISCHES MEER
BALTISCHES MEER
Helgoland
KGR. DÄNEMARK
SACHSEN
Billunger Ldd.
NORDMARK
BILLUNGSCHE MARK
POMMERN
GEBIET DER AISTEN
POLEN
CHROVATIA
OSTMARK
MARK MEISSEN
THÜRINGEN
HZ. NIEDERLOTHRINGEN
HZ. OBERLOTHRINGEN
HZ. WESTFRANKEN
HZ. OSTFRANKEN
HZ. BÖHMEN
MÄHREN
MGR. NORDGAU
HZ. SCHWABEN
BAYERN
HZ. KÄRNTEN
KGR. UNGARN
KGR. KROATIEN
MGR. FLANDERN
KGR. FRANKREICH
GR. CHAMPAGNE
BURGUND
TRANSJURANISCHES BURGUND
CISJURANISCHES BURGUND
KGR. ITALIEN
LOMBARDEI
Hamaburg
Bremon
Magdeburg
Erpesfort
Praga
Cracovia
Gnezan
Poznan
Wratislaw
Aquisgranum
Colonia
Mogontia
Metis
Remis
Parisius
Strazburg
Augestburg
Regenesburg
Salzpurc
Basila
Lugdunum
Vienna
Mediolanum
Verona
Venetia
Zagrab

Bild 23.



Freiburg i. Br. Münster. Begonnen 1122.



Hohenschwangau (Welfenzimmer). Heinrich der Löwe baut München.

Heinrich der Löwe war Herzog von Bayern und Sachsen (geb. 1129, gest. 1195 zu Braunschweig), begleitete Kaiser Friedrich I. auf seinen ersten Römerzügen, gründete München, Lübeck, eroberte Mecklenburg und Vorpommern. Nach Erkalten seiner Freundschaft mit Friedrich verweigerte er dem Kaiser Gefolgschaft und Hilfe, wurde auf dem Reichstag zu Gelnhausen Sachsens, zu Regensburg Bayerns für verlustig erklärt (Bayern erhielt Otto v. Wittelsbach), besiegte zwar den Landgrafen von Thüringen, den Erzbischof von Köln u. a. England, Dänemark und bisher treu gebliebene Vasallen fielen von ihm ab, als der Kaiser selbst gegen ihn zog. Auf dem Reichstag zu Erfurt erhielt er nur Braunschweig und Lüneburg zurück und ging zu seinem Schwiegervater Heinrich II. von England in die Verbannung. 1189 kehrte er nach Deutschland zurück, fiel über seine alten Widersacher her, unterwarf sich jedoch 1193, um Richard Löwenherz' Freilassung zu erzielen.

Auf dem Burgplatz zu Braunschweig steht der eherne Löwe, den er selbst als das Symbol seiner Macht errichtet hatte.

Bild 25.



Braunschweig, Dom. Heinrich der Löwe.

Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen, regierte von 1139 bis 1181. Kaiser Friedrich I. gab ihm das Herzogtum Bayern zurück, das seinem Vater genommen worden war. Die Niederlage Friedrichs I. bei Legnano, im Jahre 1176, wurde durch Heinrich den Löwen verschuldet, der dem Kaiser die geforderte Unterstützung verweigert hatte. 1180 wurde er in die Acht erklärt, lebte bis 1185 außerhalb Deutschlands, begann 1189 wieder den Kampf, der mit seiner Niederlage endete.



1176.

Friedrichs I. Niederlage bei Legnano, verursacht durch Heinrich den Löwen, der die geforderte Hilfe verweigerte.



Siegel Kaiser Friedrichs I.

Auf Konrad III., dem es nicht gelungen war, die Kaiserkrone zu erwerben, folgte sein Sohn, Friedrich I., nach seinem wallenden roten Barte von den Italienern auch Barbarossa genannt, der echte Sagenkaiser des deutschen Volkes, das an seinen Tod im Flusse Saleph niemals recht hat glauben wollen und seinen Helden in den Kyffhäuser versetzt wähnte, um den die Raben fliegen, bis der Kaiser zu neuer Herrlichkeit erwacht.

Bild 28.



W. Lindenschmidt.

Friedrich I., der Rotbart (Barbarossa), ertrinkt 1190 auf einem Kreuzzug im Fluß Saleph in Zilizien.



1192. Richard I., Löwenherz, König von England, gefangen von Heinrich VI.

Richard I., Löwenherz, König von England (geb. 1157, gest. 1199) wurde auf der Rückkehr von einem Kreuzzug, den er 1190 mit Philipp II. August von Frankreich unternommen hatte, von Herzog Leopold V. von Österreich gefangen genommen und dem Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, 1194 gegen großes Lösegeld wieder in Freiheit gesetzt. Die Sage erzählt von der Befreiung Richards aus der Feste Dürnstein in Österreich durch seinen Freund Blondel de Nesle.

Bild 30.



München (Maximilianeum). Friedrich II. in Palermo.

Friedrich II. (geb. 1194, gest. 1250), römisch-deutscher Kaiser, ein geistig hochstehender Fürst, der Kunst und Wissenschaft liebte und förderte, wurde zu Aachen als deutscher König (1215) und zu Rom als römischer Kaiser (1220) gekrönt. 1228 unternahm er einen Kreuzzug, auf dem ihm von den Mohammedanern das heilige Land überlassen wurde. Er ließ sich zum König von Jerusalem ernennen. Sein Zwist mit dem Papst, er hatte den versprochenen Kreuzzug zu lange hingezögert, wurde beigelegt. Sein aufrührerischer Sohn wurde von ihm abgesetzt. Als er seinen Sohn Enzio zum König von Sardinien ernannte, zog er sich wieder den Bannfluch des Papstes zu, worauf er gen Rom marschierte. Nun wurden ihm zwei Gegenkönige aufgeboten. Friedrich II. starb 1250 in Italien.

Bild 31.



Thorwaldsen, Neapel. Konradin.

Konradin, Herzog von Schwaben, der letzte der Hohenstaufen, Sohn Konrads IV., wurde in Italien, als er Sizilien, das Karl von Anjou beherrschte, erobern wollte, 1267 geschlagen und gefangen genommen. Er und sein Freund Friedrich von Baden wurden Ende 1268 in Neapel enthauptet.

Die neun Jahre waren noch nicht vorüber; so beschloß Heinrich, sein Volk eine erste Probe bestehen zu lassen. Östlich der Elbe und Saale saßen seit der Völkerwanderung die heidnischen Wenden und natürliche Verbündete der Magyaren. Bis nach Brennaburg, das heutige Brandenburg, drang des deutschen Königs Heer siegreich vor. Auch die Dalaminzier wurden besiegt, und in ihrem Gebiete entstand die Stadt Meißen. Selbst Böhmen, das einst den Karolingern entrissen war, kam durch Heinrichs Sieg wieder unter die deutsche Botmäßigkeit. Mit einem so gerüsteten und von Zuversicht erfüllten Heer und Volk konnte jetzt der deutsche König in Ruhe dem Ablauf des ungarischen Waffenstillstandes entgegensehen. Inmitten von Abgesandten aus allen Teilen seines Reiches empfing er die Magyaren und verweigerte auf gemeinsamen Beschluß von jetzt an den Tribut. Eine Lesart will sogar wissen, daß König Heinrich den Ungarn statt dessen einen toten Hund angeboten habe.

Empört reisten die magyarischen Boten ab, Heinrich und die Seinen standen aber schon bereit, um den neuerlichen Ansturm der feindlichen Heere, der auch nicht auf sich warten ließ, gebührend zu empfangen. Nach ihrer alten Kampfesweise brausten die ungarischen Reiterheere nach Deutschland hinein, aber zu ihrem Erstaunen fanden sie keine Bevölkerung mehr vor, die sich wehrlos schinden und plündern ließ; sondern rechtzeitig hatten sich Greise, Frauen und Kinder in den festverschanzten und wohlverproviantierten Städten geborgen. Das erschien den Eindringlingen so sonderbar, daß sich erste Bestürzung in ihre Reihen schlich. Sie teilten ihr Heer in zwei Hälften, von denen eines sich um die einzelnen Burgen zersplitterte und bald kaum mehr eine Bedeutung besaß. Das andere hielt bei der Belagerung einer thüringischen Feste schon besser zusammen, als jetzt König Heinrich heranrückte. An der Unstrut bei Riade kam es 933 zur Schlacht, bei der die Ungarn leicht und vollständig geschlagen wurden. War auch die Gefahr damit noch nicht für immer gebannt, so hatte sie doch von diesem Tage an ein leichteres Gesicht erhalten: die Deutschen hatten ihr Selbstvertrauen gegen diesen gefährlichen Feind zurückgewonnen.

Nach den Ungarnsiegen galt Heinrich I. erst als ein wahrer König; alles jubelte dem Sieger zu, der endlich eine Reichseinheit begründet zu haben schien. Auch die Geschichte hat Veranlassung, in dem ersten Sachsenherrscher den Gründer des deutschen Reiches zu verehren. So hinterließ Heinrich seinem Sohn und Erben Otto ein wohlbefestigtes Erbe: der äußere Feind war ge-

schlagen, im Osten hatten die Deutschen den Anfang einer Kolonisation der heidnischen Slawen begonnen und schon wertvolle Landesteile der Zivilisation erschlossen; die Reichseinheit, wenn auch nur lose, war endlich hergestellt. Und so erscheint es nur als eine Selbstverständlichkeit, daß im August des Jahres 936 bei der feierlichen Königskrönung Ottos I. zu Aachen sämtliche deutsche Herzöge in festlicher Stimmung herbeieilten und stillschweigend, freiwillig beim Krönungsmahl dem jungen Herrscher Königsdienste leisteten: der von Bayern beaufsichtigte als Marschall das Zeltlager, der Schwabe war Mundschenk, Eberhard von Franken, der Bruder Konrad I., der einst dem Vater Ottos die Königskrone angetragen hatte, saß der Festtafel vor, nur die Sachsen allein hielten sich zurück, denn sie fühlten sich genug geehrt, weil wieder einer der ihren die deutsche Königskrone tragen sollte. Eitel Sonne schien über Deutschland zu strahlen, als Otto der Große die Herrschaft über das Reich antrat.

Bald darauf schon kamen die ersten Alarmnachrichten. An der böhmischen Grenze waren Unruhen ausgebrochen, und auch die Wenden an der Elbe benutzten die gute Gelegenheit zum Aufstand. Otto übertrug einem treuen Gefolgsmann, Hermann Billung, den Oberbefehl in diesem Feldzug, sehr zum Ärger seiner Sachsen, die lieber einen ihrer Edlen an dieser Stelle gesehen hätten. Otto kümmerte sich wenig um diese Gefühle; es ist bezeichnend für den Herrscher, daß er mit sicherem Blick ohne Rücksicht auf Geburt den Führer auswählte, den er brauchte. Das zeigte sich auch bei der späteren Ernennung Geros zum Markgrafen über die Wenden, der ebenfalls nur dem niederen Adel entstammte. An diesen beiden Namen Billung und Gero haftet der Ruhm, die slawische Kolonisation in Deutschland um ein kräftiges Stück vorwärts gebracht zu haben.

Otto sah sich bald in schwere innere Unruhen verwickelt, die besonders seinen jüngeren Bruder Heinrich, einen rastlosen, ehrgeizigen Charakter, zum Anstifter hatten. Dazu gesellte sich jener Franke Eberhard, der bei der Königskrönung in Aachen das Amt des Truchsessen verwaltete und scheinbar aus der Tatsache, daß er einmal Ottos Vater, Heinrich, dem nachmaligen Städtegründer, die Königskrone vom Sterbebette seines Bruders gebracht hatte, besondere Ansprüche herleiten wollte. Die Aufrührer verbanden sich mit dem Lothringer Herzog, dessen Stellung zu Deutschland niemals eine ganz sichere hatte genannt werden können und der durch die Lage seines Landes zwischen Ostfranken (Deutschland) und Westfranken (Frankreich) der Versuchung

eines doppelten Spieles gern erlag. Diese inneren Kämpfe waren ebenso langwierig als auch oft unentschieden, ja brachten das Königtum zeitweilig in eine so gefährliche Lage, daß Otto verloren schien. Jeder andere an seiner Stelle wäre müde geworden, wie einst der erste Konrad; Otto besaß in sich das erhabene Gefühl einer Berufung, an die er ebenso glaubte, wie an den Beistand des gerechten Gottes. Und wir lesen in einer alten Chronik über diesen seelenstarken Herrscher: „Die Feinde zu schlagen, das gönnt Gott wohl auch gemeinen Menschen; aber unerschüttert zu bleiben im Glück wie im Unglück, das ist nur den Vollkommenen eigen." Otto hielt durch, und als die Lage schon verzweifelt schien, gab ihm das Schicksal bei Andernach über die lothringischen und fränkischen Aufrührer den Sieg in die Hand: sowohl Giselbert, der lothringische Herzog, als auch der ungestüme Eberhard überlebten diesen Tag nicht. Der innere Krieg war damit entschieden, denn Otto vergab zum Überfluß seinem reuigen Bruder Heinrich.

Auch Lothringen konnte von Otto dem Reiche wieder ganz zurückgewonnen werden; ein einheimischer Graf wurde von dem König dort als Statthalter eingesetzt. Endlich blieb wieder Zeit, sich der slawischen Kolonisationsarbeit zuzuwenden und den tatkräftigen Billung und Gero den dringend notwendigen Heeresersatz zu senden. Nur dem eisernen Arm des Markgrafen Gero war es bislang zu verdanken gewesen, daß alle Eroberungen, die ganze mühevolle Kolonisationsarbeit nicht mit einem Schlage verloren gingen. In echt slawischer List und Tücke hatten die wendischen Häuptlinge einen Anschlag vorbereitet, der Gero aus dem Wege räumen sollte. Aber der eiserne Markgraf kam ihnen zuvor und vergalt die beabsichtigte Hinterlist mit dem gleichen Mittel. Mit freundlichen Worten bat er die unterworfenen Häuptlinge zum Festmahl. Ungeheure Mengen Weines wurden in dieser Nacht vertilgt bei reichlichem Schmause, der den Feinden und Verschwörern so recht zu einer Henkersmahlzeit werden sollte. Denn als der Rausch die Hirne der Häuptlinge umnebelte und keiner so recht mehr wußte, seinen Schwertarm zu gebrauchen, da erschlug Gero an die dreißig von ihnen. Es war auch notwendig, weil die deutschen Vorposten sich damals schon bis zur Ostsee erstreckten, in dem weiten, unruhigen Lande von Zeit zu Zeit ein größeres Heeresaufgebot zu zeigen, damit den Unterworfenen die Lust zum schlimmen Handeln verging.

Die Gewalt der Stammesherzogtümer suchte Otto immer mehr von sich abhängig zu machen, vor allem durch Heiraten innerhalb seiner nächsten Ver-

wandtschaft. Genutzt hat ihm diese Politik wenig, denn nachher stand selbst sein eigener Sohn Liudolf wider ihn auf, und es bedurfte schwerer Kämpfe mit ihm und seinen Helfern, um die Widersacher zu ihrem natürlichen und im Sinne des Reichsgedankens gebotenen Gehorsam zurückzuführen. Sachsen gab er später dem Hermann Billung, indem er ihn zum Herzog ernannte.

Die Kirche ging zumeist Hand in Hand mit dem großen Herrscher, der ihrem Glauben so viele neue heidnische Gebiete erobern half. Auch besaß Otto die unumschränkte Gewalt zur Ernennung der Äbte und Bischöfe, die, um ihr Amt antreten zu können, zuletzt der Bestätigung durch den König bedurften. Von ihm begründet, entstanden die Bistümer in Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Meißen und Zeitz, darüber zuletzt das Erzbistum Magdeburg gesetzt wurde. Im Süden drang nach ihrer Versöhnung Heinrich, Ottos Bruder, gleichermaßen kolonisatorisch im kulturellen und kirchlichen Sinne vor; in seinem Gebiete entstanden die Bistümer Passau und Regensburg. Aus der königlichen Macht war etwas so Gewaltiges geworden, daß, wie von selbst, die Deutschen nach einer anderen Bezeichnung dafür strebten und der allgemeine Wunsch nach einem Kaisertum wieder rege wurde in verständlicher Anknüpfung an die Erinnerung an den großen Karl. Jene Wendung zu den Kämpfen und Zügen um die deutsche Kaiserkrone, die nur in Rom zu gewinnen war, kündigte sich jetzt an und trug in ihrem Schoße schon jene andere Frage, die später zum Schaden des Deutschen Reiches einen großen Zeitabschnitt beherrschen sollte: den Streit zwischen Kaisertum und Papsttum. Vielleicht ist es darum schon jetzt an der Zeit, zu untersuchen, ob der deutsche Kaisergedanke im ersten Deutschen Reich nur so etwas wie eine Utopie, ein verderblicher Wahn gewesen ist oder nicht doch vielmehr einer damals gebotenen, zwingenden Notwendigkeit entsprang.

Sieht man nur oberflächlich zu und beobachtet nach den wechselnden Erfolgen die späteren Römerzüge, so will es in der Tat scheinen, als ob die deutschen Könige besser daran getan hätten, diesseits der Alpen zu bleiben und die Romanen ihrer inneren Zerrissenheit zu überlassen. Doch schon unter Otto dem Großen wird es offenbar, daß ein allgemeiner Volkswunsch die Kaiserkrone erstrebte und ein deutscher König, der danach seine Hand nicht auszustrecken sich entschloß, demnach nicht mehr in der Lage gewesen wäre, seine Herrschaft in Deutschland, seine an sich schon schwierige Stellung innerhalb der Herzogtümer zu erhalten.

Dazu gesellten sich noch ernste wirtschaftliche Erwägungen. Über Italien lief der damalige Weltverkehr, dorthin führte der Weg nach dem Orient über den großen Handelshafen und Umschlagsplatz Venedig. Deutschland selbst aber war damals noch die „Hinterstube" der Welt; in sie kam nichts hinein, wenn die Deutschen selber nichts dafür taten. Wie aber nun, wenn in Italien, wie jetzt schon in Deutschland es geschehen war, ein großes, selbständiges Reich entstand? Die Möglichkeit dazu war ohne weiteres vorhanden, sofern die Deutschen sich nicht darum kümmerten, und auch Unterlassung ist schon ein Fehler. In diesem Falle hätte dieses neue italische Reich es in der Hand gehabt, das arme Deutschland von jedem Weltverkehr abzuschneiden. Konnten die Deutschen dagegen in den neubesiedelten, besser: nur eroberten slawischen Gebieten Ersatz finden? Niemals, denn dort war nur Sumpf und Urwald zu finden, die kolonisatorisch zu erschließen noch die Menschen fehlten. Alle diese Tatsachen muß man sich vor Augen halten, ehe man an die Beurteilung der sogenannten Römerzüge, an die Untersuchungen über den deutschen Kaisergedanken, den viele als einen phantastischen Wahn abtun wollen, herangeht. Wohl verläuft die Geschichte der Völker in ihren großen Augenblicken, im Siegen und Sterben, oft ähnlich, fast gleich. Gerade hier darf man jenes Wort aussprechen: es ist alles auf Erden schon einmal dagewesen! Aber doch darf diese Weisheit nicht dazu führen, stets nur aus dem Nachher, aus Gegebenheiten, in denen wir Jetzigen leben, den Zustand einer fernen Vergangenheit beurteilen zu wollen. Es mag vorübergehend geschehen, aber ausgeschlossen ist es, daß ganze Menschenalter nur um eines Wahnes willen kämpfen und sterben. Wäre dem wirklich so, wollen wir die Politik der deutschen Kaiser im Mittelalter als unsinnig bezeichnen, dann steht es fest, daß derjenige, der solchermaßen urteilt, der einzige Weise ist gegenüber einer Masse von blöden Toren, zu denen alle deutschen Kaiser, die Ottonen, die großen Heinriche, die glänzenden Hohenstaufen, zu denen auch die vielen klugen, oft genialen Bischöfe und Erzbischöfe und das ganze deutsche Volk durch mehrere Jahrhunderte hindurch gehören müßten.

Bevor Otto, verhältnismäßig spät, sich der Erringung der Kaiserkrone zuwandte, hatte er noch einen überwältigenden Sieg über die Ungarn davontragen können, die die innerpolitischen Kämpfe in Deutschland durch einen neuen Einfall auszunutzen trachteten. Sie errangen an den bayrischen Grenzen geringe Vorteile, die Otto im Verein mit seinem Bruder Heinrich bald wieder

ausglich, und griffen jetzt zu einem andern Mittel. Ihre Gesandten erschienen am Hofe des Königs und gaben vor, seine Freundschaft suchen zu wollen. Gleichzeitig aber standen schon neue und in ihrer Zahl unübersehbare ungarische Heere bereit, die im gleichen Augenblick über die Grenzen stießen und das obere Deutschland verwüsteten, als die Abgesandten, mit reichen Geschenken versehen, Ottos Hof verließen. Auf die erste Kunde davon rief der deutsche König seinen Heerbann auf.

Dieser deutsche Heerbann setzte sich aus den zum Kriegsdienst auf Grund ihrer Belehnung durch den König verpflichteten weltlichen und geistlichen Herren und Fürsten zusammen. Zu Ottos Zeit war die Kirche schon so fest an das Königshaus gebunden, daß die geistlichen Fürsten über zwei Drittel dieses Heeres aufbrachten. Durch Bestätigung alten Besitzes, durch Schenkung neuer Güter in den eroberten slawischen Grenzstrichen hatte Otto die Äbte und Bischöfe sich zu verpflichten gesucht: der Heeresdienst war ihre Gegengabe. An der Spitze seiner Mannen, indem er selbst den Oberbefehl übernahm, zog Otto den räuberischen Ungarn entgegen, die in seinem Vater zum erstenmal ihren Besieger kennengelernt hatten.

Jetzt standen die deutschen Stämme ihnen wieder einmütig gegenüber: ihren neu entflammten Hader, veranlaßt durch den Aufstand Liudolfs, Ottos Sohn, und Konrads von Franken, den der König selbst durch Verheiratung mit seiner Tochter Liutgard in sein Amt eingesetzt und bei jeder Gelegenheit verdientermaßen auszeichnete, hatten die Ungarn vorher geschickt auszunutzen verstanden; man darf also von einem unmittelbaren Verrat dieser Fürsten sprechen. Auf einem Reichstage in dem thüringischen Arnstadt hatte König Otto den Aufrührern zwar vergeben, aber sein Sohn, wie auch Konrad von Franken, den man wegen seines flammenden Bartes „den Roten" nannte, gingen ihrer Herzogtümer verlustig. Jetzt ritt schweigsam und gesenkten Hauptes dieser gleiche Konrad als letzter mit seinen Mannen zum Heere des Königs, das er in der Gegend von Ulm erreichte. Ungeheurer Jubel belohnte den als besonders kriegstüchtig bekannten Fürsten ohne Land, der jetzt wiedergutzumachen beabsichtigte, was er einst gegen das Reich gefehlt hatte. Auf seinem Leibe trug Konrad der Rote ein härenes Gewand, und man sagt, er habe öffentlich zu Gott gebetet, der Allmächtige möge ihn zu sich nehmen, wenn es sicher geworden sei, daß der König und sein Heer gesiegt hätten.

Auf die Kunde vom Herannahen der deutschen Streiter ließen die Ungarn

von der Belagerung Augsburgs ab, das der greise Bischof Udalrich mit Löwenmut und Umsicht verteidigte. Im Vertrauen auf ihre gewaltige Übermacht rückten sie Ottos Scharen entgegen, die im geordneten Heerzuge anmarschierten. Ein Teil der Feinde durchschwamm den Lech-Fluß, ohne daß die Deutschen es bemerkten, und griff sie im Rücken an, während Otto gerade ihre Hauptmacht zu schlagen trachtete. Eine ungeheure Verwirrung entstand, und nur dem heldenmütigen Eingreifen Konrads des Roten war es zu verdanken, daß eine ernsthafte Niederlage verhütet wurde. Mit wilden Mut von Konrad und den Seinen angegriffen, zogen sich die ungarischen Reiterscharen schneller zurück, als sie gekommen waren. König Otto aber sprach vor versammelten Heervolk:

„Eure Waffen, meine tapferen Genossen, haben bislang auf fremden Boden Ruhm und Sieg erstritten. Wollen wir jetzt vor jenen ungarischen Räubern dem eigenen Land den Rücken zeigen? Gewiß sind die Feinde weit stärker an Zahl, doch Tapferkeit und Waffen gehören uns; denn ihnen fehlt unsere Hauptwehr: das ist Gottes Hilfe! Wenn sie auf Tollkühnheit bauen, so vertrauen wir uns dem Schutze des allmächtigen Herrn an. Wenn denn ein Ende sein soll, so laßt uns im ruhmreichen Kampfe fallen; das ist besser, als wenn wir in Knechtschaft fortleben oder gar wie das Vieh erwürgt werden. Doch genug der Worte, die euren Mut nicht mehr zu steigern vermögen, denn er ist stark und entschlossen. So laßt denn jetzt unsere Waffen sprechen!“

Danach ergriff König Otto der Große die heilige Lanze und sprengte seinen Reiterscharen voran in den Feind. Es war, als ob eine Eisenmauer über die leichten ungarischen Reiter zusammenstürzte. Schon sehr bald verwandelte sich ihr Widerstand in helle Flucht, viele ertranken in den Fluten des Lechs; vor den Mauern Augsburgs, wohin sie zurückdrängten, bereitete man anderen das blutige Ende. Überall in Bayern rotteten sich wackere Leute, auch Landvolk, zusammen, die die Furten besetzten, damit niemand von den Räubern der großen Abrechnung entging. Das war die Schlacht auf dem Lechfelde im Jahre 955, in der Otto der Große in wenigen Stunden den Ungarn heimzahlte, was sie in Jahrzehnten an Deutschland gefrevelt hatten.

Jenem reuigen Konrad dem Roten aber erfüllte Gott seinen Wunsch; er zählte zu den teuren Opfern, die jene große Ungarnschlacht erforderte. Als der Tapfersten einer hatte der ehemalige Frankenherzog gestritten; ihm vor allem war die Panik zu verdanken, die die Ungarn bei jenem deutschen Ansturm so

schnell erfaßt hatte. Schon nach entschiedenem Siege, als er wußte, daß des Königs Heer sich die Palme errungen hatte, löste Konrad, vom heißen Kampfe erhitzt, wie man erzählt, das Helmband. Da schwirrte es von irgendwoher an, ein verirrter Pfeil, der dem Helden durch die Kehle fuhr. Und der große Otto, fürchterlich im Kampf, sofern einer wider den Reichsgedanken zu sündigen trachtete, doch groß auch im Vergeben, ließ den Leichnam des Gefallenen in hohen Ehren nach der Heimat überführen, wo Konrad zu Worms bestattet worden ist. Aus dem Blute jenes Helden stieg hernach ein anderer deutscher König, Konrad II.

Jetzt stand Otto auf der Höhe seiner Macht; nicht nur die Deutschen, sondern auch die übrige Welt brachten ihm Ehrfurcht und Bewunderung entgegen. Stillstand bedeutet Rückgang, so wußte auch Otto und glaubte nun, es sei bald an der Zeit, dem deutschen Volke seinen Kaisertraum zu erfüllen.

Auch die Slawenkämpfe hatten wieder einen guten Ausgang genommen. Der Versuch der heidnischen Häuptlinge, die deutschen Zwingburgen in Besitz zu nehmen, scheitert durch einen Heerzug, den der König persönlich unternahm. Bekannt ist aus jener Kampfzeit die List des Gero geworden, die viel Blutvergießen verhütete und den Slawen zum Verhängnis wurde. Ein großer Fluß hielt den Vormarsch von Ottos Heer auf. Da rief Gero von seinem Ufer den Slawenhäuptling Stoinef an: „Ist es dir denn nicht genug, mit mir, meines Herren Knecht, Krieg zu führen; wagst du es, mit meinem König zu streiten? Dazu fehlen dir Geist und Kraft, oder solltest du wirklich etwas davon besitzen, so laß uns herüber oder komm selbst, damit wir zusehen können, wer besser zu kämpfen versteht!" Da lachte der Wende höhnisch auf, der den Fallstrick zu plump gedreht glaubte, und schrie herüber: „Wir werden uns hüten, auf deine Worte hereinzufallen!" Zornig gab Gero zurück: „Morgen, behalt' es gut, werden wir wissen, ob ihr tapfer seid!" Der Markgraf hatte tausend Schritte neben dem jetzigen Standort des Heeres eine Furt entdeckt, durch die die Deutschen den Übergang wagen wollten. Zur Ablenkung der Aufmerksamkeit ihres Gegners erhoben sie in der Nacht an der alten Lagerstelle einen tobenden Kampflärm, der die Wenden veranlaßte, sich dort gegenüber um so stärker zusammenzuballen. Als dann der helle Tag anbrach, waren die Deutschen über drei schnell geschlagene Brücken schon an der andern Stelle über den Fluß gekommen, und die Wenden, die atemlos herbeieilten, fanden sich einer eisernen Schlachtordnung gegenüber, die sie bald zermalmte.

Gesandte des Papstes waren es, die Otto den Gedanken eingaben, jetzt auch in Italien die deutsche Macht einzusetzen. In der Lombardei herrschte Berengar als König und besaß damit das Gebiet, das Deutschland vom Welthandel abschnitt. Der Lombardenkönig fühlte sich als Tyrann und verfeindete sich mit seinen Bischöfen und Großen, die nur mit Not gerade ihr nacktes Leben zu retten vermochten. In ihrem Namen bat der von Rom entsandte Kardinal Johann um Ottos Hilfe. Dort gebot Johann XII. als Papst, der alles andere tat, als sehr um seine Herrschaft zu sorgen; so glaubte er sich mit Recht von Berengar bedroht. Ohne Ottos Eingreifen war es also schon in dieser Zeit möglich, daß ein unter dem Lombardenkönig geeintes Italien sehr zum Schaden Deutschlands entstand. Der deutsche König schlug daher die Lombarden und setzte sich am 2. Februar 962 zu Rom die Kaiserkrone auf das Haupt. Johann XII. vergalt zwar diese Hilfe schlecht und verband sich jetzt mit den Lombarden, so daß ein neuer Römerzug Ottos sich als notwendig erwies, aber zuletzt konnte die kaiserliche Macht über das Abendland als unerschüttert gelten. Noch zu seinen Lebzeiten ließ Otto I. seinen Sohn, aus seiner zweiten Ehe mit Adelheid von Burgund — Liutpold aus seiner Ehe mit der schon 946 gestorbenen Edith von England war von einem bösen Fieber dahingerafft worden —, einen achtzehnjährigen Jüngling als Ottos II. zum König wählen und krönen und setzte damit ein wichtiges Werk fort, das schon sein Vater begonnen hatte: die Verbindung des deutschen Wahlkönigtums mit der Erbfolge.

So auf der Höhe der Macht des deutschen Kaisertums starb Otto der Große am 7. Mai 973 im sechzigsten Jahre seines an Taten reichen Lebens, von denen er siebenunddreißig Jahre als König geboten hatte. In vollkommener Ruhe, in dem Bewußtsein, seine irdische Berufung erfüllt zu haben, fühlte Otto auf der Kaiserpfalz zu Memleben seine letzte Stunde herannahen, nachdem ihm einer seiner Getreuesten, Hermann Billung, bereits vorangegangen war. An dem gleichen Orte, der auch den Tod seines Vaters gesehen hatte, starb Otto, der Deutschen erster und großer Kaiser, unter dem Gesange geistlicher Hymnen und in einer irdischen Verklärung der Seele, wie nur die wenigsten Menschen damit begnadet sind. Hinter ihm blieb ein Reich der Macht und der Einheit, das nur aus seiner starken Hand, seinem unerschütterlichen Gottvertrauen entstanden war, wie stets nur Männer die Geschichte bilden.

Werfen wir noch einmal einen ehrfurchtsvollen Blick zurück auf die Gestalt

dieses gewaltigen deutschen Führers und lesen wir, was ein Mönch zu Korvei, Widukind, der Westfale, über Otto den Großen in seiner Sachsenchronik geschrieben hat:

„Art, Haltung und Wuchs solcher Männer darzustellen, die der Welt zur Lust und voller Schönheit von der höchsten Gnade gegönnt sind — dies darzustellen geht über unsere Kraft; doch welche Verehrung wir ihnen zollen, das dürfen wir nimmer verschweigen. Er selbst, der Herr des Staates, von den Brüdern der älteste und beste, ist vorerst durch Frömmigkeit verherrlicht. Er ist im Handeln von allen Sterblichen der beständigste; er zeigt sich, wo seine Königsstrenge nicht schreckt, allzeit freundlich. Er gibt reichlich, schläft sparsam; immer redet er im Schlaf, so daß er immer wach erscheinen kann. Freunden verweigert er nichts, er ist übermenschlich treu; wir haben gehört, wie er Angeklagten und ihres Fehls Überführten selber zum Anwalt und Fürsprecher wurde und ihr Vergehen durchaus nicht glauben wollte, und wie er sie nachher so hielt, als hätten sie nie gegen ihn gefehlt. Sein Verstand ist hoch zu bewundern; denn nach dem Tode der Königin Editha lernte er — was er vorher nicht getan — von Sprache und Schrift so viel, daß er lateinische Bücher vollkommen lesen und verstehen konnte. Außerdem spricht er die französische und die slawische Sprache, doch ist es selten, daß er sich ihrer bedient. Oft jagt er; er liebt das Brettspiel, zuweilen auch übt er das Reiterspiel (Turnier) mit königlichem Ernst. Er ist von gewaltigem Körperbau, der die königliche Würde voll erscheinen läßt. Das Haupt deckt ergrauendes Haar, die Augen funkeln hell und entsenden wie der Blitz ein rasch einschlagendes Feuer. Das Gesicht ist rötlich, der Bart ziemlich lang — dies gegen die alte Sitte. Die Brust ist wie mit einer Löwenmähne bedeckt, der Leib behaglich. Sein Gang, ehedem rasch, ist jetzt gemessener. Er trägt das heimische Gewand und hat nie fremdes getragen. So oft es aber not ist, die Krone auf das Haupt zu setzen, schickt er immer, wie als wahr bezeugt ist, ein Fasten voran." —

Auch die Kultur in Deutschland setzte zu neuer Blüte an; das allerdings sei wieder betont, diese Kultur bewegte sich in romanischen Bahnen. Ein Bruder Ottos, der hochbegabte Erzbischof Brun, kann vornehmlich als der Förderer des damaligen Geisteslebens angesehen werden. Von der „Sachsenchronik", die damals entstanden ist — in lateinischer Sprache, denn ein Schriftdeutsch gab es nicht —, war schon die Rede. Ihr gesellte sich die sogenannte

„Merseburger Chronik" des Bischofs Thietmar hinzu, die noch von der Fortsetzung der Klosterchronik von St. Gallen durch den Mönch Ekkehard übertroffen wurde. Diesem verdanken wir auch die Niederschrift des Sanges von Walter von Aquitanien, an der wir nur bedauern, daß auch sie in Lateinisch abgefaßt ist.

Aber nicht nur die Literatur, auch die Baukunst blühte auf. Da sind die Münster und Dome zu Speier, Worms, Mainz und Hildesheim, zu Konstanz, Quedlinburg, Schaffhausen und Zürich entstanden; da bildet sich ein neuer Bronzeguß heraus, und die Holz- und Elfenbeinschneidekunst zeigt erstes Können. So erblickt das Deutsche Reich in Kulturgütern höchsten Ausmaßes noch heute das Walten des großen Otto, und überall in deutschen Landen ragen die unvergänglichen Wahrzeichen seines irdischen Waltens, die hohen Denkmäler romanischer Baukunst.

*

Auch Otto II. sieht die Sicherung der Lombardei zugunsten des deutschen Handels als wichtige Aufgabe an, über die er aber die Pflichten im Lande nicht verletzt. Der neue deutsche König besitzt im Anfang nicht die große Zielstrebigkeit, die metallene Härte seines großen Vaters; von leicht schwankendem Gemüt sollen in den ersten Jahren seiner Regierung die Frauen, seine Mutter Adelheid und seine Gemahlin Theophano von Konstantinopel, ihren Einfluß bestimmend auf ihn ausgeübt haben.

Zunächst, schon durch den noch nahen Schatten seines Vaters, allgemein als Herrscher anerkannt, blieb es später nicht aus, daß wieder ein süddeutsches Herzogtum, Bayern mit Ottos Vetter, Heinrich den Zänker als Herzog, sich gegen den König erhob und zu diesem Zwecke sogar mit dem Landesfeind, den Böhmen und Polen, einließ. Wir erleben auch hier wieder das gleiche Bild, wie es sich in Hunderten von Beispielen, bald abgeschwächt, bald noch greller leuchtend, auf dem langen Schicksalswege unseres Volkes bis in unsere Tage abzeichnet: um des persönlichen Vorteils willen, den man als „Landesvorteil" ausgibt, scheuen sich Deutsche nicht, den Feind über die Grenzen zu rufen wider das eigene Reich. In der neuesten Geschichte haben uns die Separatistenunruhen im Rheinland und im Ruhrgebiet das letzte traurige Beispiel dieser Art beschert.

König Otto blieb siegreich gegenüber dem Empörer, der seinen Thron aufgeben mußte, während Bayern die Marken Kärnten und Verona verlor, die

zu einem selbständigen Herzogtum erhoben wurden; den verbliebenen größeren Rest erhielt Schwaben.

Auch die Polen und Böhmen spürten des Königs Zorn, als an der Westgrenze ein neuer Zwischenfall eintrat. Der König Lothar von Frankreich fühlte sich bemüßigt, mitten im Frieden die deutsche Stadt Aachen zu überfallen, in der Otto gerade seinen Aufenthalt genommen hatte, wie ja die deutschen Kaiser niemals an einem bestimmten Orte residiert haben, sondern von Pfalz zu Pfalz die Grenzen ihres riesigen Reiches durchquerten, um ihr schweres Amt zu versehen. Nur mit Not entkam der König dem französischen Anschlag; die Feinde konnten sich noch triumphierend an sein eben verlassenes, warmes Mahl setzen. Drei Tage hielten sich die Franzosen in Aachen auf, bis König Lothar es doch vorzog, wieder abzurücken und nachzusinnen, wie er seine räuberische Absicht, die Annektion von Lothringen, wahr machen könne.

Noch an der deutsch-französischen Grenze erreichte der Herold König Ottos die Kriegsschar des Königs von Frankreich. „Mein Herr, der deutsche König", verkündete er stolz, „ist nicht gewillt, den feigen Überfall auf eine friedliche Stadt ungesühnt hinzunehmen und erklärt durch meinen Mund, daß er die Übergriffe Frankreichs mit einem offenen Kriegszug vergelten wird!"

Der Franzose überfiel aus heiterem Himmel; der Deutsche, obwohl er Grund genug gehabt hätte, ohne weiteres in Frankreich einzumarschieren, kündete seine Absichten nach altem Brauch offen an: sehen wir nicht schon selbst bei dieser kleinen Episode deutlich die Verschiedenheit der Charaktere der beiden Nationen!

Otto II. machte seine Erklärung wahr. Mit sechzigtausend Deutschen, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, rückte er bis vor die Mauern von Paris, und nur mit Rücksicht auf den nahen Winter begnügte er sich damit, auf dem Montmartre ein gar gewaltiges Tedeum in die Ohren der entsetzten Franzosen erschallen zu lassen. Für eine längere Belagerung fehlte dem deutschen König die nötige Zeit; so glaubte er es genug mit dieser Warnung. Auch blieb der politische Erfolg nicht aus: König Lothar von Frankreich erkannte feierlich an, daß Lothringen nach wie vor zu Deutschland gehöre! Erst nach sieben Jahrhunderten brach ein anderer französischer König, der vierzehnte Ludwig, den feierlichen Schwur seines Ahnen, indem er, wie jener, mitten im Frieden Elsaß und Lothringen überfiel und Straßburg raubte.

Bald darauf drangen die Araber in Süditalien ein, und das hartbedrängte

Rom, obendrein noch zerfleischt in inneren Kämpfen, ließ seinen Hilferuf an den Kaiser erschallen. Otto II. zog über die Alpen; nach kurzem Aufenthalt in der Stadt des Papstes rückte er mit seinem Heer den Arabern nach Kalabrien entgegen, denn es durfte einem deutschen Kaiser keinesfalls gleichgültig bleiben, ob der Islam in den Mittelmeerländer Eingang fand oder nicht. Bei Rossano erlitten die Sarazenen ihre erste Niederlage; bald darauf — man berichtet, daß vierzigtausend Araber und Griechen dabei gefallen sind — siegte das kaiserliche Heer erneut bei Cotrone. Doch dann wandte sich das Schicksal jäh gegen Otto. Bis zum heutigen Tage fanden sich noch keine genauen Berichte über das Unheil an, das aus den Schluchten der Berge so unerwartet über die Deutschen hereinbrach. Nicht einmal einen Namen trägt die dritte blutige Schlacht, die mit dem vollen Siege des Islam endete und um ein Haar den König selbst in schmähliche Gefangenschaft gebracht hätte. Nur dadurch soll der zweite Otto sich gerettet haben, daß er beim Anblick eines griechischen Schiffes sich unverzüglich ins Meer warf und auf diesem dann auch glücklich entkommen ist.

Der König suchte zwar das verlorene Ansehen wiederherzustellen. In ganz Deutschland herrschte einmütige Trauer über das Mißgeschick, und um von den Großen der Länder und der Kirche auch einmal Gutes zu berichten: sie hielten in diesem Augenblick der Niederlage der Krone treu zu ihrem Herrscher und begehrten, ein neues Heer aufzustellen, um das Unglück wieder wettzumachen. Zu Verona schrieb Otto II. einen großen Reichstag aus, der im Juni 983 zusammentrat. Um freie Hand für seinen neuen Araberzug zu gewinnen, ließ Otto seinen dreijährigen Sohn gleichen Namens zu seinem Nachfolger wählen und nicht nur von den deutschen, sondern auch von den italienischen Großen als König anerkennen. Symbolisch waren mit dieser Wahl, der zu Mainz noch die öffentliche Krönung Ottos III. folgen sollte, die beiden Reiche Deutschlands und Italien in eins zusammengeflossen.

Otto II. hatte sein altes Glück verlassen. Zwar war er durch die vielen Kämpfe, die er bestanden hatte, innerlich reif und stark geworden; die Zeit der Frauenherrschaft war längst vorüber, und viele behaupten, daß er auf dem besten Wege war, noch seinen großen Vater zu übertreffen. Deutschland jedenfalls hatte allen Grund, diesem Herrscher treu zu bleiben und dankbar zu sein. Das rätselhafte Schicksal jedoch hatte sich von dem Kaiser endgültig abgewandt. Noch mit den Rüstungen eines ungeheuren Heeres beschäftigt, dem die

Sarazenen gewiß nicht hätten widerstehen können, im Dezembermonat des Jahres 983 starb Otto II. plötzlich in Rom.

Es war ein ungeheurer Schlag, der das deutsche Volk, die deutsche Geschichte damit treffen sollte. „Ein schrecklicher Schmerz bewegte die Herzen vieler", klagt ein Chronist. Über Nacht war ein unmündiges Kind, wie einst in der Zeit, als Arnulf von Kärnten starb, zum Erben des ungeheuren Reiches mit seinen kaum zu bewältigenden Aufgaben geworden. Wer sich des Knaben versicherte, der konnte fortan auch gebieten. Schon seinen Vorgängern, den beiden großen Ottonen, war es kaum gelungen, die Herrschaft über Italien dauernd zu sichern. Jetzt stand auch wieder Deutschlands mühsam errungene Einheit auf dem Spiel, und zugleich rüsteten sich allerorten die Slawen, um die gute Gelegenheit zum bewaffneten Aufstand auszunutzen. Bis nach dem Kloster Calbe an der Saale drangen ihre Heerscharen, Zeitz wurde völlig ausgeplündert, Hamburg verbrannt, bis zur Elbe wieder drangen die heidnischen Scharen, und nur mit Mühe konnten die Sachsen in der Schlacht bei Stendal es verhindern, daß sie diesen Fluß noch überschritten und ganz Deutschland besetzten. So viel aber stand fest: die Arbeit des großen Otto, seiner bewaffneten Missionare und Kulturträger, des Hermann Billung und des Markgrafen Gero, war mit einem Schlage umsonst geworden. In ganz Ostelbien trieb der slawische Heidenkult neue Blüte, und was die Deutschen dort an Kulturarbeit schon geleistet hatten, mühevolle Anfänge, die Verheißung für die nahe Zukunft in sich trugen, wurde ausgelöscht.

Auch Bayern, von dem so oft schon Unruhe in die Einigkeit des Reiches getragen worden war, erhob sich aufs neue. Da der Schwabenherzog Otto, der auf Befehl Ottos II. nach jenem Abfall des nun entthronten Heinrich des Zänkers Bayern verwaltete, im Jahre 982 gestorben war, bot sich bald nach dem Tode des Königs zu Rom für den Zänker eine neue Gelegenheit, Unruhe zu stiften. Ihm hingen die Trauben nicht zu hoch: er erhob jetzt sogar Anspruch auf den deutschen Kaiserthron und bemächtigte sich des Knaben Otto.

Da war es die Kirche, die zum Glück eingriff, Erzbischof Willigis von Mainz trat als der Wahrer der Rechte des jungen Königs auf, denn noch lebten die Kaiserinnen Adelheid, Ottos I. Gemahlin und Theophano, die als die natürlichen Vormünder des jungen Kaisers zu gelten hatten. Der Erzbischof erzwang zu Rohr in Franken die Auslieferung des Königsknaben und war nun selbst Regent an Königs statt; Heinrich erreichte wenigstens die

Rückgabe seines Herzogtums, sogar im alten Umfange. Es schien bald so, als ob die andern Stammesherzogtümer, die doch längst sich reichstreu gebärdet hatten, nur auf dieses böse Beispiel des Bayernherzogs gewartet hätten, um nun ihrerseits alle Untugenden deutschen Wesens wieder an den Tag zu legen. Man fragte gar nicht mehr nach einer kaiserlichen Bestätigung, wenn man einen neuen Herzog kürte, man fühlte sich wieder unter sich, und das alte Erbübel deutscher Zwiespältigkeit stand in neuer Blüte.

*

Kaiser Otto III., nachdem er nun auch, nicht mehr nur dem Namen nach, als Kaiser gebot, mag jenen Verdammern der deutschen Römerzüge, aus denen diese die Hauptursache für den späteren Zerfall der Kaisermacht herleiten wollen, als allerdings treffliches Beispiel herhalten. Denn Otto III., hochbegabt und beseelt von überkühnen Plänen, war ein Phantast auf dem Thron. Die Universalität seines Riesenreiches galt ihm alles, der eigene deutsche Name nichts; das hat sich dann auch gerächt, als das Deutsche Reich einmütig seinen Plänen Absage leistete. Die großen geistigen Strömungen seiner Zeit fanden in Otto einen begeisterten, ja fanatischen Anhänger; so gedachte er auch, sein Reich in dieser Geistigkeit verankern zu sollen, die doch romanisch beherrscht war und dem deutschen Wesen fremd bleiben mußte. Der König glaubte, indem er ganz darin aufging, so am ehesten das Papsttum der Krone dienstbar machen zu können. Deutschland galt ihm nur als „barbarische" Provinz innerhalb seines Imperiums, und wir haben darum keine Veranlassung, lange bei diesem romantischen Herrscher zu verweilen.

Schon als sechzehnjähriger Jüngling zog Otto III. zum ersten Male nach Rom, das er später im natürlichen Verlauf seiner überspannten Pläne ganz zum Herrschersitz erkor. Ein eigenartiger Vertreter der Askese, der Tscheche Adalbert von Prag, wurde des Kaisers vertrauter Freund. Sie teilten zusammen Bett und Nachtruhe und verloren sich auf einsame Spaziergänge, bis später auf einer Missionsfahrt bis in das fernste Ostpreußen herauf — ein Traum hatte ihn dazu veranlaßt — Adalbert von den heidnischen Preußen erschlagen wurde; bei Heiligenbeil zeigt noch heute ein Denkmal die Stätte. Ein Franzose Gerbert von Aurillac, durch des Kaisers Gnade später Papst Silvester II., gehörte ebenfalls zu seinem engsten Freundeskreis. Ob sich damals auch in Frankreich die Monarchie und damit die Regierungsgewalt, notwen-

digerweise als eine Bedrohung für die Nachbarn, zu festigen begann, ob die Slawen und Dänen Deutschland bedrängten, das Herz des Kaisers war in Rom, das ihm obendrein seine Liebe nur schlecht lohnte. Unruhen, die in dem langobardischen Unteritalien ihren Anfang nahmen, pflanzten sich bis in die Hauptstadt fort; Otto mußte, nachdem man ihn in seiner Pfalz auf dem Aventin drei Tage lang belagert hatte und der Fall der Burg dicht bevorstand, heimlich entfliehen. Da erst schien der Jüngling zu erwachen und sinnt auf Abwehr. Nun sollen die Deutschen mit einem Male zur Rettung wieder gut sein und den Heerbann entsenden; doch nur widerwillig geben sie dem Geheiße nach. Das trifft den Kaiser schwer und wird zum Herzstoß, als sich jetzt auch Italien, das vielgeliebte, ihm versagt. Im Aufbruch gegen Rom befällt den jungen Kaiser eine tückische Krankheit, der er am 23. Januar 1002 im Kastell Paterno auf dem Soracte erlag.

Otto III. ist an Geist und Gaben nicht unwert seiner großen Väter gewesen, aber die Unwirklichkeit seiner Pläne entfremdete ihn der deutschen Nation. Es war kein Verrat, sondern eher ein natürlicher Instinkt, daß diese ihm nicht auf seinem abenteuerlichen Wege folgte. Und eine schlimme Erbschaft hinterließ der junge Träumer den kommenden Geschlechtern:

Aus seinem eigenen Gefallen zwar, willkürlich oft, hatte Otto III. über die Absetzung und Ernennung der Päpste bestimmt. Als er seinen Freund Brun als Gregor V. zum Papste ernannte, verletzte er damit sogar den römischen Grundsatz, daß der Stadtbischof nur aus dem Stadtklerus zu nehmen sei. Ihm war solche Machtausübung, wenn auch unter Kämpfen, noch hingegangen. Auf dem Stuhl der Päpste sollte sich jetzt aber ein Gedanke bilden, der nur geschlummert hatte und in der Folge mächtig aufstand.

Wenn ein Imperium im Geiste die Völker umfassen sollte, durfte dann wohl ein anderer als der Statthalter Christi, der Papst, sein natürlicher Gebieter sein? War der junge Otto nicht kläglich gescheitert? Von dieser Überlegung war es dann nur ein kleiner Schritt, auch das weltliche Kaisertum unter den Schild der Kirche gestellt zu wünschen, unter ihre Diener auf Erden, die diese über Kaiser und Königen im Namen Gottes zu beherrschen berufen waren. Der Streit zwischen Kaisertum und Papsttum beginnt heraufzudämmern.

*

Kaiser und Canossa



Ein Ritter des 13. Jahrhunderts.

Heinrich II. von Bayern, der Sohn des Zänkers, der nach Otto III. Tode zum deutschen König gewählt wurde, schaltet und waltet mit den Äbten und Bischöfen noch ganz, wie es die Königsmacht ihm mit Recht vorzuschreiben scheint. Dieser letzte Herrscher aus dem sächsischen Hause kann gewiß als weitaus der gelehrteste unter allen früheren deutschen Herrschern gelten. Ursprünglich von seinem Vater selbst zum geistlichen Stande bestimmt — war doch der Zänker seines Herzogtums verlustig gegangen, und nur die glücklichen Umstände brachten es ihm später wieder zurück —, vereinigte er Verstand mit erlesener Bildung. Auch jene Bewegung kirchenreformatorischer Art, die seit dem 10. Jahrhundert in Frankreich, aus dem Kloster Cluny bei Mâcon, ihren Ausgang genommen hatte und neben vielen andern asketischen Grundsätzen die Ehelosigkeit der Priester — für Deutschland bedeutete das eine ungeheure Umwälzung! —, den Kampf gegen die sogenannte Simonie, die Erwerbung geistlicher Würden und Ämter durch Geld, in ihrem Programm führte, blieb nicht ohne Eindruck auf den König. Seine eigenen Taten standen allerdings im Widerspruch dazu: Heinrichs Kirchenpolitik bewegte sich durchaus in der Richtung, daß er selbst geistliche Ämter verlieh und sich auch nicht scheute, dabei den Königssäckel zu füllen. Aber er erreichte doch wenigstens, daß man schon seinen guten Willen in der Theorie als ein frommes Werk ansah, denn die Kirche hat ihn hernach heilig gesprochen.

In der Auseinandersetzung mit den Stammesherzogtümern und den vielen durch das erbliche Lehnsrecht neu entstandenen Großen und Grafen bezeigte Heinrich II. eine anerkennenswerte politische Geschicklichkeit. Schon als er sich unverzüglich in Besitz der sterblichen Überreste Ottos III. gesetzt hatte und die Leiche des jungen Kaisers im feierlichen Geleit nach Deutschland zurückholte, war das nicht ohne Berechnung geschehen; denn zugleich mit den kaiserlichen Gebeinen hatte er sich in die Gewalt der Reichsinsignien gesetzt, ein unmißverständliches Zeichen für seine Wähler. Außer dem kriegstüchtigen Eckard von Meißen, dem berühmten Slawenbezwinger, war nur noch der bequeme und

ältliche Hermann von Schwaben als weiterer Thronanwärter vorhanden. Der Meißener fiel einem Attentat zum Opfer, von dem man nicht weiß, ob der nachmalige König es nicht begünstigt hat. Gegen den Schwaben half Heinrich der Erzbischof Willigis von Mainz, der alte Vorkämpfer für die Einheit der Nation in Verbindung mit der Kirche noch von Otto III. her. So fand unter Zustimmung von Bayern, Franken und Lothringen die feierliche Salbung und Krönung des neuen Königs statt. Bald darauf gewann Heinrich die Sachsen und Thüringer durch Zugeständnisse, die den Sachsen eine Art von Sondermachtstellung im Reiche einräumten, gewiß nicht zu dessen Vorteil, wie später die Kämpfe Heinrichs des Löwen gegen die Hohenstaufen deutlicher zeigen sollten. So bleibt als Ergebnis der Königspolitik, von der man annehmen kann, daß sie noch das denkbar Möglichste erreicht hat: die Einheit des Reiches und die Königsmacht wird neu befestigt, aber zugleich erhalten wichtige Stammesherzogtümer Sonderrechte, die nur für eine Neubelebung des schädlichen deutschen Partikularismus gewirkt haben. Von dieser Zeit an beginnt neben der Königsmacht ein Rat der Großen aufzuwachsen, der sich später als mächtiger erweisen sollte als die Königsmacht selbst. Auch muß hier einer schmerzlichen Einbuße Erwähnung gegeben werden, die das Deutsche Reich unter Heinrich dem Heiligen erlitt: damals lösten sich im Verfolg innerer Kämpfe die südlichen Friesen, das sind die heutigen Holländer, vom Mutterreich.

Heinrich II. war vor allem ein Herrscher für das niedere Volk. Er erkannte weise die große Bedeutung, die in dem damals in der Entstehung begriffenen Stande der Dienstmannen zu suchen war; er schützte den kleinen Mann gegenüber den Übergriffen der Großen und Herren, soweit es in seiner Macht lag, und ließ den Adel der Sachsen und Schwaben wiederholt Frieden schwören. Ein oft mißbräuchlich angewandtes modernes Wort trifft durchaus auf diesen mittelalterlichen deutschen Kaiser zu: Heinrich II. war ein sozialer Monarch.

In die Zeit dieses Herrschers fallen neue Angriffe der Polen unter ihrem Herzog Boleslaw, den man den Ruhmreichen (Chrobry) nannte. Hier zeigte sich das Verderbliche der Politik Ottos III., der durch die Stiftung des Erzbistums Gnesen die Reichsfeinde zwar zum Christentum bekehrt hatte, aber dadurch gerade ihren Trotz stärkte, der sich jetzt in einem allgemeinen Vormarsch bis zur Elbe Luft machte. In drei Feldzügen schlug sich Heinrich erbittert mit den polnischen Heeren, und wenn der König auch den Verlust von

Böhmen und Meißen verhindern konnte, die Lausitz blieb bei den Slawen. Noch bis auf den heutigen Tag finden wir dort ihre Reste, bei denen sich gar noch die eigene Sprache erhalten hat.

Heinrich II. unternahm drei Italienzüge, und bei dem zweiten gewann er 1004 die Kaiserkrone. Bis nach Rom hin war die kaiserliche Macht wieder lose gefügt. Auch für Burgund vermochte er sich die Erbfolge zu sichern. Als der zweite Heinrich bei Göttingen im Jahre 1024 starb, da hinterließ er wieder ein mächtiges Reich, das größte des Abendlandes, das in erster Linie in der Verknüpfung mit der kirchlichen Macht auf sicheren Grundlagen ruhte, nachdem die Stammesherzogtümer, die neu entstandenen Großen und Edlen schon begannen, den engen Kreis des eigenen Machtbereiches einem Gedanken der schicksalhaften Gemeinsamkeit vorzuziehen.

Das Geschlecht der Sachsen war mit Heinrich II. erloschen. Aber wie sehr der Gedanke eines erblichen Kaisertums schon Allgemeingut war, obwohl kein Gesetz darüber sprach, bemerkte man jetzt, als sich die Stämme über die Wahl eines neuen Herrschers zu entscheiden hatten. Unwillkürlich suchte man unter Bewerbern die nächsten Verwandten des ehemals regierenden Hauses heraus. Es lebten noch zwei Urenkel Ottos des Großen aus weiblichem Stamme, aus der Ehe seiner Schwester Liutgard mit einem Lothringer Herzog, zwei Vettern, die beide den Namen Konrad trugen. Dem Älteren gelang es, durch Versprechungen seinen Nebenbuhler zum Verzicht zu bewegen, und durchaus zur rechten Zeit wurde in den ersten Tagen des Septembers 1024 Konrad II. zum deutschen König gewählt und am 8. September durch den Erzbischof Aribo zu Mainz gekrönt. Denn Sachsen und Lothringer hatten schon Neigung gezeigt, überhaupt auf eine Königswahl zu verzichten. Das erhellt wieder einmal, wie wenig politisch selbst ein so bedeutender und machtvoller Stamm wie der erstgenannte sich in seinem Denken bewegte!

Mit Konrad II. treten die Kaiser aus fränkischem Stamme, die Salinger, an die Spitze des Reiches. Ihr erster König ist ein Charakter voll feuriger Leidenschaft, unerbittlicher Strenge und bewundernswerter Besessenheit, wenn es gilt, den Reichsgedanken zu verteidigen. Selbst vor den Geliebtesten seiner Familie macht der König nicht halt, sobald sie Miene zeigen, wider dieses Reich zu freveln. Noch lange hat die Mär von Herzog Ernst von Schwaben und seinem treuen Freunde Werner von Kyburg die Gemüter der Deutschen bewegt; in neuerer Zeit gestaltete sie Ludwig Uhland zu einem Drama.

Wie war es mit diesem Schwabenherzog? Ein Graf Welf hatte sich gegen Konrad empört, als dieser gerade in Italien weilte, und der König entsandte seinen Stiefsohn Ernst von Schwaben, um Ruhe zu stiften. Statt dessen trat der Gesandte des Kaisers mit allen seinen Vasallen und wohl auch auf deren Rat auf die Seite des Empörers. Das war schlimmer Verrat gegen Königs- und Reichsgedanken! Auf die Kunde davon brach Konrad II. von Italien auf und forderte die beiden Aufrührer vor seinen Stuhl nach Ulm. Ihrer Sache sicher kamen Welf und Ernst diesem Befehl auch nach, aber jetzt, Angesicht in Angesicht vor dem erzürnten Kaiser, verloren zwar die beiden Großen ihren Mut nicht, aber die Vasallen kehrten ihnen den Rücken, und es blieb ihnen nichts anderes als bedingungslose Übergabe. König Konrad erzeigte Milde — man hat diese nicht oft an ihm bemerkt, und er sollte auch ihretwegen schlecht belohnt werden. Jener Freund des Herzogs Ernst nämlich, Werner von Kyburg, stand noch immer unter Waffen gegen den Kaiser, und Konrad, wohl um die echte Treue seines Stiefsohns zu prüfen, befahl diesem, gegen den Aufrührer vorzugehen. Es war ein gewaltiges Opfer, das der Kaiser verlangte, Freundestreue setzte er gegen Reichstreue, und Ernst von Schwaben entschied für die erstere. Da brauste Konrad los im wilden Zorn, ließ ein Fürstengericht zusammentreten, das dem Schwaben sein Herzogtum absprach, und jagte den Stiefsohn in Acht und Bann hinaus. Herzog Ernst flüchtete zu Werner, dem er die Treue gehalten hatte, und in den Wäldern des schwäbischen Heimatlandes fanden beide den heldischen Tod im Kampfe mit einem Reichsaufgebot. Ein Stoff für Dichter, gewiß, rührend in seiner Menschlichkeit, und es ist begreiflich, daß er die deutschen Herzen gefangennahm und sie gegen den Kaiser entscheiden ließ; denn der Begriff der Treue, der Blutsbrüderschaft bis in den Tod, war etwas Heiliges noch von den Ahnen her. Aber damit ist auch ein wichtiger Beweis erbracht, der schwerer wiegt als eine Unzahl von Ereignissen, mögen sie auch in der gleichen Richtung sich bewegen: deutlich, und zeitlich so lange, als dieser Sang, der von Hof zu Hof umherlief, allgemein und unbewußt als ein deutsches Heldenlied gilt, teilt das deutsche Volk aller Welt mit, daß der Stammesgedanke, die Zersplitterung, ihm höher gelten als Einheit und Reich.

So sind es denn auch immer nur die Männer gewesen, wie jener zweite Konrad, die trotzdem und unter den schwierigsten Kämpfen dem deutschen Volke sein Heil, das stets nur in seiner Einheit und Einigkeit beschlossen ist, gegen

seinen eigenen und unpolitischen Willen aufgezwungen haben. Das Volk aber hat es ihnen nur rückerinnernd gedankt, wenn es durch eigene Schuld in ein neues Tal des Unglücks niedergeglitten war.

Konrad II. baute zur weiteren Stärkung des Königsgedankens auch die Erbfolge für sein Geschlecht bei Lebzeiten aus, indem er damit dem Beispiel manches seiner Vorgänger im Königsamt folgte. Sein Sohn Heinrich zählte erst neun Jahre, als ihn der Vater durch die Fürsten zum künftigen König bestimmen ließ. Zwei Jahre später wurde Heinrich am Osterfeste 1028 gesalbt und gekrönt; gleichzeitig übergab ihm der Vater neben dem bayrischen auch das schwäbische Herzogtum. Damit vereinigte der Jüngling zusammen mit seinem angestammten Frankenherzogtum drei der wichtigsten Stammeseinheiten des Deutschen Reiches. Der Titel: „Deutscher König" tritt zum ersten Male unter Heinrich III. auf.

Elf Jahre nach seiner Krönung besaß der große Sohn eines großen Vaters nach dessen Tode die unumschränkte Reichsgewalt, die er von Anfang an im Sinne Konrads II. zu leiten sich anschickte. Auch Heinrich III. Ziel, das er voll erreicht hat, blieb in den Jahren seines kraftvollen Wirkens: die Königsgewalt zu stärken, der weltliche wie geistliche Herren, Herzöge wie Bischöfe, als Vasallen zu dienen hatten; über das Einzelinteresse galt das Interesse des Königs, der in seiner Person die Gesamtheit der Deutschen verkörperte.

Verfolgte Heinrich III. somit auch die gleichen Absichten wie sein Vater, erwies sich doch, daß er sie nicht mit der gleichen Nüchternheit und Kälte verwirklichte. Die Frömmigkeit des dritten Heinrich kam aus dem Herzen, sein Interesse für die Kirche, wenn es auch keineswegs dem Reichsgedanken Abbruch tat, war ein ehrliches; notwendigerweise, wie schon Heinrich II., mußte der König dabei auf die reformatorischen Bestrebungen der Cluniazenser stoßen. Sie aber konnten in ihrem weiteren Verlauf nichts anderes als eine Schwächung der weltlichen Macht zugunsten der Kirche zur Folge haben. Ohne daß Heinrich sich dies schon vor Augen gehalten haben kann, arbeiteten doch seine Maßnahmen allen kirchlichen Strömungen, die eine Autarkie Roms anstrebten, in die Hände. Sein Sohn sollte ernten, was der Vater gesät hatte.

Dieser Vater aber entwickelte Deutschlands Macht zur gewaltigen Höhe. Die rebellischen Böhmen konnten für das Reich wiedergewonnen werden; selbst Ungarn kam zeitweilig unter deutsche Botmäßigkeit. Bis zur Leitha schob sich die deutsche Grenze vor, die Markgrafschaft Österreich entstand unter dem

Babenberger Luitpold, die später unter dem Hohenstaufen Barbarossa sich zu einem Erbherzogtum auswuchs. Den Höhepunkt des kaiserlichen Lebens und Wirkens aber bildet seine Romfahrt im Jahre 1046, als Heinrich in den Streit der hadernden Päpste eingriff und am 22. Dezember dieses Jahres auf der Synode zu Sutri, ein dreißigjähriger Mann, drei Päpste zugleich absetzte und den vierten, den Bischof Swidger von Bamberg zum Papst ernannte, der am Weihnachtsfest als Clemens II. den Stuhl Petri bestieg.

Auch mit den Normannen, die seit einigen Jahrzehnten das südliche Italien erobert hatten, gelangte Heinrich zu einer gütlichen Einigung: sie wurden von Reichs wegen mit ihren Eroberungen belehnt. Auf Clemens II. war später Leo IX. als Papst gefolgt, der in Unteritalien Fuß zu fassen trachtete. Ein von ihm zusammengebrachtes Heer wurde von den Normannen im Jahre 1053 bei Civitate geschlagen; der Papst gar geriet in Gefangenschaft und starb dann bald darauf. Da wandten sich die Römer wieder hilfeflehend an den deutschen Kaiser und erbaten einen neuen Papst, den Heinrich ihnen in dem Bischof Gebhart von Eichstädt bestimmte, der als Viktor II. die Statthalterschaft Christi antrat. Gewaltiger wohl hat kein Kaiser über weltliche und geistliche Fürsten geboten, und niemals auch ist ein so jäher Wandel sichtbar geworden wie jetzt, als der Kaiser plötzlich in seinem neununddreißigsten Lebensjahr starb. Auf Heinrich III. folgte Heinrich IV., über den Glanz von Sutri brach die Nacht von Canossa herein.

Als einer der drei von Heinrich abgesetzten Päpste, Gregor VI., verzagt und beschämt nach jener denkwürdigen Synode nach Deutschland abgereist war, befand sich in seiner Begleitung ein untersetzter Mann mit zierlichem, fast zerbrechlichem Körper und einem unschönen, dennoch geistvollen Asketengesicht. Es war ein Mönch aus alter germanischer Abkunft und trug auch einen echt deutschen Namen: Hildebrand. Dieser Mann hat zeit seines Lebens nur eine Idee verfolgt: die unbedingte Gottesherrschaft auf Erden durch Rom.

Nach dem Tode des mächtigen Heinrich III. glaubte Hildebrand seine Zeit gekommen. Auf seinem Besuche in Deutschland hatte er in den kaiserlichen Pfalzen zu Aachen, Worms und Speier Einblick in die innerpolitischen Verhältnisse des Landes gewinnen können und sah mit klarem Blick, daß es nur die Persönlichkeit des kraftvollen Herrschers war, die die Eigensucht der Für-

sten und Großen zu bändigen vermochte; also würde es bei passender Gelegenheit nicht schwer sein, um politisch eingreifen zu können. Man brauchte nur die alten deutschen Fehler neu zur Entfaltung anzustacheln, und die Arbeit geschah dann von selbst. Jede Schwächung des deutschen Königsgedankens, so rechnete der Mönch Hildebrand, geschah zur Stärkung der Macht Roms, das er über alle Könige gesetzt wissen wollte. Sofort nach dem Ableben Heinrichs ließ er seine Fäden nach Deutschland spielen, und die Regentin, Kaiserin Agnes, die Mutter Heinrichs IV., war nicht die Frau, um die Ränke des schlauen Mönches zu übersehen. Noch war ja Hildebrand selbst nicht stark genug, um überhaupt schon innerhalb der Kirche seine himmelhohen Pläne allgemein durchsetzen zu können, und gerade auch ein Teil der deutschen Bischöfe hielt treu zum Herrscherhause. Eben erst hatten in Deutschland Hanno von Köln und Adalbert von Bremen sich sowohl des Königsknaben Heinrich als auch der Reichsinsignien bemächtigt, herrschten also in der Tat; welchen Grund hätten sie besessen, sich für die reformatorischen Bestrebungen der Partei des Hildebrand einzusetzen!

Hildebrand als Ratgeber verschiedenster Päpste, die ihren Stuhl nur seinem geschickten Vorgehen verdankten, bereitete zunächst in Italien eine Herrschaft des Papstes vor. Hatte der Mönch aus persönlicher Anschauung heraus das Urteil gewonnen, in Deutschland für seine Zwecke das Trennende, das Egoistische zur gegebenen Zeit betonen zu müssen, gebärdete er sich in Italien — national. Denn nur, wenn er den Freiheitswillen der Italiener stärkte, war eine Aussicht vorhanden, dieses Land der deutschen Herrschaft ganz streitig zu machen, um selbst den lachenden Dritten spielen zu können. So schloß Hildebrand im Namen des Papstes Nikolaus II. feste Vereinbarungen mit dem nächsten Nachbarn Roms, den Normannen, die in ihrem unbändigen Eroberertrotz leicht für eine deutschfeindliche Politik zu gewinnen waren, vor allem, wenn man ihnen jetzt ganz Unteritalien preisgab. Dadurch, daß ihr bedeutendster Führer, Robert Guiscard, durch den Papst mit Sizilien, Kalabrien und Apulien belehnt wurde, sicherte sich Rom ihre Anhängerschaft.

In Mittelitalien herrschte Gottfried von Tuscien, von jeher ein Gegner der Deutschen, der also ebenfalls leicht zu gewinnen war; so blieb nur noch Oberitalien, um bis an die deutsche Grenze den Einfluß der Päpste zu sichern. Hier boten Volksaufstände in Mailand und Piacenca die willkommene Gelegenheit, um die Kirche als Schützer des „heiligen Volkswillens“, der in Wahr-

heit nicht mehr darstellte als eine proletarische Plünderbewegung, auftreten zu lassen. Ganz Italien war damit dem Einfluß Roms erschlossen. Seit Nikolaus II., unbedingt ein Geschöpf seines eigenen Machtwillens, hatte Hildebrand auch eine bedeutsame Änderung in der Form der Papstwahl, die bislang dem römischen Klerus, Adel und Volk, vorbehalten war, vorgenommen: von jetzt ab wählte die Versammlung der Kardinäle den heiligen Vater. Wo blieb das Bestätigungsrecht des deutschen Kaisers? wird man fragen. Nun, schon nach Nikolaus' Tode, als Hildebrand einen neuen Papst, Alexander II., „zurechtgemacht" hatte, fragte kein Mensch mehr nach des Kaisers Willen. Ein altes Recht fiel über Nacht. Dann, nach Alexanders Tode, hielt Hildebrand es für an der Zeit, die Arbeit hinter den Kulissen aufzugeben, in der er ein trefflicher Meister gewesen war, und nun selbst unter dem Namen Gregor VII. den heiligen Stuhl zu besteigen.

In Deutschland war inzwischen Heinrich IV. mählich in sein schweres Amt hineingewachsen. Von Anfang an machte sich der Unstern bemerkbar, der über seiner frühesten Jugend gewaltet hatte. Als unreifes Kind zwischen zwei so verschiedenartige Charaktere gestellt, wie sie Hanno von Köln, der rastlose Arbeiter, der jähzornige, zuweilen auch habgierige Kirchenfürst, und der liebenswürdig-leichtsinnige Adalbert von Bremen besaßen, mußte das eine ungünstige Rückwirkung auf die eigene Natur zur Folge haben. Es war kein Wunder, wenn der Königsknabe mehr zu dem Bremer neigte, der dem vornehmen Geschlecht der Grafen von Goseck entstammte und allen weltlichen Zerstreuungen begeistert anhing. Die Hauptsorgen Adalberts von Bremen galten deshalb der Beschaffung notwendiger Geldmittel, und wen besser hätte er dafür in Anspruch nehmen können als seinen königlichen Freund und Schützling Heinrich! Ängstlich wachte Adalbert darüber, daß ihm nichts von seinem Einfluß auf den König verlorenging. Das ist wohl auch der Grund gewesen, weshalb die von den Fürsten im Jahre 1065 zu Mainz schon beschlossene Romfahrt, sehr zum Schaden Deutschlands und Vorteil Hildebrand-Gregors, unterblieb. Denn auch Hanno von Köln und andere Große sollten mit nach dem Süden aufbrechen: das war nicht nach dem Sinn Adalberts.

Den schlimmsten Liebesdienst aber erwies der Bremer seinem König, als er ihn zur Aufbesserung der erzbischöflichen Finanzen dazu vermochte, die Einverleibung der reichen Reichsabteien Lorsch und Korvei in sein Bistum zu verfügen. Für die Durchführung dieses Planes, damit seine eigenen schnöden

Absichten nicht zu sehr auffielen, hielt es der Erzbischof für angemessen, auch noch ein Dutzend anderer Reichsabteien nicht nur an Bischöfe, sondern auch an weltliche Große zu vergeben. Adalbert lebte nicht nur, sondern ließ auch leben, wie man daraus sieht. Der Leidtragende war die Krone, und weil sie in ihrem Besitze geschmälert und in ihrer Macht geschwächt wurde, schließlich doch die Gesamtheit des Staates, der einer ausgleichenden und kraftvollen Gerechtigkeit zu jeder Zeit bedurfte.

Mit Vergnügen nahmen die Beschenkten die reichen Gaben an; allerdings erlaubte sich das Schicksal einen lustigen Streich, indem nämlich der Sachsenherzog Otto von Nordheim, der die Vogtrechte für Korvei und Lorsch versah, kurzerhand die Herausgabe an Adalbert verweigerte. Der eigentliche Plan des Erzbischofs, um dessentwillen die ganze Aktion eingeleitet worden war, mußte als gescheitert gelten; aber die Königswürde war infolge der an sich gerechten Weigerung des Nordheimers erneut verletzt worden mit dem Erfolg, daß die Sachsen auch weiterhin dem königlichen Stuhl auffässig blieben, so daß Heinrich zu ihrer Beschwichtigung meist in der Kaiserpfalz zu Goslar residierte und noch eine Anzahl weiterer Bauten und Burgen als Befestigung für königliche Besatzungen ausführen ließ, ohne den sächsischen Eigenwillen damit zu brechen. Adalbert von Bremen hatte sich übrigens sein eigenes Grab bereitet. Auf Grund der Schenkungsurkunden, die in der Volksmeinung einen willkommenen Anlaß boten, forderten und erreichten die Fürsten und Erzbischöfe seine Entfernung vom königlichen Hofe. Heinrich IV. regierte von jetzt ab allein.

Da brach im Jahre 1073 der sächsische Aufstand los. Mit einem großen Heere rückten die Sachsen, an sechzigtausend Mann stark, vor die Goslarer Kaiserpfalz; nur mit Mühe entging Heinrich der Gefangenschaft. Als er die übrigen Herzöge um Hilfe ersuchte, versagten sich diese dem König. Allzu trefflich schien die Gelegenheit, für den eigenen Machtbereich Vorteile zu erlangen; alle Fehler der Vergangenheit standen wieder in üppig wuchernder Blüte. Die Thüringer schlossen sich dem sächsischen Vorgehen an und brachen ihrerseits die königlichen Burgen. Das erschien selbst einem Feinde des Königs, Hanno von Köln, der niemals vergessen hatte, daß ihn einst Adalbert aus der Gunst Heinrichs verdrängte, als zu viel. Zusammen mit dem Mainzer Kirchenfürsten suchte er mit den Sachsen zu verhandeln, nach verschiedenem Hin und Her siegte aber der Trotz des Stammes, und in unbändigem Frei-

heitsgefühl verwarf er jede Abmachung. Bis in die Harzburg ergossen sich die aufrührerischen Scharen, ließen dort keinen Stein mehr auf dem andern und drangen in entfesselter Wut selbst in die Heiligkeit der Burgkirche. Dort scheuten sie sich nicht einmal vor den Königsgräbern und zerstreuten die Asche eines Bruders und eines frühgeborenen Sohnes des Königs in alle vier Winde. Heinrich selbst hatte sich in den Schutz seiner ihm getreuen Stadt Worms begeben und genas dort langsam von einer Krankheit, die ihn befallen hatte.

Jene Zerstörung der Harzburg konnte für die Deutschen als eine gerechte Äußerung des Stammesbewußtseins gegenüber vermeintlichen Übergriffen des Königtums gelten: die Verletzung des Kirchenfriedens aber veränderte mit einem Male alle Gefühle, die man für den Kampf der Sachsen gehegt haben mochte. Mit einem Schlage besannen sich der Herzog von Bayern, Berthold von Kärnten, Gottfried von Lothringen, der Erzbischof von Mainz wieder auf ihre Reichspflicht und traten aufs neue zu Heinrich. So sah sich der König, eben noch einem sicheren Untergange, zum mindesten seiner Absetzung, preisgegeben, plötzlich in der Lage, mit einem glänzenden Heere gegen die Aufrührer zu ziehen und den Sachsen bei Langensalza, auf den Wiesen an der Unstrut, eine empfindliche Niederlage zu bereiten. Der König war wieder Herr in Deutschland, aber um welchen Preis! Bruder hatte gegen Bruder gefochten, das Blut, das jene Ebene deckte, blieb unersetzlich...

Im gleichen Jahre griff Gregor VII. in Deutschland ein. Die kirchenreformatorischen Bestrebungen, denen er von jeher gehuldigt hatte und die dazu dienen sollten, die Macht des Papsttums über des Königs Macht zu erhöhen, wurden in ihren Hauptpunkten nach seinem Willen Gesetz. Gregor VII. gab den Schlachtruf aus: „Für die Freiheit der Kirche", darin sich doch nichts anderes verbarg als der Wille, über der Welt ihre unbedingte Herrschaft zu errichten. Das Gebot des Zölibates, der Ehelosigkeit für alle Geistlichen, wurde von Gregor erlassen. Fortan sollte der Diener der Kirche frei von allen andern Gesetzen und Gebräuchen nur dieser untertan sein. In Deutschland stieß diese päpstliche Verfügung auf unerwarteten Widerstand, konnte also der kaiserlichen Macht noch nicht verhängnisvoll werden. Sogar bis ins 13. Jahrhundert hinein erwies sie sich als noch wirkungslos; so gab es in dieser Zeit in Schlesien gar noch verheiratete Bischöfe. Bekannt ist auch die Streitschrift eines Priesters aus Passau geworden, der gegen den „Wahn-

sinn" des Zölibates in geharnischten Worten wetterte. Ja, man kann sagen, der deutschen Kirche ist das römische Gebot nur mit Gewalt aufgezwungen worden, ihr natürliches Empfinden sträubte sich dagegen, die Ehe für — naturwidrig anzusehen, weil der Priester, wie man später das Dogma formuliert hat, sich nicht „verunreinigen" dürfe, der er doch durch die Hostie unmittelbar den Leib des Herrn zu beschwören habe. Gregor auch mag an diese spätere Formulierung niemals gedacht haben: er wollte durch das Zölibat alle Diener der Kirche fester mit dieser verbinden.

Das andere Gesetz des großen Papstes traf dafür Heinrich um so schwerer: es war das Verbot der Laieninvestitur, das heißt die Bekleidung der Geistlichen mit Ring und Stab durch den Laien. Das bedeutete also, daß in Zukunft der König nicht mehr das Recht besitzen sollte, Äbte und Bischöfe zu ernennen: die Pfeiler, die die deutsche Kirche dem Königtum bot, waren diesem damit entzogen.

Diesen letzten scharfen Pfeil versandte der Papst jedoch erst später, denn sowohl dem Zölibat als auch dem Verbote der Simonie, das heißt des Kaufes geistlicher Ämter und Würden, hatte Heinrich IV. kaum Widerstand entgegengesetzt, ja sich sogar bereit erklärt, ein Nationalkonzil über diese Fragen zuzulassen. Erst der Widerstand seiner Bischöfe, denen er vom Sachsenaufstand her noch Dank schuldete, brachte ihn dann wieder von seiner Zusage ab.

Doch Gregor VII. ließ nicht nach; er forderte kurzerhand diejenigen deutschen Bischöfe, die der Simonie verdächtig waren, im Jahre 1075, im gleichen, in dem Heinrich glücklich die Sachsen besiegte, vor eine römische Synode, die ebenfalls die Laieninvestitur bindend verbot.

König Heinrich, der wohl erkannte, daß diese letzte päpstliche Maßnahme geeignet war, die deutsche Königsmacht bis ins Mark zu treffen, beschloß jetzt, den Feind im eigenen Lager aufzusuchen. Er schlug die Aufstände in der Lombardei nieder, er knüpfte mit den Normannen Verhandlungen an und besetzte auch einige Bischofssitze in Mittelitalien mit deutschen geistlichen Herren und trieb den Papst einigermaßen in die Enge. Das stachelte wiederum Gregors Machtwillen empor: er schickte eine Gesandtschaft nach Deutschland, die Vorstellung darüber erhob, warum der König noch immer Räte um sich dulde, die doch vom kirchlichen Bannstrahl getroffen seien; auch lebe er, Heinrich, unsittlich und müsse gewärtig sein, daß ihn dafür die Strafe der Kirche erreiche. Der Hinweis auf einen Bann, der auch den König treffen

sollte, war nicht mißzuverstehen. Als Antwort auf diese päpstlichen Drohungen ließ sich der jähzornige Heinrich, so sehr man auch seine Aufwallung begreifen kann, noch zu einer Übertrumpfung der römischen Anmaßung hinreißen. Er berief alsobald eine deutsche Synode nach Worms ein, am 24. Januar 1076, die überreich besucht war. Dabei kam ein Schreiben zustande, das Gregor VII. der Gewalttätigkeit und des Meineides bezichtigte, weil er die kanonischen Bestimmungen willkürlich gebrochen habe, und ohne weiteres seine Absetzung aussprach. Der Papst wurde darin als „falscher und meineidiger Mönch Hildebrand" bezeichnet.

Die Wirkung in Rom bei den versammelten Kardinälen, die von Heinrich ersucht wurden, einen neuen Papst von ihm zu erbitten, war die entsprechende. Um ein Haar hätte man den Gesandten ihre Botschaft mit Gewalttätigkeit und Verletzung ihres Lebens vergolten; davor rettete sie noch das Eingreifen des beleidigten Papstes, der sich vielleicht sagte, daß sein grobes Wort nur eine grobe Antwort empfangen hatte. Noch am gleichen Tage sprach Gregor den Bann über König Heinrich und alle aus, die an dem Werk von Worms Anteil genommen hatten. Mit diesem Bann hatte der Papst Heinrich IV. auch seiner Regierung enthoben und alle seine Untertanen von ihrem schuldigen Gehorsam gegen den König entbunden.

Wäre Deutschland damals ein Land von wahrhafter Einheit gewesen, so hätte dieser Schlag Gregors VII. nicht die vernichtende Wirkung erzeugen können, die sich nun zeigen sollte. Aber der Papst hatte richtig mit dem deutschen Partikularismus gerechnet, der im Gewande der Frömmigkeit sich jetzt offen von der lästigen Zentralgewalt lossagen konnte. Vergeblich blieben die Bemühungen Heinrichs, einen Reichstag nach Worms, dann nach Mainz auszuschreiben; nur verschwindend wenige Bischöfe folgten seinem Ruf, während die Fürsten ganz ausblieben. Auch die Sachsen benutzten die Gelegenheit, neu loszubrechen. Und der Papst sandte aus Rom Schreiben nach Schreiben, um die Person des Königs in den schlimmsten Farben zu schildern. Nur noch die Städte blieben ihrem Herren treu, voran Worms, das trotz alles Banns Heinrich jubelnd empfing, als er im Oktober 1076 in seine Mauern einritt.

Denn zu Tribur, auf der andern Seite des Rheins, hatten sich Fürsten und Bischöfe versammelt, um über die Absetzung des Gebannten zu beschließen, weniger wohl, um dem Papste dienstbar zu sein, als um den verhaßten, starken Herrscher zu beseitigen. So weit kam es allerdings noch nicht, aber das Er-

gebnis dieser Triburer Tagung ist für das deutsche Königtum und damit das Deutsche Reich demütigend genug gewesen: man gestand dem Papste die schiedsrichterliche Vermittlung zwischen König und Fürsten zu. Das bedeutete die äußere Anerkennung der Oberherrschaft der Kirche über das Königtum, das war das eigentliche Canossa der deutschen Kaiser.

Denn was sich äußerlich mit diesem Begriff verbindet, ist nur der kluge Schachzug, den Heinrich IV. tat, indem er jetzt, nachdem alles verloren schien, unverzüglich dem Papst, der gerade auf der Burg der Markgräfin Mathilde von Tuscien, Canossa, weilte, entgegenreiste und durch einen Kniefall die Lösung vom Banne erreichte; so sehr Gregor Heinrichs Spiel durchschauen mochte — er hat sich auch lange genug geweigert und den büßenden König drei Tage lang im Frost und Schnee vor der Bergfeste warten lassen —, schließlich mußte er als Priester den „reuigen Sünder" in Gnaden aufnehmen. Es war für Heinrich auch höchste Zeit geworden, denn schon hatte man in Deutschland in Rudolf von Schwaben, seinem Schwager, einen neuen König aufgestellt. Es zeugt von dem harten Charakter des schwergeprüften Heinrich, der, wie kein Herrscher vor ihm, den Unbilden ausgesetzt gewesen ist, daß er unverzüglich gegen den falschen König zog, jetzt als ein vom Kirchenbann Gelöster vor allem von den Städten mit Jubel begrüßt. Der Papst aber hatte die schwere Wahl, für welchen der beiden Könige er sich entscheiden sollte. Kaum zeigten die Ereignisse, daß Heinrich noch der Schwächere blieb, ließ sich der Papst sogar zu der Prophezeiung hinreißen, indem er über Heinrich neuerlich die Acht aussprach, seine Gegner in Deutschland würden von ihm abfallen oder untergehen. Die Schlacht an der Grune, in der dank der Tapferkeit der sächsischen Bauern König Rudolf erneut siegen konnte, schien Gregor rechtzugeben. Aber bald darauf starb der Gegenkönig auf Grund einer Verwundung, die ihn seiner rechten Hand beraubt hatte: Heinrich blieb von jetzt ab der Stärkere, mochten auch die Fürsten in selbstischem Interesse einen neuen König, den Grafen Heinrich von Salm, aufstellen, und wandte sich nunmehr gegen Gregor VII. unmittelbar in einem neuen Romzuge. Nicht mehr als ein Büßender, sondern in Begleitung eines starken Heeres brach der König nach Italien auf; unterwegs fielen ihm die Bischöfe der Lombardei zu, denen die straffe Herrschaft des Papstes schon lange verhaßt war. Heinrich belagerte Rom und bedrängte Gregor in der Engelsburg. Nur dem Eingreifen der Normannen, seiner treuen Lehnsleute, war es zu verdanken, daß der Papst, der jede Verhandlung eisern

zurückgewiesen hatte, nicht in schimpfliche Gefangenschaft geriet. Im Schutz seiner Freunde, am 25. Mai 1085, ist Gregor VII. dann gestorben, ein Gestürzter aus schwindelnder Höhe, der auf seinem letzten Bett zu Salerno die Worte sprach: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich im Elend!" Heinrich IV. konnte das Bewußtsein mit sich tragen, daß er alle Schmach noch einmal gesühnt hatte, als von seiner Hand der neue Papst Clemens III. auf den obersten kirchlichen Stuhl geführt wurde, der ihm die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt drückte.

Doch wurde der Kaiser dieses Glückes nicht froh. Der Empörung seines ältesten Sohns Konrad im Jahre 1093 schloß sich später auch der Abfall seines geliebtesten Kindes Heinrich an; neuer Bürgerkrieg durchraste die deutschen Lande. Es gelang dem Sohn, den eigenen Vater auf dem Schlosse Böckelheim im Nahetal in eine Falle zu locken: die freiwillige Thronentsagung zugunsten Heinrichs V. war die Folge dieses Verrates. In Ingelheim hielt der neue König Heinrich IV., einen frühzeitig gealterten Greis, in schlimmem Gewahrsam. Vor allem die treuen Städte, die an dem alten Herrscher hingen, trachteten danach, den Gefangenen zu befreien und zu neuen Ehren zu bringen. Da erlöste der Tod im Jahre 1106 den schwergeprüften Herrscher.

Heinrich V. galt jetzt als allgemein anerkannter König. Die schlechten Eigenschaften, die er seinem leiblichen Vater gegenüber gezeigt hatte, verhinderten nicht, daß er als tatkräftiger und willensstarker Regent auftrat und den Lehnsstaat, der um seine Zeit in voller Blüte stand, für die Heerzüge des Königs und die Mehrung seiner Macht geschickt ausnutzte. Der König rief seine Vasallen, die Fürsten auf, diese wieder ihre Grafen und Herren, und so bis zum letzten Dienstmann hinab sammelte sich das deutsche Heer.

Durchaus im Sinne seines Vaters begriff der fünfte Heinrich auch den Streit mit dem Papsttum. Im Jahre 1110 überschritt er die Alpen, erzwang die Huldigung Oberitaliens — selbst Mathilde von Tuscien beugte die Knie — und erreichte mit Gewalt auch die Kaiserkrönung. In Deutschland aber brachte sein Feldherr Hoyer von Mansfeld den Sachsen und Thüringern, die wieder einmal in den Aufstand getreten waren, bei Warnstedt nördlich des Harzes eine schwere Niederlage bei. Leider hoben diesen Erfolg spätere Erhebungen der niederrheinischen Fürsten wieder auf. Wir erleben so auch unter Heinrich V. die Fortsetzung des ewigen Stammeshaders, der einen gesicherten Ausbau des Deutschen Reiches verhinderte.



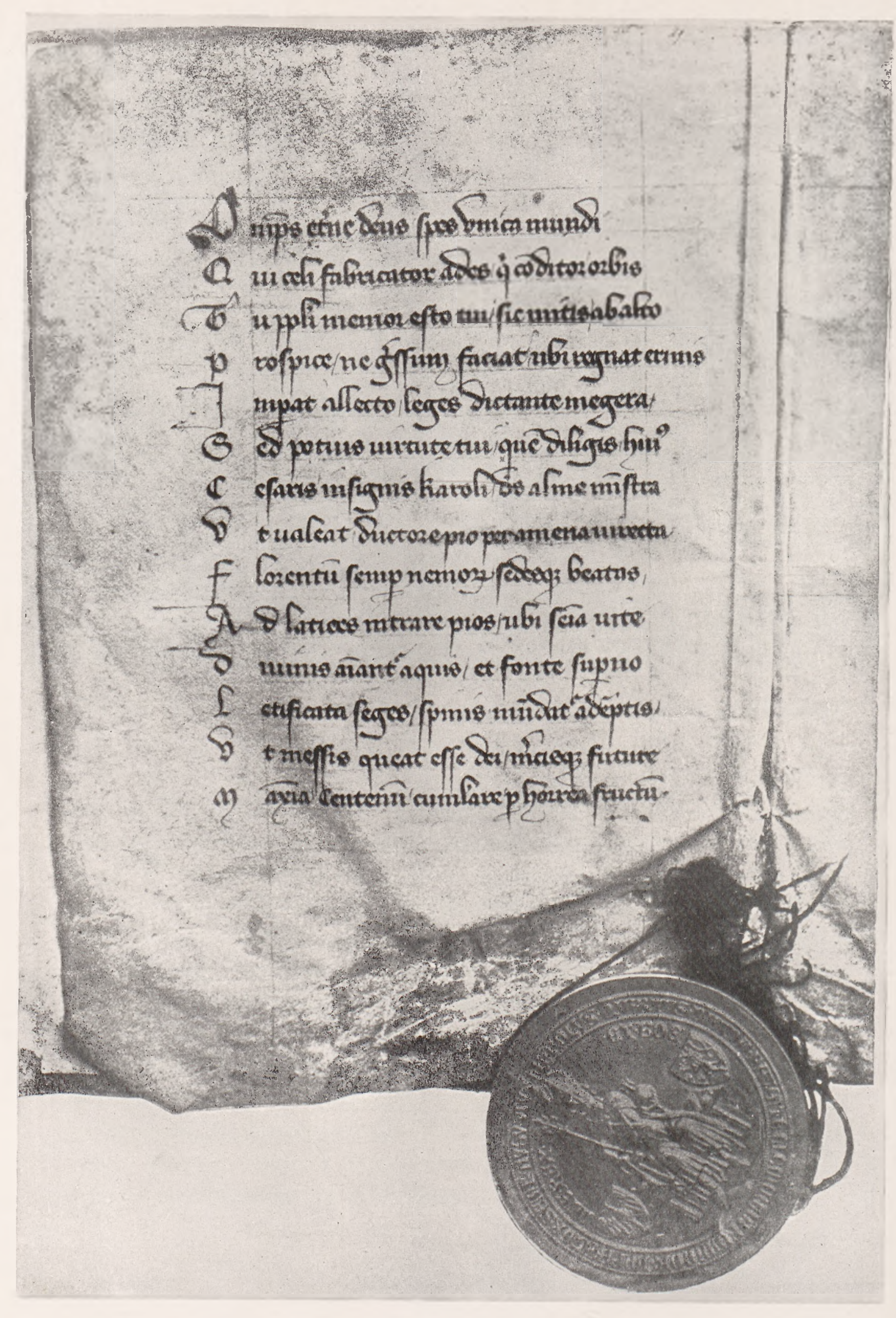
Heidelberg. Schloßhof.

Rechts im Vordergrund die Brunnenhalle, dahinter mit den gespensterhaften Fenstern ein Teil des Otto-Heinrichs-Baues, dahinter der achteckige Glockenturm mit dem links anschließenden Saalbau und dann weiter links anschließend der Friedrichs-Bau.

Der Bau des Schlosses wurde Anfang des 13. Jahrh. begonnen. Von dem Kurfürsten Ruprecht, dem deutschen König, wurde der Bau 1400—1410 weiter fortgeführt. Der Otto-Heinrich-Bau entstand 1556—1559 (Frührenaissance), der Friedrichs-Bau 1601—1607 (Spätrenaissance).

Das Schloß liegt auf dem Vorhügel des Königstuhls, 101 m über dem Neckar, die deutsche Alhambra.

1689 wurde Schloß Heidelberg von den Franzosen zerstört, mitten im Frieden auf einem der vielen Raubzüge Frankreichs, weil das Deutsche Reich damals nach dem 30jährigen Krieg wehrlos war — so wehrlos wie heute wieder — jedem Räuber preisgegeben. Deutscher denke daran!


Omnipotens eterne deus spes unica mundi
Qui celi fabricator ades qui conditor orbis
Tu populi memor esto tui, sic inclitus alto
Prospice, ne gressum faciat ubi regnat erinis
Imperat allecto leges dictante megera,
Sed potius virtute tui, quem diligis huius
Cesaris insignis karoli, deus alme, ministra
Ut valeat ductore pio per amena virecta
Florentum semper nemorum sedesque beatas
Ad latices intrare pios, ubi semina vite
Divinis manant aquis, et fonte superno
Letificata seges, spinis mundata ademptis,
Ut messis queat esse dei, meritoque future
Maxima centenum cumulare per horrea fructu.

1356. Erste Seite der „Goldenen Bulle“.



1386.

Schlacht bei Sempach.

Im Jahre 1386 siegten die Schweizer über die Österreicher bei Sempach, was das Ende der österreichischen Herrschaft in der Schweiz zur Folge hatte. Herzog Leopold von Österreich stand mit 4000 Mann, darunter viele Ritter, 1300 Schweizern gegenüber. Die tapferen Eidgenossen jedoch konnten schließlich den Sieg erringen, der vor allem dem Opfertode des Arnold Winkelried zugeschrieben wurde.

8*



H. Holbein d. J. — Ablaßhandel.

Aus einer Augsburger Chronik 1392:

„Herzog Stephan sandte Botschaft nach Rom an Papst Bonifaz IX. und ließ ihn um ein Gnadenjahr in München bitten, er versprach dem Papst die Hälfte dessen, was einkomme. Die Bitte wurde gewährt. Der Papst erlaubte ihm dreißig Bußprediger, die Beichte hören und Sünden vergeben sollten, nur Totschlag zu vergeben hatten sie keine Gewalt.
Es ist zu wissen, daß damals in dem Gnadenjahr im Baierland der beste Friede herrschte und alle Pilger, Männer und Frauen, am Tage wie bei Nacht sicher gingen und ritten und keiner dem anderen etwas tat. Von nah und fern kamen so viele Pilger, die den Ablaß suchten, daß man sagt, es wären auf einmal oft vierzigtausend Menschen dort gewesen; man mußte sieben Tage dort bleiben und alle Tage in vier Kirchen gehen und dort Almosen lassen. Die Bußprediger legen viele und große Geldstrafen auf, je nachdem der Mann reich oder arm war und ihnen willfahrte; es ging alles nur um das Geld. Man sagt fürwahr, daß von Pfingsten bis Jakobi kein Tag verging, ohne daß ein Augsburger Maß voll Regensburger Gulden gegeben wurde, denn jedermann wollte in den Himmel. Herzog Stephan sagte, er wollte mit der Hälfte des Geldes Kirchen, Gotteshäuser und Spitäler bauen und reichmachen." Joh. Bühler in „Bauern, Bürger und Hansa". 1929.

Bild 36.

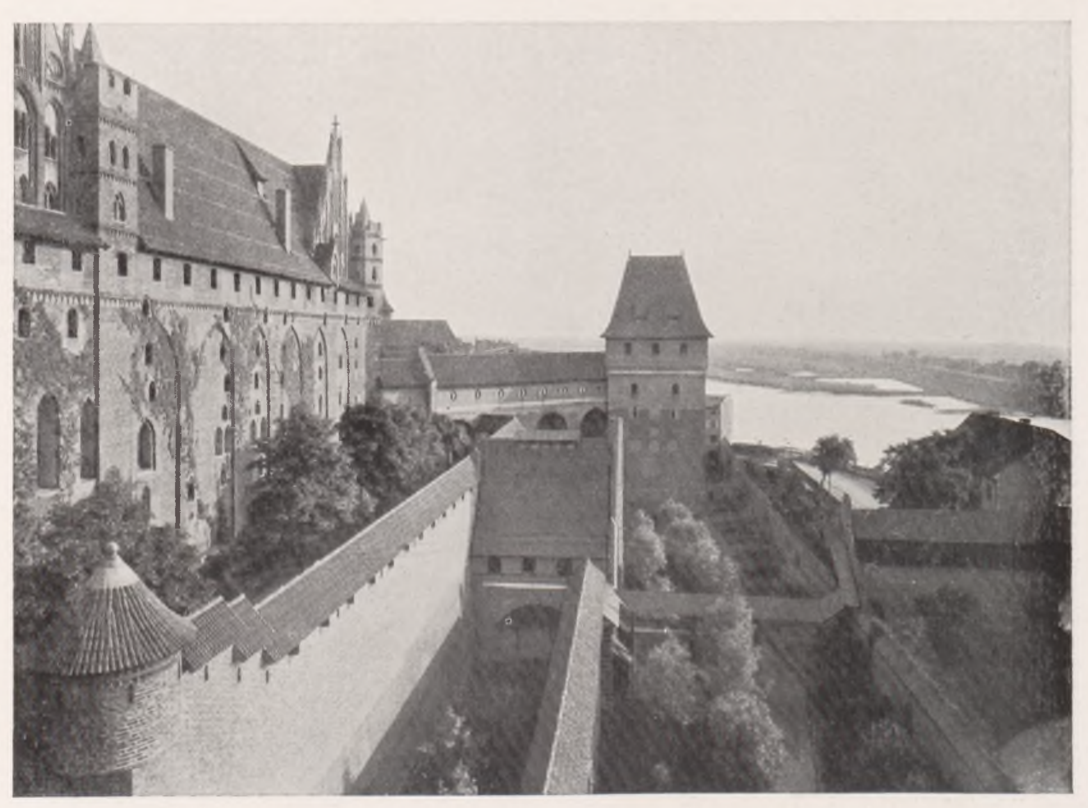


Meister „M. Z."

Turnier vor der Stadt.

„Das Emporkommen der Städte zu wirtschaftlicher und politischer Macht fällt mit der Auflösung des Reiches zusammen und spielt sich ab von Anfang an im Gegensatz zum Landesfürstentum. Dem Rechte nach gehört jede Stadt dem, auf dessen Grund und Boden sie steht; sie ist grundherrlich, landesherrlich, nicht frei, nicht selbständig. Aber eine Anzahl von Städten hat es vermocht, sich von der Herrschaft ihrer Grundherren loszumachen, wo diese zu schwach sind, ihr Recht zu behaupten. Es sind bischöfliche Städte, die auf diese Art zu ‚freien' Städten wurden: Augsburg, Straßburg, Basel, zeitweilig auch Köln, Mainz und andere. Eine zweite Gruppe, die größere, ist dadurch zu einer gewissen Freiheit gelangt, daß sie auf Reichsboden, auf altem Königsgut erbaut ist und das Reich die Macht verloren hat, sie zu beherrschen, und sich nun damit begnügt, sie zu besteuern. Darunter sind große Orte wie Nürnberg, Frankfurt, Ulm, aber noch mehr kleine und kleinste: Friedberg, Wetzlar, Reutlingen, Dinkelsbühl, Rothenburg und viele andere. Beide Gruppen haben das gemein, daß sie ihre Unabhängigkeit wahren wollen: sie wollen keine Landstädte werden, nicht im Territorium eines benachbarten Fürsten aufgehen.

Abgesehen von der eigenen Unabhängigkeit kennen diese Städte nur noch eines: das eigene Geschäft. Sie verlangen, daß der Handel sichere und freie Straßen habe, und weil die Fürsten die Wege zu Land und zu Wasser mit Zöllen sperren und die Ritter sie als Wegelagerer unsicher machen, darum sind sie Gegner von beiden und rufen nach König und Reich." Joh. Haller in „Die Epochen der deutschen Geschichte". 1923.



Marienburg. Anlagen westlich vom Hochschloß bis zur Nogat.

Schloß Marienburg in Westpreußen, eine der größten aller Burgen, in gotischem Stil von 1274 bis 1309 erbaut, war etwa 150 Jahre Residenz der Hochmeister des Deutschen Ordens, der als christlicher Ritterorden 1190 zum Kampf gegen das Heidentum und zur Hilfe kranker und bedürftiger Deutscher gegründet worden war. Der Orden kämpfte vor allem unter dem Hochmeister Hermann von Salza seit 1320 gegen die heidnischen Preußen, dann gegen die Litauer. Seine Blütezeit hatte der Orden von 1350 bis etwa 1380 zu verzeichnen zur Zeit des Großmeisters Winrich von Kniprode. Durch die Niederlage, die 1410 die Polen den Ordensrittern bei Tannenberg bereiteten, wurde der Untergang des Ordens eingeleitet. 1466 geriet das Ordensland unter die Lehnshoheit der Polen. 1525 wurde es von Albrecht von Brandenburg zum erblichen Herzogtum Preußen gemacht.

Bild 38.

Marienburg. Rekonstruktion von Steinbrecht.

Schlacht bei Tannenberg 1410. Niederlage der Deutschordensritter durch die Polen.



Fensterbild. Ein Quitzow mit Gemahlin.

Die Quitzows waren ein streitbares brandenburgisches Adelsgeschlecht, das 1414 von Friedrich I. von Hohenzollern unterworfen wurde.

Bild 40.

æ'^ et (@eb. 1455, jjefł. 1529).

©ebalbuégtab 9citniberg, 1519.

11 ®cS<l|ntó6m$, SBilberteil.



15. u. 16. Jhrdt. Schiffahrt.

Diese Art Schiffe (Caravelle) im 15. und 16. Jahrhundert hatten 3 bis 4 Masten, besaßen ein Vorderkastell und ein doppeltes Hinterkastell. Christoph Columbus hatte in seinen Aufzeichnungen diese Bauart als für seine Zwecke sehr geeignet bezeichnet.

Bild 50.



Delacroix. Schlacht bei Nancy 1477.

Im 12. Jahrhundert war Nancy (deutsch Nanzig) nur ein Schloß und seit 1153 die Residenz der Herzöge von Lothringen. 1475 wurde es von Karl dem Kühnen von Burgund erobert; Herzog René von Lothringen gewann 1476 Nancy zurück und schlug mit Hilfe der Schweizer am 5. Januar 1477 die Burgunder, wobei Karl der Kühne selbst sein Leben ließ.



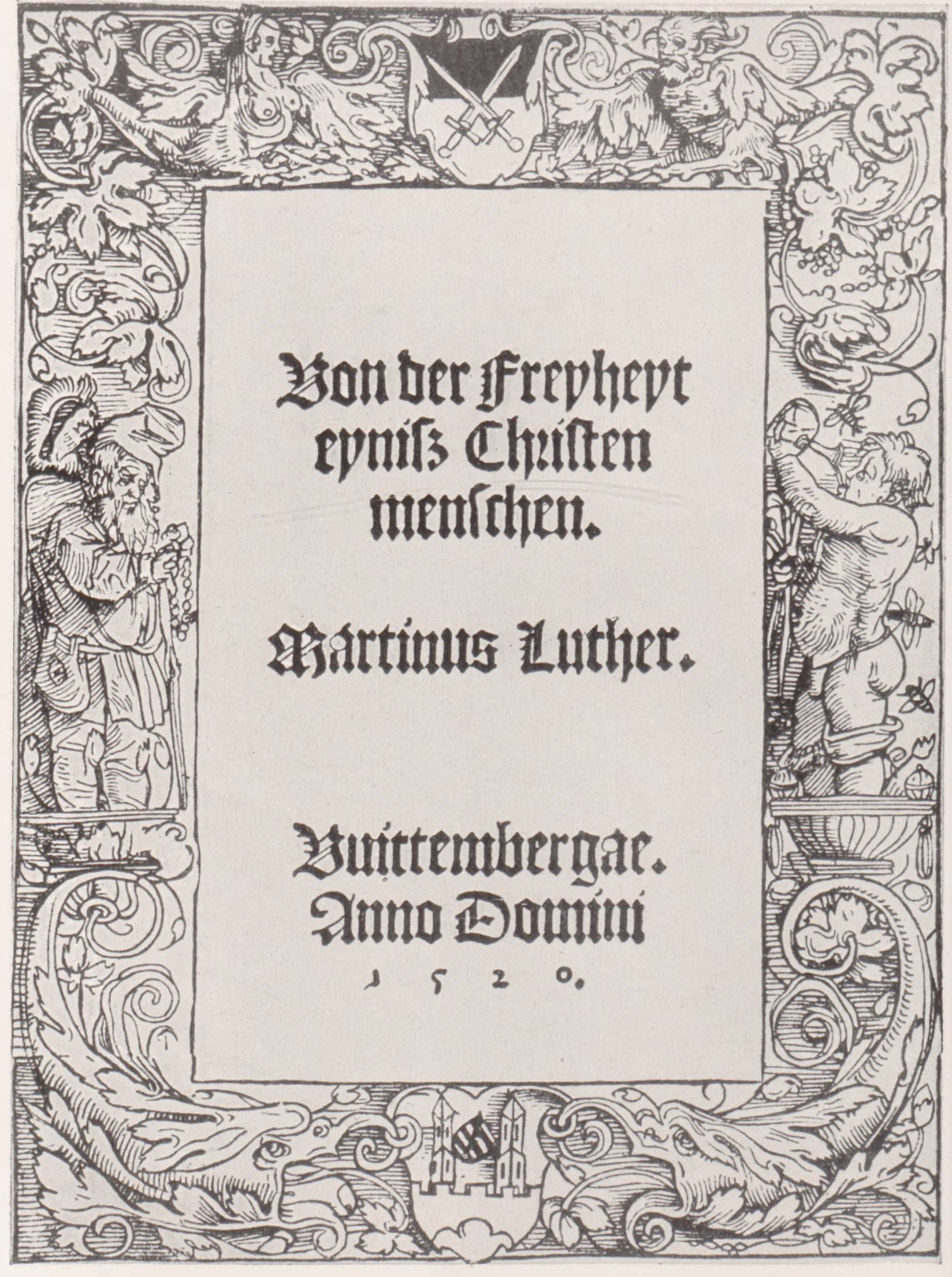
Martin Luther.

Martin Luther wurde am 10. November 1483 in Eisleben geboren. Sein Vater war ein Bergmann. Luther besuchte die Schulen in Mansfeld, Magdeburg und Eisenach und wurde nach Besuch der Universität Erfurt Magister, um dann in ein Kloster einzutreten, von wo er 1508 nach Wittenberg als Professor der Philosophie berufen wurde, um dann als Professor der Theologie zu wirken. Am 31. Oktober 1517 schlug er seine berühmt gewordenen 95 Thesen über den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg. Er wurde zur Verantwortung gezogen, gab aber nicht nach. Von seinen ungeheures Aufsehen erregenden drei Reformationsschriften „An den christlichen Adel deutscher Nation", „Die babylonische Gefangenschaft der Kirche", „Von der Freiheit eines Christenmenschen" ist letztere in dem Bild 54 wiedergegeben. Von dem Reichstag zu Worms im April 1521 wurde er in die Reichsacht getan, von Kurfürst Friedrich dem Weisen auf die Wartburg seinen Verfolgern entzogen, kehrte jedoch bald wieder nach Wittenberg zurück, wo er Katharina von Bora heiratete. Er vollendete seine Bibelübersetzung, arbeitete an der Bildung der neuhochdeutschen Schriftsprache und wirkte persönlich und schriftstellerisch. Luther starb am 18. Februar 1546.



A. v. Wille. Luthers Ankunft auf der Wartburg 1521.

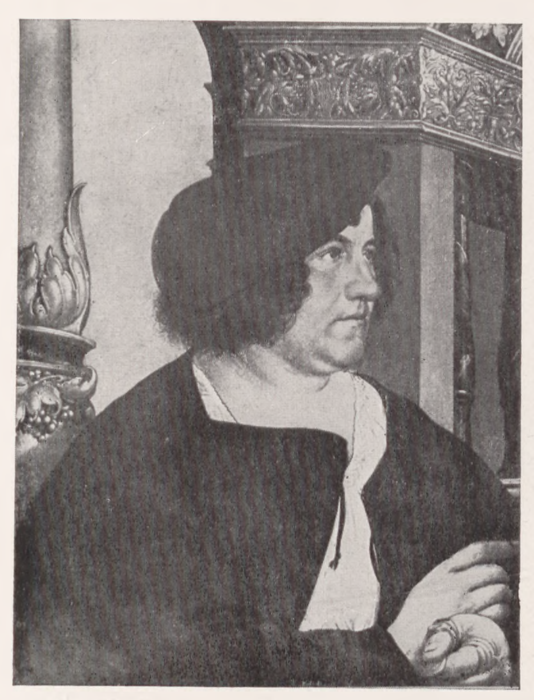
Bild 53.



Eine der drei Reformationsschriften Luthers, die er im Jahre 1520 schrieb. Der Papst verhängte den Bann über ihn, Luther verbrannte jedoch die päpstliche Bannbulle.



1519—1556. Karl V. im Kaiserornat.







Hans H. Holbein der Jüngere. Bildnis Jakob Meier und Dorothea.

Holbein d. J. (geb. 1497 zu Augsburg, gest. 1543 zu London) kann als einer der größten deutschen Maler und Künstler angesehen werden. In Basel wirkte er als Zeichner für Buchschmuck, Scheiben- und Fassadenmalerei. Volkstümlich sind seine Bilder zur heiligen Schrift und sein Holzschnitt „Totentanz". In England, wo er von 1526—28 und nach 1532 wieder wirkte, schuf er seine berühmten Bildnisse, die zu den besten Meisterwerken der Kunst zu zählen sind. Holbein d. J. gilt als Hauptrepräsentant der Renaissance. Seine Werke sind von hohem sittlichem Ernst getragen, verbunden mit tiefer und wahrer religiöser Gesinnung.

Hervorzuheben sind besonders: Madonna für den Dom zu Solothurn, Erasmus von Rotterdam, Erzbischof von Canterbury, Thomas Morus, Herzog von Norfolk u. a., weiter seine Holzschnitte und Monogramme.

Bild 56.



24. Febr. 1525. Schlacht bei Pavia.

Karl V. und Franz I. von Frankreich kämpften um die Vorherrschaft in Europa. Trotz der Erfolge Karls gegen Franz I. war seine Lage Anfang 1525 fast verzweifelt, denn auf England konnte er nicht mehr rechnen, und Papst Clemens VII. stand ihm nicht zur Seite, während sein Heer in Norditalien zusammengeschmolzen war. Überraschenderweise konnten die deutschen Landsknechte, von Georg von Frundsberg über die Alpen herbeigeführt und mit Unterstützung der Spanier das Heer Franz I. in der Schlacht bei Pavia vollständig besiegen und Franz I. selbst gefangen nehmen. Leider ließ sich Karl V. dazu verleiten, dem in spanischer Gefangenschaft befindlichen Franz I. zu Friedensbedingungen zu zwingen, die wegen ihrer Härte unheilvollste Folgen nach sich zogen. Franz I. unterzeichnete den Frieden von Madrid, im Innern bereits entschlossen, den Vertrag nicht zu halten. Ein halbes Jahr später zogen bereits die verbündeten Heere Frankreichs, Venedigs mit Unterstützung Englands unter der geistigen Führung des Papstes Clemens VII. gegen Karl zu Felde.

Bild 57.



1525. Bauernkrieg.

Der Bauernaufstand entstand aus wirtschaftlichen, bzw. sozialen Gründen, während des Überganges von der Natural- zur Geldwirtschaft, unterstützt von der reformatorischen Bewegung. Im Jahre 1525 nahm er im Süden Deutschlands seinen Anfang, aber schon etwa 1450 war am Rhein der Bauernschuh als Symbol der Aufständischen, als „Bundschuh" auf ihren Fahnen angebracht, und in Württemberg tat sich der „Bund des armen Konrad" zusammen. Wanderprediger, wie Thomas Münzer, Karlstadt u. a., gaben der Bewegung einen starken Impuls, während Luther ihre Auflehnung gegen die gesetzliche Obrigkeit verwarf, wenngleich er auch gegen die Fürsten und Herren sprach. Götz von Berlichingen, Florian Geyer mußten sich den aufständischen Bauern anschließen. Der Bauernkrieg fand sein Ende durch Niederwerfung der Bauern.

Bild 58.

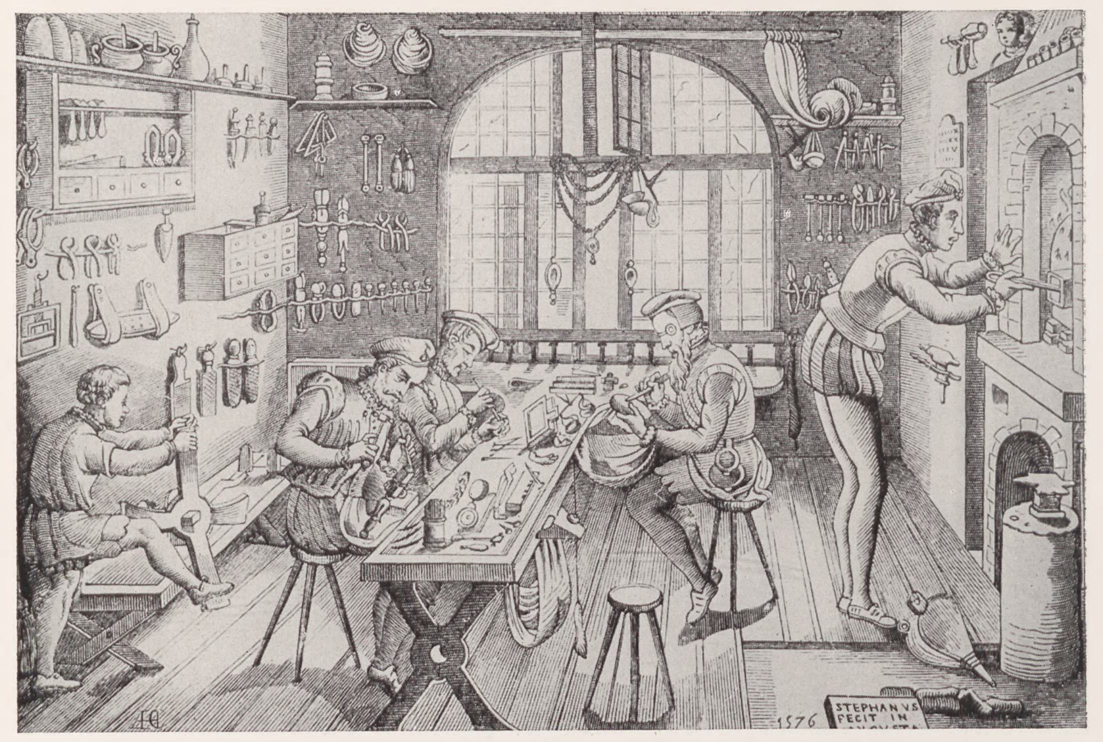


Um 1550.

Goslar, ehemal. Bäckergildehaus.

Handwerker und Kaufleute schlossen sich zu sogenannten Gilden, Zünften oder Innungen zusammen. Ihre Einrichtungen dienten vor allen Dingen den Mitgliedern bzw. Genossen, wenngleich sie auch der Bevölkerung gegenüber durch Halten von Vorräten und Einhalten von Preisen verpflichtet waren. Die Aufnahmebedingungen waren schwer.

Das wiedergegebene Bäckergildehaus, unten massiv, hat im oberen Geschoß einen reich geschnitzten Holzbau, der mit buntbemalten und vergoldeten Ornamenten sowie mit Inschriften geziert ist.



1576. Goldschmiedewerkstatt.

Die Goldschmiedekunst fand zur Zeit der Karolinger die größte Unterstützung durch die Kirche und gelangte zu hoher Blüte, sie verflachte jedoch später und erlebte einen neuen Aufschwung in den rheinischen Städten, wie Trier, Köln u. a. Auch hier war es wieder die kirchliche Kunst, besonders die Ausführung von Reliquienschreinen u. dgl. Die Blüte der Goldschmiedekunst in Italien fand in Deutschland Nachahmer, und die wundervollen Arbeiten der Goldschmiede des 16. Jahrhunderts in Nürnberg, Köln, Augsburg, Dresden, Frankfurt a. Main, die besonders in der Ornamentik hervorstachen und darin sich den italienischen anschlossen, fanden Bewunderung.

Gegossene Arbeiten fanden weniger Verwendung. Die Arbeiten wurden meist aus Goldblech gehämmert.

Bild 60.



Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar (1604—1639) war unter Gustav Adolf schwedischer Heerführer. Er errang den Sieg bei Lützen, bei dem Gustav Adolf fiel. Mit Frankreich schloß er 1635 den Vertrag von St. Germain, der ihm das Elsaß zusprach.

Aachen.

Wehrgang.

Graben

Nürnberg.

Zwinger

Bastei

Waffenplatz

Zwinger

Graben

Graben

Schanze

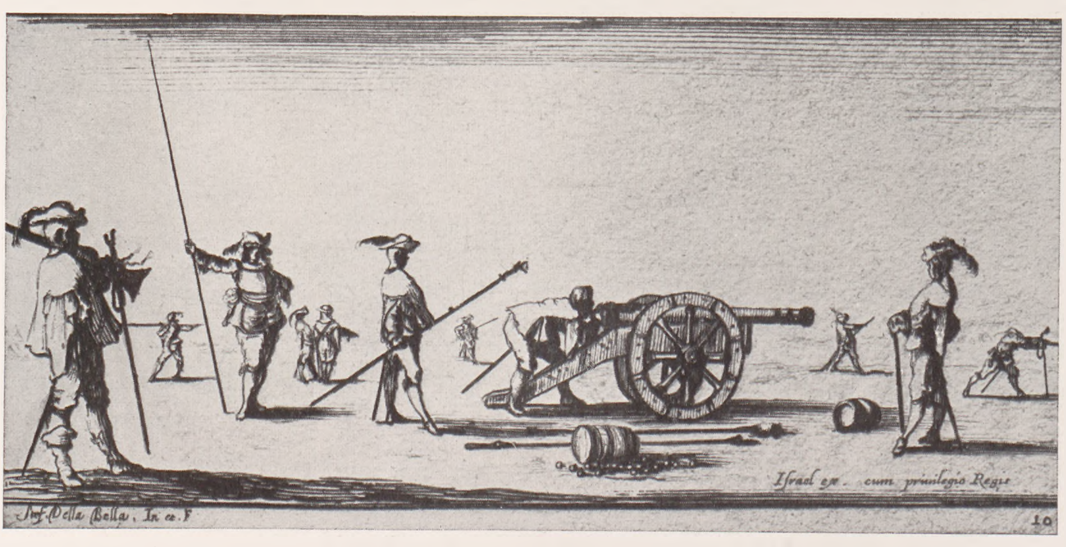
Schanze

Aachen u. Nürnberg, Stadtmauer und Verteidigungsanlagen.

Bastei = Bastion, Bollwerk.

Zwinger = Umgang zwischen äußerem und innerem Ringmauergürtel, je nach Größe der Befestigung als Rondengang oder als größerer Raum ausgebaut.

Schanze = Besonders ausgebaute Stützpunkte der Befestigungsanlagen.



1618—1648. Soldatentypen aus dem Dreißigjährigen Kriege.



7. November 1620. Schlacht am Weißen Berge.

Am Weißen Berg, westlich von Prag, wurde Friedrich V. von der Pfalz durch das Heer der katholischen Liga unter Maximilian von Bayern und Tilly entscheidend geschlagen. Dieser Erfolg öffnete die Pfalz und später die niedersächsischen Länder den Siegern.

Bild 63.

Wahre Contrafactur der Churfürstlichen Statt Heidelberg vnd wie dieselbige von General Tilly Belagert vnd eingenohmen worden Anno 1622.

HAYDELBERGA VI CAPITUR

Designation der Ziffern. 1. Das Schloß. 2. der Newe Garten. 3. Heylig Geyst kirch. 4. Barfüßer Closter. 5. St. Jacob. 6. St. Petter. 7. Augustiner Closter. 8. der alte Churf. Garten. 9. der Reiche Spital. 10. Speyrer thor. 11. der Tiltt Kopff. 12. der Tiltt Berge. 13. der Geißberg. 14. der Konigstul. 15. das A. Schloß. 16. die Statt Speu. 17. der Marstall. 18. Tillysche Lager. 19. der Tillischen General Stuck. 20. Croaten setzen durch den Neccar, vnd da geht die Statt über.

1622. Belagerung Heidelbergs durch Tilly.

1618—1648. Französischer und deutscher Soldat im Dreißigjährigen Krieg.

Siegismunds, an die Wurzel des Übels heranzugehen, sondern man verlangte von Huß nichts anderes als bedingungslose Widerrufung. Als Huß ihr nicht nachkam, auch sich nicht herbeiließ, vor dem Angesicht des Papstes zu erscheinen, bannte man ihn. Erst nach Erteilung eines ausdrücklichen Geleitsbriefes mit der Unterschrift Siegismunds, der ihm Leib und Leben sicherte, reiste Huß nach Konstanz. Es war seine letzte Fahrt. Denn als er auch jetzt wieder sich standhaft weigerte, den Widerruf zu begehen, ließen die versammelten Kardinäle trotz des Einspruches des Kaisers ihn ins Gefängnis werfen und bald darauf öffentlich verbrennen.

Huß endete als Held und Märtyrer, und in Böhmen erhoben sich seine Anhänger unter der Führung des tapferen und schlauen Ziska, der aus dem wilden, aber begeisterten Haufen ein Heer zu schmieden verstand, lehnten nach dem Tode Wenzels Siegismund als Nachfolger ab und schlugen noch jedes Heer in die Flucht, das ihnen gegenüberzutreten wagte. Erst der Tod Ziskas und der Streit um seine Nachfolge schwächte die Hussiten. Sie spalteten sich in zwei Parteien, und kurz vor seinem Tode, nachdem der blutige Krieg siebzehn Jahre hindurch wesentliche Teile Deutschlands verheert hatte, wurde Siegismund endlich von den Böhmen als König anerkannt.

So rächte es sich, daß damals in Konstanz die Kirchenreform nur obenhin angefaßt wurde. Die drei Päpste zwar wurden abgesetzt; durch die Wahl eines neuen, Martins V., konnte wenigstens die Kircheneinheit wiederhergestellt werden. Für die deutsche Nation war das nicht genug; fast genau hundert Jahre später erst wurde ein größerer als Huß, Martin Luther, der Fürsprecher und und Vorkämpfer ihrer geheimsten Wünsche.

Das Werk, das Kaiser Siegismund hinterlassen hat, mag nicht beträchtlich genannt werden. Immerhin bleibt festzustellen, daß er zwei Herrscherhäusern in Deutschland zur größeren Macht verholfen hat, von der unsere neuere und neueste Geschichte nicht mehr zu trennen ist. Von der Beleihung der Hohenzollern mit der Mark Brandenburg vernahmen wir schon, die auf diesem Wege auch die Kurwürde erhielten. Die Habsburger zog Siegismund dadurch heran, daß er seine Tochter mit Albrecht von Österreich vermählte. So war nach seinem Tode die Frage brennend geworden, ob fürderhin Habsburg oder Hohenzollern den Königstitel führen solle. Friedrich VI. von Hohenzollern war gewißlich der fähigere und reichstreuere Herrscher. Das eine hatte er während seiner Regierungszeit in Brandenburg, das andere in den Hussitenkriegen be-

weisen können. Der Habsburger aber besaß die größere Hausmacht, und was den Kurfürsten daran gefiel, war folgendes: der Hauptteil seiner Besitzungen lag außerhalb der Grenzen Deutschlands. Würde darum nicht Albrecht, so folgerten die um ihre eigene Macht besorgten Wähler, sich in erster Linie um diese kümmern müssen und das Reich darüber vernachlässigen? Das lag aber in ihrem Interesse, und so bestieg Albrecht II. den Königsthron, der von jetzt ab ununterbrochen bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen von Preußen dem Hause Habsburg gehören sollte.

Albrecht II. war nur ein kurzes Jahr der Regierung beschieden, sein Vetter von Steiermark folgte ihm als Friedrich III. im Jahre 1440. Seine Unfähigkeit und Absonderlichkeit war den Kurfürsten zwar sehr wohl bekannt, aber erschien ihnen für ihre eigenen Zwecke nur recht. In den langen Jahren seiner Regierung, von 1440 bis 1493, hat sich der dritte Friedrich auch stets nur als ein Landesfürst, niemals als ein König bewiesen. Er entblödete sich nicht einmal, als er gegen die noch immer unbesiegten Schweizer Hilfe brauchte, die Franzosen gegen sie zu hetzen; so wenig national dachte schon damals ein Habsburger. Von einer wirklichen Königsgewalt, die er ausübte, kann nicht die Rede sein, vielmehr schien die endliche Reichsauflösung bevorzustehen, wo ein jeder nahm, was er bekommen konnte.

Dazu drohten die äußeren Feinde. Die Türken waren gegen Ostrom aufgebrochen, Konstantinopel, das ehemalige Byzanz, fiel 1453 in ihre Hände, und sechzehn Jahre später drangen die Moslem zum ersten Male auch über die deutschen Grenzen; kein Reichsheer erhob sich, um gegen sie auszuziehen. Die Zeiten der Ungarneinfälle vor Heinrich dem Städtegründer schienen wiedergekehrt. Und für alle diejenigen, die da meinen, aus den Städten des Mittelalters habe ein neuer Reichsgedanke emporsteigen können, sei gesagt, daß gerade diese, sofern der Bürger weit vom Schuß wohnte, sich am lauesten zeigten und dem Reiche nicht einmal Barmittel zu seinem Schutze zur Verfügung stellten. Goethe hat zur Kennzeichnung des Spießbürgertyps im Osterspaziergang des „Faust" so behaglich einen seiner Wanderer reden lassen:

„Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker aufeinanderschlagen."

Ja, reden und barmen mochte der Bürger darum, aber beileibe nicht seine Haut für eine Gesamtheit hergeben, deren Sinn er nicht begreifen mochte. Es scheint, wie die Epoche nach 1918 in unsern Tagen lehrte, als ob er sich darin immer getreu bleiben wolle...

Im Westen erhob sich die zweite große Gefahr für das Reich. Dort war unter Herzog Karl dem Kühnen von Burgund ein mächtiges Reich aus französischen und deutschen Lehen entstanden, das Flandern, das Artois, Luxemburg und große Teile der heutigen Niederlande und Belgiens umfaßte. Der eroberungssüchtige Herzog trachtete danach, sein Gebiet auch rechtsrheinisch zu vermehren, während der deutsche König nichts tat, um ihn daran zu hindern. Im Jahre 1474 belagerte Karl die Stadt Neuß am Rhein durch zehn Monate hindurch, in denen die Verteidiger sechsundfünfzig Stürme siegreich abschlugen. In seiner eigenen Behausung angegriffen, wußte der „Burger" mit seinen Kriegsknechten sich tapfer zu erzeigen. In diesem Falle ist es jenem wackeren Widerstand zu verdanken gewesen, daß Karl der Kühne vom Rhein abließ und sich nunmehr seinem Verhängnis, dem Kriegszug gegen die Schweizer, zuwandte. Das deutsche Oberhaupt rührte nicht einen Finger zum Schutze der Westgrenze, sondern dachte wie ein echter Krämer daran, seinen Sohn mit der einzigen Erbin Burgunds, Maria, zu vermählen, um somit ohne Schwertstreich einmal die reichen Lande zu erben.

Die Schweizer hatten auch dem dritten Friedrich und seiner französischen Hilfe siegreich widerstanden. Schon gegen Übergriffe der Vögte Albrechts I. — wir erinnern uns an den Sang von Wilhelm Tell — hatten sie ihre Freiheit zu wahren vermocht. Als dann der Krieg zwischen Ludwig von Bayern und Friedrich dem Schönen aufflammte, standen sie treu auf seiten Ludwigs und schlugen die Ritterheere seines Bruders Leopold bei Morgarten 1315. Den neu geschlossenen Bund der Eidgenossen von Schwyz, Uri und Unterwalden bestätigte Ludwig der Bayer erneut in einem Vertrage zu Brunnen. Später versuchte Leopold III. von Österreich noch einmal, die Schweizer in seine Botmäßigkeit zurückzubringen und dem Hause Habsburg wiederzugewinnen. Da kam es im Jahre 1386 zu der Schlacht bei Sempach, in der der Blüte des österreichischen und schwäbischen Adels eine furchtbare Niederlage bereitet wurde. Durch die Vorgänge bei Morgarten, wo die Ritter auf ihren Pferden durch die Morgensterne und langen Schlachtschwerte der Schweizer Bauern sich im Nachteil befunden hatten, weiser geworden, kämpften sie

dieses Mal mit vorgestreckten Eisenlanzen zu Fuß. Wirklich vermochten die Schweizer trotz aller Tapferkeit diesen ehernen Wall nicht zu durchbrechen, bis Arnold Winkelried vorsprang und rief: „Treue, liebe Eidgenossen, sorgt für mein Weib und Kind, so will ich euch eine Gasse bereiten!“ Und er nahm so viel Lanzen, wie er mit seinen mächtigen Armen nur ergreifen konnte, drückte sie sich an die Brust, in das Herz hinein und schuf der Freiheit so die Gasse, durch die den Seinen der Einbruch gelang. Und auch der tapfere österreichische Herzog erlag den gewaltigen Streichen der zornigen Bauern. Durch das ganze 15. Jahrhundert hatte sich so die Eidgenossenschaft mächtig weiter entwickeln können.

In dem Streit mit Karl dem Kühnen, der jetzt anhob, stellte sich Frankreich mit seinem König Ludwig XI., dem gleichen, dem dieses Reich sein zentrales Wachstum verdankt, plötzlich wieder auf die Seite der Schweizer. Ihren Bundesgenossen, den schwachen René von Lothringen, konnte der Burgunder mühelos vertreiben; nun stand ihm nur noch die Freiheit der Schweiz im Wege, um sein letztes Ziel, die Eroberung Deutschlands, in Angriff nehmen zu können.

Die Schweizer haben ihre Freiheit und damit ohne ihr Interesse auch die deutsche Freiheit gerettet. In der Schlacht bei Granson erreichte Karl zum ersten Male der Warnungsruf des Schicksals. Empfindlich geschlagen mußte sein Heer zurückweichen. Aber Karl der Kühne dachte an Rache. Schon nach drei Monaten rückte er aufs neue ins Feld. Bei Murten am See trafen die Gegner zusammen. So lautete das Gebot, das die Schweizer sich erteilt hatten: „Jedermann soll die Augen auf und die Händ' hart zutun, wacker und männlich einhauen!“ Die Burgunder haben es spüren und der große Herzog hat es gar mit seinem Leben bezahlen müssen. Denn bei dem dritten Zusammenstoß, der bei Nancy erfolgte, blieb er tot auf dem Schlachtfeld. Das Schicksal, das gelegentlich sich einen rauhen Scherz erlaubt, gab dieses Mal der kleinlichen Politik des Hauses Habsburg recht, Friedrichs III. Heiratsplan ging in Erfüllung, und Österreich unter Maximilian, dem glücklichen Gatten der unglücklichen Maria, der Tochter Karls, sah sich im Besitz der gewaltigen Herrschaft.

Unter diesem neuen Herrscher kam jenes Witzwort auf: „Die andern mögen Krieg führen, du, glückliches Österreich, heirate!“ Denn auch Ungarn, das zu Lebzeiten Friedrichs III. unter dem tatkräftigen Mathias Corvinus dem

König mehr als genug das Leben schwer machte und ihn sogar aus seiner Residenzstadt Wien zeitweilig vertrieb, kam durch Erbfolge an Maximilian. Mit einem Schlage stand jetzt das Haus Habsburg weit über allen Fürstengeschlechtern seiner Zeit. Es besaß nun in der Tat die stärkste Macht, um die Kaiserkrone für Österreich dauernd beanspruchen zu können. Aber mit der großen burgundischen Herrschaft vererbte sich auch der alte Gegensatz, der dieses Land von Frankreich schied, dem der kühne Karl mehr als Deutschland seine Feindschaft zugewandt hatte. Der Widerstreit Frankreich und Deutschland tritt damit zum ersten Male in unsere Geschichte. Er sollte Europa für Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag beherrschen. Denn ohne weiteres übertrugen sich die Gegensätze der Häuser Valois, das in Frankreich regierte, und Habsburgs auch auf ihre Länder.

Mit der burgundischen Herrschaft, deren Sicherung Maximilian dauernd sein Augenmerk schenken mußte, trat für den Kaiser die Notwendigkeit ein, die Ostgrenze zu vernachlässigen. Er begnügte sich damit, durch Heiraten Ungarn und Böhmen enger an sein Haus zu ketten. Frankreich durfte nicht zu mächtig werden, damit es die Hand nicht nach Burgund ausstrecke! Das war das Ziel des Kaisers, und so mischte er sich auch in Italien ein, als die Franzosen dort erneut Einfluß suchen wollten.

Innerpolitisch beendete der Kaiser durch die Verkündung des ewigen Landfriedens für alle Zeit das sogenannte Faust- und Fehderecht, das schon die unmöglichsten Zustände herbeigeführt hatte. Jede Selbsthilfe, die die groteskesten Formen des Unrechts angenommen hatte, wo sie doch geschaffen war, um Recht zu bewahren, wurde fortan untersagt. Streitigkeiten sollten durch ein besonderes Gericht, das Reichskammergericht, beigelegt werden. Für Beratung um des Reiches Wohl war ein Reichstag vorgesehen, der alle Jahre einmal zusammenzutreten hatte. Zur Ausschreibung einer Steuer wurde das Reich in zehn Kreise eingeteilt, den österreichischen, bayrischen, schwäbischen, fränkischen, oberrheinischen, kurrheinischen, burgundischen, niederrheinisch-westfälischen, niedersächsischen und obersächsischen. Die Schweizer allein wurden ausgeschlossen, weil sie sich weigerten, an der Reichssteuer teilzunehmen, und auf ihren Bundesgenossen Frankreich vertrauten. Ein Feldzug gegen sie war ergebnislos. Seitdem hat dieses Land sich endgültig von Deutschland gewandt.

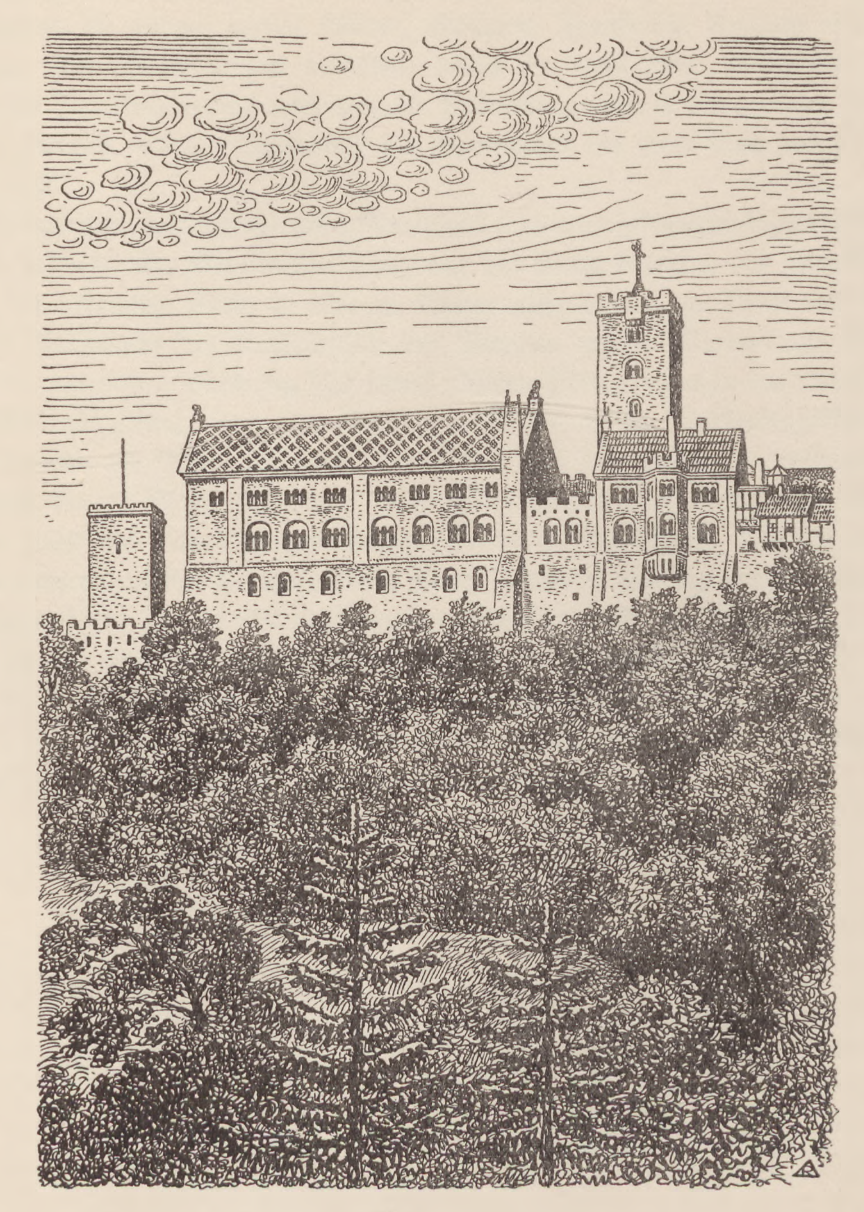
So vernünftig auch Maximilians Reformierungen waren, so blieb nur das Schlimme daran, daß die wenigsten sich danach richteten, erklärten doch auf dem

letzten Reichstag, den der Kaiser 1518 abhalten konnte, die Kurfürsten einmütig, sie würden sich keiner Entscheidung des Reichsgerichtes unterwerfen. Während die andern großen Länder, Spanien, Frankreich, England um die gleiche Zeit Verfassungen erhielten, denen sie nachkamen, verhinderte der deutsche Partikularismus aufs neue die Entstehung eines in sich geeinten Deutschen Reiches. Diesen Vorsprung hat Deutschland bis heute nicht nachzuholen vermocht.

Und wie sehr hätte gerade unser Vaterland solcher verfassungsmäßigen Rechtsstütze bedurft! Als Maximilian starb, war das Reich äußerlich das gewaltigste auf der bekannten Erde, in dem die Sonne nicht unterging. Denn nach dem Tode Ferdinands des Katholischen von Spanien erhielt Maximilians Enkel Karl, nachdem er durch den Tod seines Vaters Philipp schon in den Besitz der Niederlande gelangt war, auch Spanien mit seinen reichen Entdeckungsländern in Amerika als Erbe. Das Ziel, Karl nun auch die deutsche Kaiserkrone zu sichern, konnte Maximilian nicht mehr vollenden; es blieb dem jungen Herrscher selbst und seinen klugen Räten überlassen, eine schwere Aufgabe, denn kein anderer als der Franzosenkönig Franz I. bewarb sich jetzt um die deutsche Königswürde. Aber 1519 in Frankfurt entschieden sich die Kurfürsten, mochten sie sich auch genügend französisches Geld in die Tasche gesteckt haben, für Karl V. Soviel stand aber auch bei dieser Wahl fest: der Träger der deutschen Königsmacht blieb erst in zweiter Linie ein Deutscher, denn der Schwerpunkt seiner Macht lag jetzt außerhalb des Reiches.

*

Luther, Kaiser und Papst



Die Wartburg.

Man hat die Zeiten, die der Reformation vorangehen und diese selbst oft als einen neuen Niedergang auf dem Schicksalsweg unseres Volkes schelten wollen. Im Gegensatz zu solcher Meinung mag festgestellt sein, daß erst jetzt auf allen Gebieten des geistigen Lebens jene Wandlung zu einem Neuen, einem Deutschen zum Ausdruck gelangte, die sich bald nach dem Interregnum angekündigt hat. Nicht umsonst jubelte Ulrich von Hutten: „Die Wissenschaften blühen, die Geister wachen auf, es ist eine Lust zu leben!"

Gewiß besaß Deutschland zur Zeit der großen Kaiser des Mittelalters eine hohe Kunst auf allen Gebieten; man erinnere sich an die romanischen Baudenkmäler, man lese die Dichtungen der Minnesänger, darunter ihres Trefflichsten, des Herrn Walther von der Vogelweide. Aber das alles waren doch zum großen Teil Nachahmungen des Fremden. Französische Stoffe und französische Formen boten sich hier in deutscher Sprache. Allein das Nibelungenlied macht eine Ausnahme davon.

Jetzt zeigte es sich, daß ein eigener deutscher Volksgeist erwacht war. Den äußeren Anlaß gab das Schisma, die Kirchenspaltung. Deutsche und Franzosen besaßen jeder ihren eigenen Papst, ehe das Konzil zu Konstanz Wandel schuf. Da auf diese Weise die deutschen Bischöfe in Paris keine Anerkennung mehr finden konnten und ihnen sich die dortige Hochschule verschloß, war die deutsche Kirche gezwungen, in Deutschland selbst Lehrstühle zu errichten. Mit einem Male finden wir gleich eine Unzahl von neuen Universitäten auf deutschem Boden, Pflanzstätten echten Volksgeistes, denen wir bis heute nicht entraten können und die so oft in schicksalsschweren Stunden deutscher Geschichte Geburtsstätten einer neuen Zukunft wurden: zu Greifswald, Ingolstadt und Tübingen, in Erfurt, Leipzig, Rostock und Freiburg, zu Köln, Heidelberg und Basel, in Prag und Wien besuchen die Deutschen ihre eigenen Hochschulen, frei von jeder Bevormundung durch Frankreich, das um die gleiche Zeit im hundertjährigen schweren Kampfe mit England um seine Selbständigkeit ringt und wenig Zeit mehr findet, sich um kulturelle Dinge zu kümmern.

So vermag in Deutschland endlich eine arteigene Kunst zu entstehen. Goethe

spricht einmal davon, daß das 16. Jahrhundert als einzige Zeit genannt werden müsse, da Deutschland eine eigene vaterländische Kunst zu haben sich rühmen konnte. Die Romantik des Rittertums, die auf den französischen Vorbildern beruhte, der Minnesang, der in Bayard von Frankreich sein Beispiel suchen mochte, wurde jetzt von einer bürgerlich bestimmten Epoche abgelöst, die in den mächtig emporblühenden Städten ihre Wiege besaß. Man denke an die Meistersinger von Nürnberg, an Hans Sachs und Sebastian Brant mit seinem Narrenschiff, man neige sich vor den großen Malernamen der Dürer, Grünwald und Holbein, und erschüttert vor solcher Größe und Reinheit betreten wir noch heute die gotischen Bauten, die den romanischen Stil ablösten und vornehmlich auf deutschem Boden entstanden sind. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man die Gotik, die in der Architektur Überwältigendes geschaffen hat, die in den Namen eines Erwin von Steinbach und seines Münsters zu Straßburg, in Johannes Hültz und Gerhard von Rile ihre Meister fand, als die Vollendung der kirchlichen Kunst ansieht. Mit welcher inneren Seelenruhe mögen die großen Baumeister ihre Werke in Angriff genommen haben, von denen sie wußten, daß sie selbst ihre Vollendung nicht mehr erleben könnten, so gewaltig, himmelanstrebend waren sie beschaffen und bedurften der Arbeit ganzer Menschenalter für ihr Wachstum... Auch die künstlerische Ausgestaltung der „Mysterienspiele", die Fortschritte der Vokal- und Instrumentalmusik zeigen ihre eigene Linie. Wer Augen besaß, zu sehen, wer die Wahrheit erkannt hatte, daß in solchem kräftigen Regen auf allen Geistesgebieten sich die junge Kraft eines Volkes endlich zeigte, der durfte wohl mit Recht jubelnd das Leben genießen.

Die gleiche Kirche aber, die solche Kunst zu fördern und selbst hervorzubringen verstand, war im Innersten ihres Markes faul geworden. Schon Petrarka, ein wahrhaft frommer und gelehrter Mann, hatte im 14. Jahrhundert die Stadt Petri, Rom, als eine Laster- und Diebeshöhle bezeichnet. Es geschah mit der Kirche wie mit allem, das plötzlich am Ende eines langen Kampfes und eines unerwarteten Sieges steht: ihre Diener wußten nicht Maß zu halten, und der ungeheure Reichtum, der sich in ihren Händen häufte, verleitete sie zu allen Lastern der Welt. Mochte es im Italien der Borgias am schlimmsten zugehen, was sich in Deutschland in den Mönchs- und Nonnenklöstern ereignete, genügte auch dort. Schon aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist uns aus einer Schrift der Äbtissin Herrad von Sankt Odilien überliefert

worden: „In wüsten Zusammenkünften von Klerikern und Laien werden die Kirchen mit Fressen und Saufen, Possenreißen, unsauberen Späßen, Hasardspiel, Waffengeklirr, in Anwesenheit verruchter Dirnen durch Eitelkeiten und Ausschweifungen aller Art entweiht." Wo sich gegen solches unwürdige Tun ein sanfter Widerstand bislang geregt hatte, so zuletzt durch Johann Huß, antwortete die Kirche mit dem Scheiterhaufen. Da konnte es kein Wunder nehmen, daß eines Tages aus der klagenden Kritik, den sanften Vorschlägen nach der Kirchenreform der unwiderstehliche Schrei nach einer solchen an Haupt und Gliedern, der revolutionäre Wille, diese durchzusetzen gegen alle Widerstände, gebieterisch aufstehen mußte. Daß dieses in einer Zeit geschah, in der Karl V. regierte und alle Mühe hatte, sich gegen Frankreich durchzusetzen, mag für Deutschland als ein besonderes Glück angesehen werden. Und der Mann, der den Deutschen die Fahne emporhob, kam aus dem Schoße der Kirche selbst: Martin Luther.

Der tapfere Augustinermönch, Sohn der Stadt Eisleben im Mansfeldischen, fand einen wohlvorbereiteten Boden vor. Der sogenannte „Humanismus" eines Reuchlin und Erasmus von Rotterdam, jene geistige Bewegung, die sich gegen das Dogma der Kirche richtete und im übrigen in aller Welt, wenn auch in Deutschland am nachhaltigsten, auftrat, war dort nicht mehr nur eine Sache der Gelehrten geblieben. Durch die Schriften des feurigen Ulrich von Hutten, eines der herrlichsten deutschen Gestalten, der sein Wort: „Ich hab's gewagt!" Rom und seiner Macht entgegenschleuderte, waren die Lehren des Humanismus bis weit in die Tiefen des Volkes gedrungen, hatten alle Stände gleichmäßig erfaßt. Nur der Tat bedurfte es noch, um die Flammen hell aufschlagen zu lassen; sie aber geschah und rief sofort Rom, das bislang nach seinen Erfahrungen aus andern Ländern in den neuen Lehren nur mehr eine Angelegenheit der Ästhetik erblickt hatte, die ihm nicht gefährlich werden konnte, auf den Plan: an die Wittenberger Schloßkirche heftete Martin Luther seine fünfundneunzig Thesen gegen den Ablaß, die, wie Zeitgenossen berichtet haben, „in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchliefen, als wären die Engel selbst Botenläufer". Rom horchte auf, wo man es sich so sehr wohl sein ließ von den unzähligen Geldern, die die dummen Deutschen gegen Papierwische opferten, darauf man ihnen Ablaß nicht nur von begangenen, sondern auch von künftigen Sünden feierlich versprach. Gerade um diese Zeit bereiste der Ablaßhändler Herr Tetzel mit seiner Konkubine Deutschland und

sammelte das Gold in Scheffeln. Dieser geschäftstüchtige Mann, der von der Torheit lebte, erhob vor allem sein ungeheures Geschrei. Vielleicht kam auch noch jene Tat des märkischen Ritters Hake von Stülpe hinzu, die alle Welt lachen machte. Der Ritter tat nämlich wie mancher andere und bezahlte an Tetzel sein Geld für eine noch zu begehende Sünde. In der Nacht, die diesem Tage folgte, überfiel er den Ablaßhändler — das war just die Sünde, von der Herr Tetzel ihn hatte loskaufen lassen! —, nahm ihm seine ganze reiche Beute ab und verbläute ihn obendrein noch tüchtig. Luther aber warf dem mächtigen Rom den Fehdehandschuh hin, eine gewaltige Tat, die kein mächtiger Fürst zu unternehmen wagte: „Hier bin ich zu Wittenberg, Doktor Martinus Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu zerreißen verdünkt, den lasse ich wissen, daß er habe sicher Geleit, offene Tor', freie Herberg' und Kost darinnen, durch gnädige Zusage des löblichen und christlichen Fürsten, Herzog Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen."

Papst Leo X., jener große Kunstliebhaber, der einen Raffael, einen Michelangelo begünstigte, wies zunächst den Augustinerorden an, den auffässigen Mönch, den er selbst noch nicht recht für ernst nehmen wollte, zur „Vernunft" zurückzubringen. Aber schon merkten seine Diener besser auf, Luther sollte widerrufen, und der Kardinal Cajetanus, der gerade in Deutschland weilte, verhandelte zu Augsburg mit Luther, der mit einem kaiserlichen Geleitbrief versehen sich daselbst einfand. Von Huß her wissen wir übrigens noch, daß solche Geleitbriefe zuweilen sich nur als Papier erwiesen. „Eine deutsche Bestie mit tiefsinnigen Augen und wunderlichen Spekulationen im Kopf, die unheimlich wirkt", hat Cajetan, der vergeblich Luthers Widerruf forderte, den Reformator genannt. Luther diente dem hohen geistlichen Herrn im Verlauf ihres Disputes auch nicht gerade mit Freundlichkeiten, wenn er ihm u. a. vorwarf, er verstünde sich auf die Heilige Schrift wie der Esel aufs Harfen.

Zum Glück wachten hohe Freunde, darunter Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, über den unverzagten Mönch. Man hatte nach diesem Disput Kunde erhalten, daß der Kardinal Luther aufzuheben gedenke; so verließ der Reformator heimlich die Stadt, und der offene Kampf stand bevor. Aber weil jetzt zwei große Parteien zu Tage getreten waren, die sich deutlich in Deutsche und Römlinge schieden, war Luther auch mit einem Schlage der Mann des ganzen Volkes geworden, der auf alle Gemüter einen größeren Eindruck ausübte als jemals ein Monarch in den letzten Jahrhunderten.

Eine neue Zusammenkunft mit dem Sachverwalter der Kurie, Karl von Miltitz, hatte eine Art Waffenstillstand zur Folge. Luther, dem selbst um diese Zeit bangte, „es möge das Lied, das er angehoben, ihm zu hoch gehen", versprach, zu schweigen, falls seine Gegner ihrerseits verstummten. Da brach der ehrgeizige Doktor Eck diese Abmachungen, und Luther stand nicht an, seine Herausforderung zu einer neuen Disputation auf der Pleißenburg zu Leipzig anzunehmen. Jene Gespräche entschieden den weiteren Weg. Denn auf den Vorwurf, Luther lehre vieles, was schon der Ketzer Huß gesagt habe, bekannte der tapfere Streiter: „Gar manches, was Huß gelehrt hat, ist gar christlich und evangelisch." So fällt zum ersten Male das neue Wort, das doch nichts anderes bedeuten will, als daß die Heilige Schrift den Urboden jeder christlichen Lehre bedeutet.

Für die Feinde Luthers aber war damit der Fall gegeben: sie machten dem Unbequemen, dem Revolutionär, im Jahre 1520 den Prozeß als Ketzer. Eck berichtete sofort dem Papst und erreichte ein Jahr später, daß Luther mit dem Bannstrahl belegt wurde; an vielen Orten wurden Luthers Schriften, die unterdessen neu erschienen waren, verbrannt. Da war die eine, die sich an den christlichen Adel deutscher Nation wandte, und jene, welche von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche handelte, zuletzt die bedeutendste: „Von der Freiheit eines Christenmenschen", die Luther eigenhändig dem Papste zusandte mit der Mahnung: „Da sitzest du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen und gleich Daniel unter den Löwen und wie Ezechiel unter den Skorpionen. Was kannst du einzelner wider so viele Ungeheuer!"

Luther wäre verloren gewesen, wenn nicht die Stände und vor allem Friedrich der Weise, der bis zur Ankunft Kaiser Karls V. in Niederdeutschland als Reichsverweser waltete, schon längst in dem evangelischen Gedanken gelebt und gewirkt hätten. So erreichten es diese Gewalten auch, daß der Reichsherold jetzt Luther vor den Reichstag zu Worms entbot. Und der einzelne Mann, der schwache Mönch, der nichts anderes als Waffe besaß als den Glauben in seiner Seele, sprach dort vor der hohen Versammlung der Fürsten und Kardinäle in das Angesicht des jungen, volksfremden Kaisers hinein, als man ihn zum Widerrufe aufforderte: „So will ich denn eine Antwort geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sei denn, daß ich durch Zeugnis der Heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde... so bin ich gefangen in meinem Gewissen in Gottes Wort und kann und mag

darum nicht widerrufen, weil weder sicher noch geraten ist, etwas gegen das Gewissen zu tun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, amen!"

Die Wirkung dieser Worte muß ungeheuer gewesen sein: die Widersacher Luthers trafen sie wie Peitschenschläge, seine Freunde aber jubelten auf vor solchem hohen Bekennermut eines deutschen Mannes, und viele neue gewannen sie an diesem 18. April 1521 ihm hinzu. Karl V. selbst mag sich nicht gänzlich dem Bann entzogen haben, den der „Ketzer" auf ihn ausübte; wenigstens hielt er ihm das Geleit und ließ Luther unversehrt aus den Mauern der Stadt. Dennoch wäre der Tapfere verloren gewesen, denn seine Feinde hatten schon Streifscharen ausgesandt, die ihn fangen sollten. Doch der kluge Friedrich von Sachsen kam ihnen zuvor, ließ selbst Luther durch seine Reisigen aufheben und ihn auf die Wartburg in Sicherheit bringen.

Für ein Jahr ruhte nun die öffentliche Tätigkeit Luthers, der dafür in der Stille etwas Gewaltiges schuf: die Übersetzung der Bibel in die deutsche Sprache. Auf der Grundlage der meißnisch-sächsischen Mundart wurde jetzt endlich die Heilige Schrift, die in ihrer lateinischen und griechischen Abfassung dem Volke etwas Unerreichbares, Geheimnisvolles, ein willkürliches Vorrecht für die Gelehrten gewesen war, in seiner eigenen Sprache geradezu neu geschenkt. Darüber hinaus hat diese Bibelübersetzung, wie auch die übrigen Schriften des Reformators, unsere neudeutsche Kultursprache geschaffen und geschärft.

*

Mit der Auflehnung gegen Rom, die durch das Auftreten Luthers in offenen Fluß gelangt war, hätte zweckdienlich für die deutsche Nation auch eine solche gegen das spanische Regiment des Habsburgers Karl erfolgen müssen. Die Möglichkeiten, einen deutschen Fürsten statt seiner auf den Thron zu setzen, waren durchaus vorhanden, blieben doch Karl V. durch seinen Krieg mit Franz I. von Frankreich die Hände arg gebunden. Aber die Uneinigkeit der Stände untereinander, das alte Erbübel der Deutschen, verbaute wieder den günstigen Weg. Friedrich der Weise, auf den man sich vielleicht noch geeinigt hätte, hatte schon früher mit der Begründung abgelehnt, er wolle lieber ein starker Landesfürst bleiben als ein schwaches Reichsoberhaupt. Mochte Luther zu Worms den Sieg für die neue Lehre davongetragen haben, in den politischen Fragen versagten die Deutschen und bewilligten gar noch dem Kaiser die ge-

forderten Mittel für seinen Franzosenzug. Und weil dabei Karl sich auch gegen den Papst wenden mußte, hatte die Söldnerwerbung in Deutschland den besten Erfolg.

Die kaiserliche Politik war eindeutig: ehe die auswärtigen Kriege nicht glücklich beendet waren, mochten die Lutherischen frei ausgehen, wie dann auch 1526 der Reichstag zu Speyer es jedem Reichsstand überließ, die ihm passende Form des christlichen Bekenntnisses zu wählen, „wie man es vor Gott und kaiserlicher Majestät zu verantworten gedächte". Im gleichen Jahre schon konnte Karl nach der siegreichen Schlacht von Pavia zu Madrid einen für Frankreich demütigen Frieden schließen. Sofort machte sich der Kaiser nach Deutschland auf, um nunmehr die Kirchenfrage nach seinem Willen zu lösen. Ein neuer Reichstag zu Speyer wurde 1529 ausgeschrieben, auf dem Karl verlangte, das Wormser Edikt, die Acht über Luther und seine Anhänger, durchzuführen. Ein Protest erhob sich gegen solche Willkür, und alle diejenigen, die sich ihm anschlossen, neunzehn Reichsstände, an ihrer Spitze Sachsen und Hessen, weil nach ihrer Meinung in Glaubenssachen keine Stimmenmehrheit zu entscheiden habe, hießen von jetzt an die Protestanten. Auf einem neuen Reichstag zu Augsburg, ein Jahr später, den Karl unter großer Prachtentfaltung abhielt, die auf die deutschen Gemüter wirken sollte und doch nur erreichte, daß man noch mehr die „Ausländerei" verachtete, taten die Protestanten ein zweites: sie legten ihr Bekenntnis, abgefaßt von Luthers Freunde Philipp Melanchthon derart, daß in der Schrift aufgezeigt wurde, worin man mit den Katholiken übereinstimme und in welchen Punkten man sich von ihnen unterscheide, dem Kaiser vor, die sogenannte Confessio Augustana. Der schon bekannte Doktor Eck setzte auf Karls Befehl eine Gegenschrift auf, womit der Kaiser die Angelegenheit hochmütig als erledigt wissen wollte. Das war nicht nach der Meinung vieler Reichstagsteilnehmer, und Philipp von Hessen und andere verließen ohne weiteres die Stätte des Reichstages. Zu Schmalkalden dann schlossen die evangelischen Fürsten einen festen Bund, der zunächst für sechs Jahr berechnet war und auch Städte miteinbezog. Noch kam es zu keinem Kriege, denn Karl mußte nach Spanien, um dort seine Angelegenheiten zu regeln, und benutzte daher gern die Vermittlung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Der Nürnberger Religionsfriede kam zustande, der die Parteien verpflichtete, so lange nichts zu unternehmen, bis ein Konzil seinen Spruch gefällt habe.

Die evangelische Lehre hatte jetzt Zeit gewonnen, sich auszubreiten; zwei Kurfürsten schon, denn auch Brandenburg schloß sich den Lutherischen an, zählten zu ihren Anhängern. Württemberg, Pommern und Anhalt folgten, und viele Städte, darunter Hamburg, Frankfurt am Main und Augsburg, öffneten ihr die Mauern. Die Erneuerung des Schmalkaldischen Bundes auf sechs Jahre wurde beschlossen und Braunschweig zu dem neuen Bekenntnis gezwungen; eigentlich nur noch Bayern konnte als eine Burg des Katholizismus gelten.

Luther selbst, der niemals versuchte, in die politischen Vorgänge einzugreifen, der auch im Bauernkriege, der durch seine Lehren erst entbrennen konnte, eine gegensätzliche Stellung einnahm, welche man ihm sehr verargt hat, sah sein Werk ständig vorwärts schreiten; auch über die deutschen Grenzen hinaus verbreitete sich die neue Lehre, Norwegen, Schweden und Dänemark fielen ihr geschlossen anheim. Überall sonst in der Welt, in Frankreich, England, den Niederlanden und, wenn auch in geringfügiger Abwandlung des Bekenntnisses, in der Schweiz des Zwingli, fanden sich Märtyrer für die gewaltige religiöse Revolution, die der deutsche Mönch hervorgerufen hatte.

Luther war der festen Meinung, die gute Sache müßte sich durch sich selbst, ohne die Entscheidung der Waffen anzurufen, weiter durchsetzen. Solange der Reformator noch lebte, war Karl V. durch seine auswärtigen Unternehmungen, als da waren neue Kriege mit Frankreich und Züge gegen die türkischen Seeräuber, erneut gebunden, daß er sich um die evangelischen „Rebellen", als welche er durchaus die Schmalkaldener betrachtete, nicht zu kümmern vermochte. Als Martin Luther dann im Jahre 1546 mit dem felsenfesten Bewußtsein starb, „daß er ein auserwähltes Werkzeug Gottes gewesen sei, im Himmel, auf Erden und in der Hölle wohlbekannt", da zogen, ihm selbst noch nicht recht sichtbar, schon die neuen Wolken herauf, die sich zu den ersten Gewittern über Deutschland entladen sollten. Mit der Hilfe des Papstes, der ihm Geld und Truppen stellte, zog Karl V. gegen die Schmalkaldener zu Felde. Auf beiden Seiten sammelten sich die Heerscharen, und der junge Herzog Moritz von Sachsen, der nicht dem evangelischen Bunde beigetreten war, fiel jetzt in Kursachsen ein. Das brachte Verwirrung in die Schmalkaldener, alle Städte unterwarfen sich dem Kaiser, Württemberg und Pfalz stießen wieder zu ihm und baten um seine Gnade.

Der so schmählich überfallene Vetter des Moritz, Johann Friedrich, eroberte sich unterdessen sein Land zurück und brachte Moritz in harte Be-

drängnis. Hätten die Evangelischen sich jetzt entschließen können, gemeinsam vorzugehen, wäre ihre Sache gesichert gewesen. Aber sie zögerten, und plötzlich erschien der Kaiser mit einem starken Heere, darin auch der Herzog von Alba befehligte, der sich später in den Niederlanden einen so furchtbaren Namen machen sollte; auf dem rechten Elbeufer stellte Karl den fünftausend Mann Johann Friedrichs neunundzwanzigtausend Kämpfer entgegen. Bei Mühlberg kam es zur Schlacht, deren Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte. Die Sächsischen wurden vollständig geschlagen, und Johann Friedrich geriet verwundet in Gefangenschaft. Karl V. verstieg sich so weit, den Kurfürsten als Hochverräter zum Tode zu verurteilen. Die Strafe wurde später in ewige Gefangenschaft umgewandelt. Moritz erhielt den ehemaligen Kurkreis mit der Stadt Wittenberg und damit auch die Kurwürde. Die Unterwerfung ganz Norddeutschlands folgte, Philipp von Hessen bat um Gnade, und im Trienter Konzil erließ der Kaiser das Augsburger Interim, das den Evangelischen nur noch die Priesterehe und den Laienkelch beließ. Die evangelische und auch die deutsche nationale Sache schienen verloren; willkürlich, hochmütig regierte der spanische Karl.

Da sollte seine eigene, geschmeidige Diplomatie ihren Meister finden. Der Kurfürst Moritz von Sachsen, eben noch Gegner der Evangelischen, stellte sich jetzt an die Spitze der murrenden Fürsten von Brandenburg, Mecklenburg und Hessen. Seiner Arbeit war es zu verdanken — wenn Deutschland ihm dafür schon einmal Dank schulden soll —, daß jetzt König Heinrich II. von Frankreich gegen Karl ins Feld zog. Doch teuer war der Preis hierfür gewesen, der in der Abtretung der Festungen Metz, Toul und Verdun bestand, die damit Deutschland für immer, wie es scheint, verlorengegangen sind. In den Tiroler Bergen entkam Kaiser Karl 1552 mit Mühe nur der Gefangennahme durch die Aufständischen. Bald darauf zog er sich enttäuscht von den kaiserlichen Geschäften zurück; der Augsburger Religionsfriede vom 25. September 1555 sicherte den deutschen Landesherren die Religionsfreiheit in ihren Gebieten. Katholische und evangelische Reichsstände waren in ihren Rechten gleichgestellt. Es war ein Sieg der protestantischen und deutschen Sache, aber man hatte dabei dem Teufel den kleinen Finger gereicht: nur mit Hilfe des Landesfeindes, der Franzosen, war er errungen worden. Und er hatte auch nicht zu einer vollständigen konfessionellen Klärung beitragen können. Zu dem Übel des Partikularismus, der noch immer eine starke Reichs-

gewalt auf die Dauer hatte verhindern können, gesellte sich ein zweites, von dem die andern Nationen verschont blieben, der ewige Widerstreit der beiden Konfessionen.

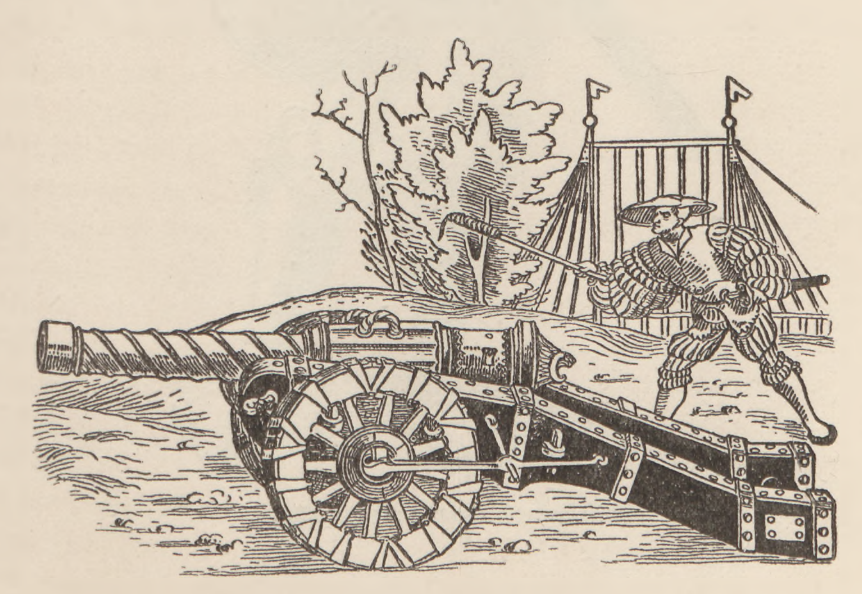
Nur ein einziger vielleicht hätte solche Entwicklung noch zu hemmen vermocht, eben jener geniale Moritz von Sachsen, der die Macht Karls gebrochen hatte und auf dem besten Wege schien, selbst eine neue Zentral- und Reichsgewalt herauszubilden. Doch hat der Herzog den Religionsfrieden nicht mehr erleben können. Im Kampfe gegen seinen ehemaligen Waffengefährten Albrecht Alcibiades war er in der Schlacht bei Sievershausen tödlich verwundet worden.

In neuester Zeit vernimmt man häufig die Ansicht, als ob Luther daran schuld gewesen sei, daß Deutschland sich in zwei Konfessionen gespalten hat: das ist eine gedankenlose Behauptung. Zunächst setzt sie die Tatsache voraus, ohne Luther wäre niemals eine Bewegung gegen Rom zustande gekommen. Aber waren früher nicht schon ein Wiclif in England, ein Huß in Böhmen aufgestanden? Hatten die kirchlichen Zustände nicht lange schon den Höhepunkt ihrer Zersetzung erreicht, die eine Reformation geradezu herausforderten? Ein Luther wäre doch aufgestanden, und wenn ein anderes Land ihn hervorgebracht hätte; wäre dann wohl die Konfessionsspaltung in Deutschland vermieden worden? Denn so müßte die Frage richtig lauten.

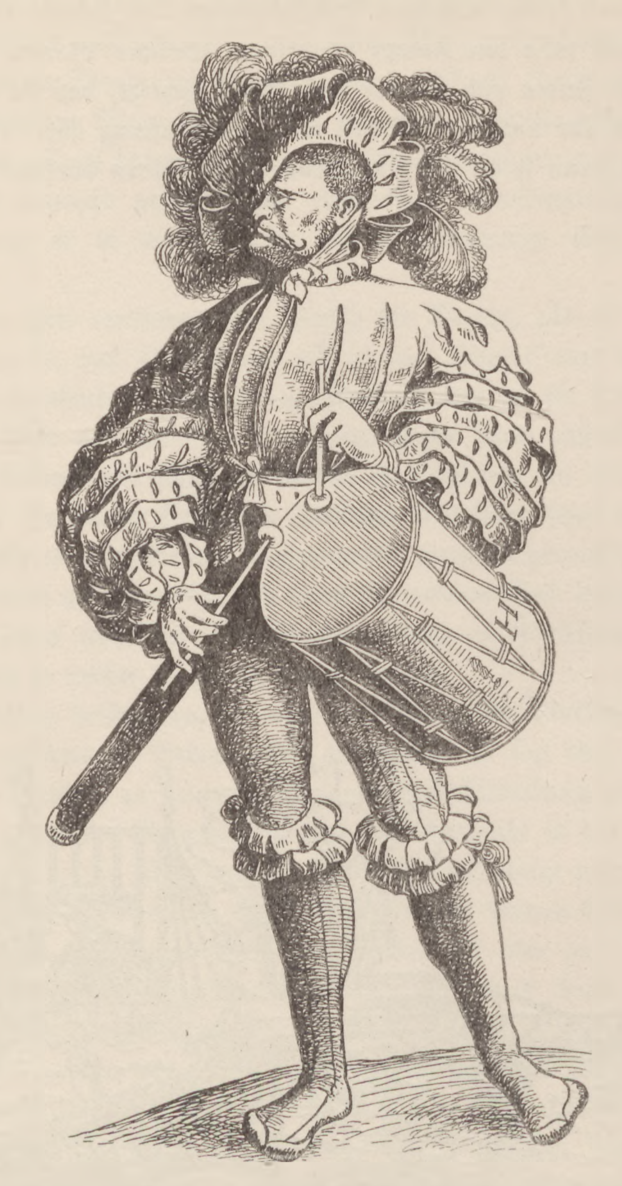
Aber sie stellen, heißt schon, sie verneinen. Wenn in Deutschland die einzelnen Länder verschiedene Bekenntnisse annahmen, so lag das allein an der Struktur des Reiches, an seiner partikularistischen Einteilung, und wäre genau so geschehen, wenn eine Reformation aus dem Auslande in das Reich hineingetragen worden wäre. Die einzelnen Landesstaaten, einige wenige ausgenommen, die sich lediglich aus dem Gefühl des Herzens heraus bestimmen ließen, entschieden sich je nach ihrem politischen Vorteil für oder gegen Luther. Die Konfessionsspaltung in Deutschland ist also ein echtes Kind des deutschen Partikularismus. In den Zentralstaaten rings um das Reich war eine Einheit des Bekenntnisses von vornherein gesichert, denn das allgemein anerkannte Staatsoberhaupt, die Reichsgewalt, entschied. Wolle drum niemand die Tat Luthers schmähen, die gar seinen Feinden, der katholischen Kirche und ihren Anhängern, zum Vorteil für die eigene Sache gewesen ist; so nahe schon war diese dem Verfall. Danken wir lieber jenem gewaltigen deutschen Mann und Streiter im Namen Gottes, der als ein einfacher Sohn des Volkes mehr

tat als alle Fürsten und Herren, dessen Sieg auch ein deutscher Sieg gewesen ist. Oder wir müßten schon zu den Anhängern jener Halbweisheit gehören, die da glauben, man könne wichtigen Entscheidungen des Lebens scheu aus dem Wege gehen und solle den Kampf vermeiden. Solchen Narren aber hat die Geschichte aller Zeiten und Völker noch immer gezeigt, daß sie den Verzicht verschmäht und nur noch mehr Blut, mehr Verwüstung über die arme Erde gelangen läßt, wenn solche Hirnlinge das Wort führen dürfen.

*



Geschütz um 1500.



Trommelnder Landsknecht um 1500.

Der Krieg des Bundschuhs und Franz von Sickingen

In die Blütezeit der Kampfjahre Luthers fallen jene Ereignisse, die noch heute unser Mitgefühl und unser nationales Interesse erwecken, die Aufstände der geknechteten deutschen Bauern und die Erhebung der deutschen Reichsritterschaft. Schon seit 1471 fanden in Deutschland die ersten Bauernrevolten statt, im Würzburgischen, in den Rheingegenden und in Württemberg. Im letzteren dann nahm die Bewegung festere Form an in der Art einer bäuerlichen Vereinigung, die sich den Namen der „Arme Konrad" beilegte, das soll heißen: für die Not des gemeinen Mannes sei kein Rat, mundartlich „koan Roth", mehr zu finden. Die schwäbischen Bauern führten auch zuerst die Fahne des „Bundschuhs", die als Symbol den späteren großen Bauernaufständen noch voranflattern sollte. Sebastian Münster schreibt 1547: „Eine Zwilchgippe, zween Buntschuh und ein Filzhut ist der Bawern Kleidung."

Solange die Bauern in den einzelnen Landen zersplittert vorgingen, konnte ihre Bewegung rasch genug im Keime erstickt werden. Mit einer Rücksichtslosigkeit ohnegleichen gingen die Ritter und Grafen gegen sie vor, und Beispiele furchtbarster Grausamkeit sind aus jener Zeit festgehalten. Dennoch glimmte der Funke unter der Decke weiter, taten doch die Herren alles dazu, um den Bauern nicht zur Ruhe kommen zu lassen, und gaben auch nicht ein Etwas von ihren Rechten preis. Da entstand im Jahre 1525 ein neuer gewaltiger Brand, der nicht mehr örtlich beschränkt werden konnte, sondern von Schwaben aus, dem alten Unruheherd, jetzt auch das Elsaß und Franken erfaßte und sich tief bis Mitteldeutschland hinein ausbreitete. Um einen Mann scharten sich die verzweifelten und unterdrückten Bauern, der gleich einem mittelalterlichen Propheten eine ungeheure Beredsamkeit entfaltete: Thomas Münzer. Die Taten Luthers erschienen diesem Ideologen als „zu lau". Öffentlich predigte er gegen den „Doktor Lügner, gegen das geistlose, sanft lebende Fleisch zu Wittenberg". Die Ideen Münzers waren kommunistisch. Aller Vermögen sollte das gleiche sein, nicht mehr Herren, sondern nur die „prophetische Erleuchtung" sollte die Herrschaft ausüben. Man geht wohl nicht fehl in der Ansicht, daß Münzer mit dem letzteren sich selbst empfehlen wollte.

Thomas Münzer war für die Bewegung, die durchaus im Anfange für ein ehrliches und ideales Ziel kämpfte, als „Trommler" von hervorragendem Wert. Die eigentliche Führung der Bauern aber lag in andern Händen. Neben dem Raubritter Götz von Berlichingen, der durch das Schauspiel Goethes eine ihm nicht gebührende Bedeutung erlangt hat, waren es vor allem zwei Männer, die mit Umsicht und Tapferkeit die Sache der Bauern leiteten. Die politischen Geschäfte führte der wohlgebildete und in der Staatskunst erfahrene Wendelin Hipler; der eigentliche Feldhauptmann war Florian Geyer, einst tapferer Degen des Kaisers in seinen Feldzügen gegen Frankreich, der sich aus reiner Begeisterung und einem deutschen Herzen heraus samt seiner berühmten schwarzen Schar den regellosen aufständischen Haufen angeschlossen hatte und mit eiserner Hand versuchte, ihre Sache, die ihm eine heilige bedeutete, zum Erfolge zu führen.

Hipler war noch gemäßigter als der Geyer, der ohne weiteres Adel und Geistlichkeit vernichten und dem Kaiser alle Gewalt in die Hände geben wollte. Der Gedanke an sich war ein edler, bezweckte er doch nichts anderes, als jene Gewalten aufs Haupt zu schlagen, die als Träger des Partikularismus immer wieder die Bildung einer starken Zentralgewalt im Reiche verhindert hatten. Gab es denn nicht Vorbilder genug, in Frankreich vor allem, wo der Adel und die Geistlichkeit längst sich einem starken Königtum hatten beugen müssen? Aber dort hatte der König mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, indem er selbst vor Verrat und Blut nicht zurückschreckte, den Einheitsstaat geschaffen. In Deutschland aber war der Kaiser — ein Spanier; wenigstens lagen seine Interessen ebenso außerhalb wie innerhalb des Deutschen Reiches, das ihm nur einen Teil seiner Hausmacht bedeutete. Florian Geyers Pläne mußten darum schon als unausführbar gelten, noch ehe sie in Angriff genommen waren. Der kluge Wendelin Hipler rechnete schon besser, der die Befreiung der Bauern von allen Soziallasten forderte, als Entgelt dafür jedoch dem Adel eine Entschädigung in Gestalt der einzuziehenden geistlichen Güter zuzusprechen gedachte. Diese verschiedenen Ansichten der beiden eigentlichen Führer wirkten sich dann auch im Bauernheere selbst zu dessen Schaden aus, denn sie trugen eine Spaltung in die Reihen des Bundschuhs hinein.

Luther hat nicht von Anfang an der Bewegung der Bauern feindlich gegenübergestanden, fühlte er sich doch selbst als ein Sohn des Volkes. Auch waren die ersten Forderungen, die sie vorbrachten, so gehalten, daß jeder Gerechte

sie billigen mußte. Das sogenannte Bauernmanifest, das im Frühling 1525 erlassen wurde, forderte die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Beschränkung des adligen Jagdvorrechts, neue Abkommen für die Fron und den Gült, das Recht der Gemeinden, ihre Pfarrer selbst bestimmen zu dürfen; auch verlangte es eine Reform des Gerichtswesens. Wie gemäßigt und bescheiden noch die so sehr Unterdrückten vorgingen, beweist die Wendung in jenem sozialpolitisch für die Reformationszeit so hochbedeutsamen Dokument, die von einer rührenden Frömmigkeit zeugt und zum Ausdruck bringt, man wolle jede Forderung fallen lassen, sofern man von ihr nachweisen könne, daß sie nach dem Wort Gottes unziemlich sei. Ausdrücklich beriefen sich die Bauern dabei auf die Heilige Schrift und den Doktor Luther. Der Reformator riet deshalb den Fürsten und Ständen, einen billigen Vergleich zu schließen, ohne allerdings mit voller Tatkraft sich für die Bauernsache einsetzen zu können. Denn schon um diese Zeit erblickte er in ihnen die mächtigeren Bundesgenossen und Stützen für sein reformatorisches Kirchenwerk.

Und die Fürsten, Geistlichen und Herren verschlossen sich der mahnenden Stimme. Sie lehnten die zwölf Artikel der Bauern rundweg ab, und jetzt geschah es, wie stets ein Unrecht Unrecht zeugt — und beides doch nennen die Menschen ihr Recht —, daß die Bauern zu den Waffen griffen und die Schlösser und Klöster überfielen. In der Gegend von Heilbronn konzentrierte sich die militärische Bewegung, wie jetzt überhaupt Schwaben und Franken zu dem geistigen und daher gefährlichen Herd des Bauernkrieges wurde. Nicht nur der Bürger, die kleinen Handwerker, schlossen sich der Bewegung an, auch — der Adel stand ihr nicht unsympathisch gegenüber.

Denn in seiner Erinnerung lebte noch die Gestalt Huttens, und der Aufstand der Reichsritter unter Franz von Sickingen war in aller Gedächtnis, der drei Jahre vorher im Kampfe für ihre Unabhängigkeit den Tod gefunden hatte. Vielleicht wäre seinem Vorhaben ein besserer Erfolg beschieden gewesen, wenn er seine Bewegung mit denen der Bauern vereinigt hätte; denn auch die fränkischen Reichsritter erstrebten die Unabhängigkeit von den Fürsten, vor allem von denen der Geistlichkeit, und man kann ihre Wünsche, wie es manche Geschichtsschreiber tun, nicht ohne weiteres als treulos und reichsfeindlich bezeichnen. Hätte sonst wohl ein Ulrich von Hutten auf ihrer Seite gestanden? Gewiß verfolgten die Reichsritter auch ihre eigenen Ziele, die Wahrung ihrer durch die Übermacht der Fürsten und geistlichen Herren aufs äußerste bedrohten

Macht. Gegen den Kaiser, außer daß sie in seiner augenblicklichen Person einen Ausländer erblickten, hatten sie nichts, wünschten vielmehr, die Kaisergewalt zu stärken; und bedeutete solches Wollen wohl etwas anderes als das Streben nach einer starken, deutschen Nation? Deshalb hatte Hutten schon auf dem Wormser Reichstage mit Luther Fühlung genommen, ohne dessen Zustimmung erringen zu können. Denn Luther glaubte: „Die Welt ist durch das Wort überwunden, durchs Wort ist die Kirche errettet, durchs Wort wird sie auch reformiert werden." So ging die revolutionäre Bewegung des ritterlichen Standes ebenso der kirchenreformatorischen Bestrebung, wie auch dem Aufstand der Bauern verloren.

Denn Sickingen glaubte nicht warten zu können. Er sagte dem Kurfürstentum Trier am 27. August 1522 die Fehde an, rückte vor die Mauern der Stadt, um schließlich doch der Übermacht des kriegerischen Erzbischofs Richard von Greifenclau weichen zu müssen. Dieser erreichte es, daß der Kaiser die Reichsacht über Sickingen aussprach, und mit diesem Augenblicke stand der hochgemute Mann wirklich als ein Reichsverräter da. Zwar brauchte er nicht zu besorgen, daß der Kaiser selbst wider ihn zu Felde ziehen würde; Karl hatte andere Sorgen. Aber die Sache der Fürsten hatte jetzt noch um ein Beträchtliches gewonnen, indem sie sich als Vollstrecker dieser Reichsacht erklären konnten.

Ihrem Kesseltreiben ist dann Sickingen schließlich erlegen. Nach Verlust einiger kleinerer Burgen zog sich der Ritter auf sein Stammschloß, dem Landstuhl, zurück. Das gemeine Volk mochte in dem Kampfe nichts mehr sehen als nur eine der gewöhnlichen Fehden unter den Herren und versagte sich jeder Hilfeleistung. Am 2. Mai 1523 wurde Sickingen bei der Belagerung seiner Burg, die bereits unter der Einwirkung der fürstlichen Geschütze erheblich gelitten hatte, von einer Kugel tödlich getroffen. Hutten war auf seinen Rat schon vorher entwichen und starb wenige Monate später einsam und verlassen auf dem Eiland Ufenau in der Schweiz. Was Conrad Ferdinand Meyer ihn sagen läßt, das gilt auch für Sickingen, seinen Freund, und umschließt das ganze heiße Wollen dieser deutschen Männer, um zugleich wegweisend in die Zukunft zu leuchten:

„Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt,
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Wir stehen einst um ein Panier,
Und wer uns scheiden will, den morden wir!
Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.
Geduld! Was langsam reift, das altert spat,
Wenn andere welken, werden wir ein Staat." —

Den Bauernhaufen in Franken, wo der Geyer und Wendelin Hipler geboten, fehlte jetzt ein Franz von Sickingen. In den Verlautbarungen der Bauernführung las man die gleichen Gedanken, die auch die Reichsritterschaft vertreten hatte: Bauern, Adel und Städte sollten vereint wider die Fürsten aufstehen und eine kaiserliche Zentralgewalt dergestalt schaffen, daß sie sogar mit den direkten Steuern des Volkes ausgestattet würde. Eine einheitliche Regierung ohne die Fürsten als Zwischenträger sollte fortan das deutsche Reich stützen. Man strebte eine einzige Münze an, ein Gewicht, ein Maß; Zölle, Geleits- und Wegegeld sollten nicht mehr gelten, der Verkehr stand für jedermann frei. Es war ein durchaus bis ins Letzte überlegtes Reformierungsprogramm, das nur einen Fehler besaß: es erschien zu spät. Die fränkischen Bauern allein waren nicht mehr in der Lage, es durchzusetzen. Der schwäbische Bund rüstete wider sie, und noch ehe er seinen Zug begann, hatten im Bauernheere schon die wilden Instinkte der Masse überhand genommen und verdunkelten die edlen Ziele der Bewegung bis zur Finsternis der Nacht: der Untermensch stand auf und erhob sein furchtbares Angesicht. Im April 1525 erschien der tolle Jäcklein Rohrbach vor der Feste Weinsberg und eroberte sie mit seinem Haufen. Vor den Augen seiner Gattin, die sich vergeblich vor den Aufrührern gedemütigt hatte, wurden ihr Befehlshaber, der Graf Ludwig von Helfenstein, sein Leibknappe und nach ihm dreizehn Edelleute unter Geheul und Trommelschlag „durch die Spieße zu Tode gejagt". Solche Tat war ohne Wissen des Geyers und Hiplers geschehen und tat der Bauernsache ungeheuren Schaden. Von diesem Augenblicke an wandte sich Luther ganz gegen die Aufrührer und ließ sich gar zu solchen Worten wider sie hinreißen: „Steche, schlage, würge hier, wer da kann! Bleibst du darüber tot, wohl dir, seligeren Tod kannst du nimmermehr überkommen. Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes." Florian Geyer wandte sich ebenfalls, empört über die Mordbrennerei, von der bäuerischen Sache ab. „Der

helle Haufen", wie sich die Aufständischen bezeichneten, blieb sich und seiner militärischen Unfähigkeit allein überlassen. Saufen und Plündern erschien den Bauern als des Lebens höchster Sinn; da hatten denn die Fürsten mit ihrem Heere einen leichten Stand. Die Übermacht des Bundschuhs genügte nicht gegenüber der Disziplin des fürstlichen Heeres unter der Führung des unerbittlichen Truchseß von Waldburg und der Frundsbergschen Landsknechte, die in dem Bauernkriege ein besseres Hasentreiben erblickten. Am 12. Mai 1525 traf die Aufständischen bei Böblingen die erste schwere Niederlage; Weinsberg, die Stätte, welche ihre Greueltaten gesehen hatte, wurde samt sieben Dörfern der Umgebung in Asche gelegt. Die Reste des dort geschlagenen Bauernheeres zogen sich auf die Hauptmacht des Bundschuhs, die bei dem eroberten Würzburg lagerte, zurück. Aber die Zitadelle der Bischofsstadt, der Marienberg, befand sich noch immer in der Hand der tapferen bischöflichen Verteidiger, während die Bauernhorden in der Stadt plünderten und praßten. Langsam nahte das Heer des schwäbischen Bundes, noch verstärkt durch die Truppen der Kurfürsten von Kurpfalz und Trier. Letztere hatten die oberrheinische Bauernbewegung bereits aufs Haupt schlagen können.

Bei Königshofen an der Tauber stellten sich die ersten „hellen Haufen" den Fürstlichen entgegen; man ersieht auch hieraus, daß die Bauern schon längst nicht mehr nach einem wohldurchdachten Plan handelten, der ihnen die Konzentration aller Kräfte vorgeschrieben hätte. Mühelos vernichteten die Truppen des verstärkten schwäbischen Bundes das bäuerliche Heer am 2. Juni 1525. Zwei Tage darauf erging es einem zweiten, das bei Sulzdorf angetroffen wurde, nicht besser: der Weg nach Würzburg selbst, dem hartbedrängten, stand offen. Ohne weiteres ergaben sich die Städter, die mit den Bauern gemeinsame Sache gemacht hatten, und bald darauf fiel auch Rothenburg. Der Aufstand in Franken und Niederschwaben war unterdrückt.

In Mitteldeutschland, in Thüringen, erlitten die bäurischen Haufen das gleiche Schicksal. Am 27. September 1524 war Thomas Münzer durch den Spruch der Fürsten verbannt worden; das hatte der Bewegung erst den rechten Aufschwung verliehen. Dazu kamen die ersten Siegesnachrichten aus dem Süden, so daß auch hier bald das ganze Land in Flammen stand. Münzer hatte längst wieder seine Arbeit begonnen, rief die Mansfeldischen Bergknappen auf: „Dran, dran, dran, weil das Feuer heiß ist. Lasset euer Schwert nicht kalt werden von Blut; schmiedet pinkepank auf dem Amboß Nimrod,

werft ihm den Turm zu Boden! Gott geht für euch, folget!" Unermüdlich hetzte und schürte der Prophet, ließ die Beredsamkeit seines schwärmerischen Geistes nicht ausgehen und begleitete die Bauern auf ihren Plünderzügen. Hatte man in Süddeutschland, in Schwaben und Franken von bäuerlicher Seite wenigstens den Versuch unternommen, unter dem schwarzen Geyer eine militärische Zucht und Ordnung herauszubilden, so glichen die thüringer hellen Haufen nur plündernden Räuberbanden, die jeder soldatischen Macht auf den ersten Anprall unterliegen mußten. Auch haben zu keiner Zeit exaltierte Beredsamkeit, schwärmerischer Radikalismus wirkliche politische Erfolge davontragen können. Thomas Münzer, obwohl er der Bewegung ein Prophet und Rufer gewesen war, erwies sich jetzt als der Anstoß zu ihrem Verhängnis. Kein Mann, kein Führer fand sich, um den Schwätzer zu ersetzen, damit seine Rede Tat würde. Münzer berauschte sich und die andern an den eigenen Worten, und als der Pöbel der thüringischen Stadt Mühlhausen den Rat stürzte und ihn jubelnd in den Mauern empfing, schwelgte der „Prophet" im Erfolg dieses Sieges. Die Warnungen der Vernünftigen schlugen er und die Mehrheit der verblendeten Bauern in den Wind; die Fürstlichen hatten das Spiel auch hier gewonnen, noch ehe es recht begonnen hatte. Während Thomas Münzer inmitten der prassenden und untätigen Seinen zu Mühlhausen das himmlische Jerusalem auf Erden predigte, rückten die Herzöge von Sachsen und Braunschweig und Landgraf Philipp von Hessen wider die Aufständischen. Da nutzte es Thomas Münzer nichts mehr, daß er mit dem „Schwert Gideons" auf einen Regenbogen, der gerade am Himmel stand, hinwies, also einen guten Ausgang der bäurischen Sache verkündend. Bei Frankenhausen stießen die Fürsten auf den Feind, der sich in einer Wagenburg verschanzt hatte und etwa sieben bis achttausend Rebellen zählte. Dem gepanzerten Ansturm der braunschweigischen, sächsischen und hessischen Truppen waren die Bauern in ihrer leichten Kleidung mit ihrer ungenügenden Bewaffnung nicht gewachsen. Von allen Seiten umzingelt, fielen sie unter den Lanzen und Feuerbüchsen der Fürstlichen. Wer dem Blutbade entkam, sah sich nur noch einem fürchterlicheren Tode durch den Galgen oder das Rad ausgeliefert. Thomas Münzer wurde auf der Flucht ergriffen, gefoltert und mit fünfundzwanzig andern Anführern zu Mühlhausen enthauptet.

Grauenhaft hatten die Bauern auf ihren Zügen gehaust und ihre gute Sache durch die Art, mit der sie sie verfochten, selbst bei Anhängern zu Fall gebracht.

Doch grauenhaft und unwürdig auch war die Strafe, die die übermütigen Sieger über alle Gefangenen verhängten. Von neuem fielen die Bauern in die Knechtschaft.

Das Schicksal der deutschen Nation blieb nach jenen beiden völlig mißlungenen, getrennten Bewegungen der Reichsritter und der Bauern mehr noch als bisher den Fürsten, das heißt den territorialen Gewalten, ausgeliefert. Diese hatten auch die eigentliche Gefahr der Aufstände sehr gut erkannt. Die sozialen Forderungen der Bauern erschienen ihnen daran nicht als das Schlimmste. Das bewies schon der Reichstag von Speyer, auf dem tatsächlich vorgeschlagen wurde, den Leibeigenen wenigstens die freie Wahl ihrer Heirat zu verstatten und auch eine Ablösung der Leibeigenschaft vorzusehen. Weil sie bei einem Siege der Bauern und Ritter um eine Schmälerung der eigenen territorialen Macht besorgt sein mußten, die sie auch keinem Kaiser bislang zugestanden hatten, weil sie also letzten Endes reichsfeindlich waren, unterdrückten die weltlichen und geistlichen Fürsten die große deutsche und nationale Freiheitsbewegung des lutherischen Zeitalters.

*

So sank der Traum einer Neugliederung der deutschen Nation, einig in Stämmen und Ständen, wieder in ein Nichts zurück. Der Stand der Ritter verschwand vollständig und gewann erst später wieder in anderer Gestalt einigen Einfluß; von den Bauern konnte vorläufig nicht mehr die Rede sein, und auch mit der Macht der Städte war es vorbei. Der Kaiser blieb weiter ein Landesfürst, dessen Hauptsorge nicht das Reich, sondern die Sicherung und Vergrößerung seiner Territorialgebiete umfaßte.

Der Nachfolger Karls V., Ferdinand I., bemühte sich ernstlich, in den sechs Jahren seiner Regierung für einen Frieden zwischen den Evangelischen und Katholischen einzutreten, obwohl er selbst zu den letzteren gehörte. Sein Sohn Maximilian II. folgte dem Vorbild des Vaters und bewies eine solche Vorliebe für die Protestanten, daß man seinen Übertritt zu dem neuen Bekenntnis schon erwartete. Ein solches Ereignis, das die nachfolgende furchtbare Zeit der Religionskriege hätte vermeiden und dem deutschen Schicksalswege eine glücklichere Richtung weisen können, trat nicht ein; doch setzte der Kaiser dem Ausbreiten des evangelischen Glaubens in seinen österreichischen

Stammlanden keinen Widerstand entgegen: Wien war damals fast ganz lutherisch.

Sein Sohn und Nachfolger Rudolf II. blieb dagegen völlig in den Händen der Jesuiten, eine Folge seiner spanischen Erziehung. Seine gegen die Protestanten gerichteten Maßnahmen entzündeten Aufstände in Ungarn und Siebenbürgen. Der empörerische Adel sprach Rudolfs Bruder, Matthias, die Leitung der Regierung zu „wegen der an Kaiserlicher Majestät zu unterschiedlichen Zeiten sich erzeigenden Gemütsblödigkeiten". Matthias trotzte dem Kaiser auch Ungarn, Mähren und Österreich ab; die Protestanten erhielten für ihre Unterstützung freie Religionsausübung zugestanden. Das dem Kaiser treu gebliebene Böhmen verlangte nun seinerseits die gleichen Rechte, die ihm Rudolf 1609 auch bewilligen mußte.

Jetzt aber erhob sich das bayrische Herzogshaus gegen den protestantischen Glauben, setzte einen seiner Prinzen auf den Erzbischofsstuhl von Köln, nachdem der Vorgänger auf Befehl des Papstes mit Hilfe spanischer Truppen davon entfernt worden war. Die territorialen Streitigkeiten der protestantischen Fürsten untereinander, voran die Zwistigkeiten der albertinischen und ernestinischen Kurlinie in Sachsen, trugen schuld daran, daß dieser unerhörte Übergriff einer ausländischen Macht einen Kurfürsten des Reiches widerstandslos treffen konnte. Als dann die Albertiner in Sachsen den Sieg davontrugen, verlor dieses Land seinen Ruf als Vorkämpfer für den Protestantismus; von jetzt ab fiel es habsburgischem, das ist katholischem Einfluß anheim.

Überall regten sich die katholischen Bischöfe und rotteten in ihren Gebieten rücksichtslos den neuen Glauben aus, so in Salzburg, Bamberg, Würzburg. Auch in Straßburg behielten schließlich die Katholiken die Oberhand. Man sprach ferner den protestantisch gewordenen Stiftern das Recht ab, ihre Reichsstandschaft auszuüben. Wohl herrschte in Deutschland großer Wohlstand, war doch die Kriegsfurie seit einem halben Jahrhundert nicht mehr über das Land gegangen. Aber die Ruhe erschien trügerisch. In manchen Teilen des Reiches schon offen, überall aber unter der Decke glommen alle bösen Leidenschaften, wie Mißtrauen, Verdacht, Denunziationssucht, einer stand wider den andern, jener unerträgliche Zustand warf seine dunklen Schatten voraus, den eine Religionsspaltung im Gefolge haben muß, wenn mindestens der eine Teil gesonnen ist, den andern in Grund und Boden zu verdammen.

Mit dem Fall des protestantischen Köln durch Vertreibung seines Kurfürsten

Gebhard Truchseß von Waldburg war der Protestantismus aus dem Gebiete des Niederrheins und aus Westfalen wieder und endgültig zurückgedrängt worden. Aber das war weniger aus dem Willen der Deutschen heraus geschehen, sondern Ausländer, spanische Soldaten, hatten dem Katholizismus ein neues Bollwerk geschaffen. Als das neue Jahrhundert hereinbrach, war es keinem Einsichtigen mehr zweifelhaft, daß nur die Gewalt hinfürder zu entscheiden vermöge, welches Bekenntnis die deutsche Nation beglücken solle. Aus dem fromm-mutigen Wort des Martin Luther wuchs die wild-blutige Tat der mordenden Soldateska.

*



Landung Gustav Adolfs auf Usedom im Jahre 1630.

Gustav Adolf, König von Schweden, handelte aus tiefer innerer Religiosität. Die Geschichte weiß von ihm als einem Fürsten zu berichten, der national dachte, den Krieg lediglich als Mittel zum Zweck auffaßte und nicht, um sich damit Reichtümer zu erwerben. Er brachte es fertig, dem wüsten Kriegerleben Einhalt zu tun und ehrsame schwedische Bauern unter seine Fahnen zu scharen, die ihm aus reiner Vaterlandsliebe folgten. Am 6. Juli 1630 landete sein Heer auf Usedom und Wollin, um, wie er den evangelischen Reichsfürsten mitteilte, Hilfe zu geben denjenigen, die wegen ihrer Religion ihre Länder und ihr Eigentum verloren hatten.

Bild 65

1631. Belagerung Magdeburgs durch Tilly.

Callot inuenit et fecit. Israel excudit cum priuilegio Regis.

J. Callot. Truppenaufmarsch.



17. Jahrhundert. Soldatenleben.

An dieser Stelle sei ein Abschnitt aus Friedrichs des Großen Abhandlung über Karl XII., König von Schweden (1697—1718), wiedergegeben, der um 1700 bereits das Mittel der Vernebelung anwandte, wie es heute zur allermodernsten Kriegsführung gehört.

„— — zum neuen Siege an die Ufer der Düna, das einzige Begebnis, wo Karl XII. List brauchte, der er sich meisterhaft zu bedienen wußte. Die Sachsen standen am anderen Ufer des Flusses. Karl täuschte sie durch eine Kriegslist, deren Erfinder er ist, durch einen künstlichen Rauch, der seine Bewegungen verbarg und unter dessen Schutz er seine Truppen übergesetzt hatte, ehe der alte General Steinau, der die Sachsen kommandierte, das mindeste von diesem Unternehmen geahnt hatte. Die Schweden waren kaum übergesetzt, als sie auch schon in Ordnung zum Angriff bereitstanden; und kaum hatte die Kavallerie einige Attacken gemacht, kaum hatte die Infanterie einigemal chargiert, als die Sachsen zerstreut wurden und die Flucht ergriffen."

Bild 67.



J. Martß d. J. Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen Nov. 1632.

Gustav Adolf II. landete als König von Schweden Mitte 1630 mit 15000 Mann auf Usedom und Wollin, um auf seiten der Protestanten zu kämpfen. Der Erfolg, der ihm und seinem Heere beschieden war, beruht nicht zuletzt darauf, daß er es verstanden hatte, aus einem Landsknechtheer ein Volksheer zu schaffen, das, beseelt vom Willen zum Siege und nationalem Stolz, ihm treu zur Seite stand, um für seinen Glauben und sein Vaterland zu kämpfen. Gustav Adolf führte eine neue Gefechtstaktik ein und erkannte die Wichtigkeit einer Artillerie mit reichlicher Zahl von Geschützen. Die Kriegführung wurde ihm vor allen Dingen auf Grund finanzieller Unterstützung Frankreichs (Richelieu) ermöglicht. Durch den Sieg Adolfs bei Leipzig (1631) war Norddeutschland von der spanisch-katholischen Macht befreit, und der Weg nach Süden stand offen. Im November 1632, als bei Lützen der Sieg nahe war, starb Gustav Adolf in der Schlacht den Heldentod. Zufolge seiner Kurzsichtigkeit geriet er dem Feind zu nahe und wurde in den Arm geschossen, von feindlichen Reitern eingeschlossen, die ihn mit ihren Degen töteten und den Leichnam fortschafften. Der Tod Adolfs wies dem deutschen Schicksal gänzlich neue Wege.

Bild 68.



Merian d. Ä. — Die Ermordung Wallensteins 1634.

Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland (geb. 1583), war Kaiserlicher Offizier im Dreißigjährigen Kriege. Als Jüngling hatte er viele Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien unternommen. Während er im böhmischen Kriege sich als Organisator von Truppenverbänden hervortat, scheint seine feldmäßige militärische Begabung nicht erwiesen zu sein. Er erwarb bedeutende Grundbesitztümer und brachte es zu großen Reichtümern. Wallenstein spielte in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges eine große Rolle. Die katholischen Reichsstände bewirkten aus Furcht vor seiner anwachsenden Macht seine Entlassung aus den Diensten des Kaisers, er übernahm jedoch zwei Jahre später wieder den Oberbefehl über ein selbstgeworbenes Heer, um dem bedrängten Kaiser zu helfen. Gustav Adolf besiegte ihn aber 1632 in der Schlacht bei Lützen. Anfang 1634 wurde er seiner Stellung enthoben und kurz darauf in Eger von Kaiserlichen ermordet.

Bekannt ist die Liebe Wallensteins zur astrologischen Wissenschaft. Schon als Jüngling beschäftigte er sich mit Astrologie.

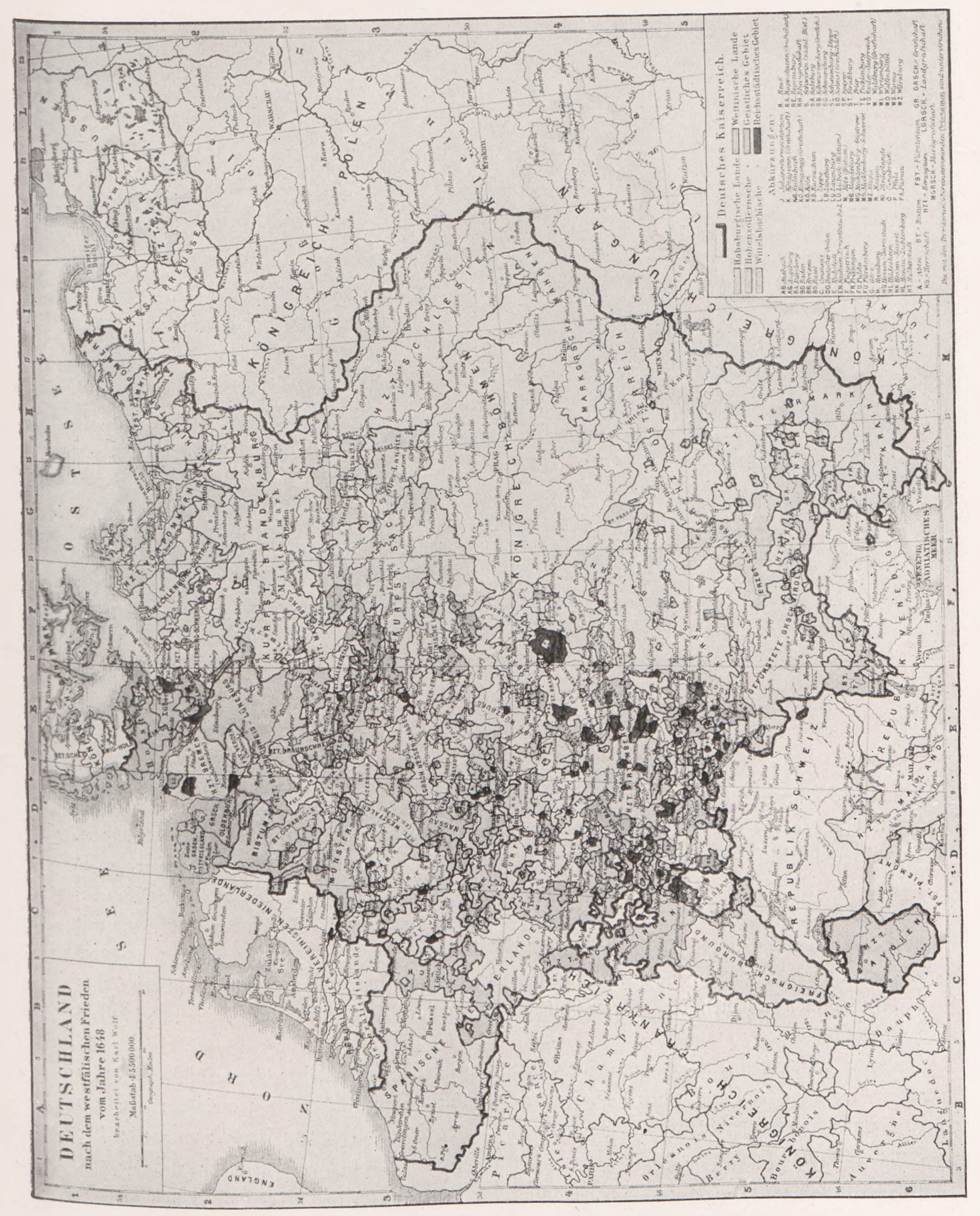
Bild 69.



Merian. Bestürmung der Stadt Prag 1648.

Der Westfälische Frieden in Münster und Osnabrück am 24. Oktober 1648 gab dem Dreißigjährigen Krieg den Abschluß. Durch diesen Friedensschluß wurde die Eroberung der Altstadt Prags verhindert, aber die Ohnmacht des Deutschen Reiches für Jahrhunderte besiegelt.

Bild 70.



1648. Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege.



Camphausen. Der Große Kurfürst bei Fehrbellin 1675.

Ludwig XIV. von Frankreich, der „Sonnenkönig", bewirkte den Einmarsch der Schweden ins brandenburgische Land, die plündernd und sengend von Pommern her vordrangen. Der Große Kurfürst löste sich von seinen Verbündeten, um „diese Nachbarschaft los zu werden, es möge ihm darüber ergehen, wie es wolle". In Eilmärschen zog er mit seinen Soldaten von Schweinfurt aus los. Nach 16 Tagen hatte er Magdeburg erreicht, um nach 3 Tagen vor Rathenow mit über 5000 Kürassieren, 800 Dragonern und 14 Geschützen zu stehen. Derfflinger gelang es durch einen Handstreich, sich Eingang durch das Stadttor zu verschaffen, um die Schweden in der Stadt dann zusammen zu hauen. Nach kurzer Ruhepause gelang es Friedrich Wilhelm, einen Keil in das Heer der Schweden zu schieben.
Bei Fehrbellin entwickelte sich dann eine Schlacht, bei der der schwedische General Wrangel vergebens seine Reiterei anstürmen ließ. Friedrich Wilhelm selbst stürzte sich gemeinsam mit dem 70jährigen Derfflinger in das Schlachtgetümmel. Der Stallmeister von Froben wurde an der Seite des Kurfürsten durch eine Kugel in Stücke zerrissen. Der Kurfürst wechselte seinen Schimmel gegen ein anderes Pferd um. Wrangel mußte sich zurückziehen, sein Heer hatte einen Verlust von 3000 Mann und großer Beute zu verzeichnen.

Bild 72.



L. Verschuier.

Kurbrandenburgische Flotte.
Flagge: Roter Adler im weißen Feld.

Der Große Kurfürst mietete 1675 von dem Holländer Raule 3 Fregatten und 2 kleine Fahrzeuge. Bis 1684 wuchs die Flotte auf 35 Schiffe und 40 kleinere Fahrzeuge mit zusammen 290 Kanonen an. 1680 nahm Admiral von Bevern der spanischen Silberflotte 2 Schiffe fort. Kapitän Alders hatte mit nur 6 Fregatten am 30. 9. 1681 mit 12 spanischen Fregatten ein rühmliches Gefecht.

Die Häfen für die kurbrandenburgische Flotte waren Schloß Grethsyl bei Emden und Königsberg i. Pr.

Der Zweck, den der Große Kurfürst eigentlich mit der Gründung der Flotte verfolgte, den Schweden die pommersche Küste zu entreißen, wurde mit der Flotte jedoch nicht erreicht. 1675 bis 1678 eroberte der Große Kurfürst zwar alle Festungen Vorpommerns einschließlich Stettin, er mußte aber Vorpommern im Frieden von St. Germain 1679 wieder herausgeben.

Major v. d. Gröben wurde 1682 mit den beiden Fregatten Churprinz und Mohrian nach der Goldküste von Neuguinea geschickt, wo er das Fort Groß-Friedrichsburg zum Schutze der Kolonie anlegte, die 1717 an die Niederländer verkauft wurde.

Bild 73.



Stich von Picart. Prinz Eugen von Savoyen.

Prinz Eugen von Savoyen (geb. 1663 in Paris, gest. 1736 in Wien) war in seinen Kämpfen an der Spitze österreichischer Heere siegreich: Gegen die Türken, in Italien gegen die Franzosen, gegen Franzosen und Bayern bei Höchstädt (1704) im spanischen Erbfolgekrieg, jagte bei Turin die Franzosen aus Italien, besiegte die niederländischen Heere Ludwigs XIV. bei Oudenaarde und Malplaquet und die Türken bei Peterwardein und Belgrad.
Im Volkslied „Prinz Eugen, der edle Ritter" lebt sein Andenken weiter.



H. Vogel. Der Große Kurfürst nimmt die französischen Réfugiés auf. 1685.

In Frankreich wurden die Protestanten von Ludwig XIV., dem Sonnenkönig, verfolgt und sollten unter Zwang dem Katholizismus wieder zugeführt werden. Die darauf einsetzende Landesflucht wurde bei Todesstrafe verboten. Jedoch gelang es einer großen Zahl der verfolgten Protestanten, über die Grenze auszuwandern. Der Große Kurfürst nahm diese „Réfugiés" auf, wohl 20000 an der Zahl, und gab ihnen Grund und Boden zur Siedlung auf dem Land und in Berlin selbst. Es war sogar die Bildung ganzer französischer Kolonien gestattet. Ein Protest Ludwigs XIV. verhallte ohne Erfolg, vielmehr trug er nur dazu bei, daß sich der Große Kurfürst endgültig von Frankreich trennte.

Bild 75.



Heidelberger Schloß. Der von den Franzosen im Jahre 1689 gesprengte Turm.



Joh. Gg. Wolfgang. Friedrich I., König von Preußen, auf dem Wege zur Krönung.

Im tiefsten Winter, in Eis und Schnee, reiste der Hof des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg im Dezember des Jahres 1700 nach Königsberg zur Krönung, nachdem auf Grund des Beitritts zu einem Vertrag über Teilung der spanischen Erbschaft für Friedrich in politischer Hinsicht die Grundlagen geschaffen waren für die Zustimmung der anderen Mächte und des Kaisers. Die Reise fand statt mit Hilfe von 30000 Pferden für den Vorspannwechseldienst und dauerte 12 Tage. Am 18. Januar 1701 fand die Königskrönung statt unter Entfaltung glänzender Pracht. Weder Reich noch Kaiser, weder Papst noch Kirche wurden als mitwirkend angesehen. Friedrich setzte sich und seiner Gemahlin eigenhändig die Krone auf.
Friedrich der Große hat allerdings in seinen „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg" diese Königskrönung seines Großvaters stark kritisiert, da sie lediglich in der Prunksucht und in dem Reiz der Äußerlichkeiten des Königtums ihren Grund für Friedrich III. gehabt hätte.

Bild 77.



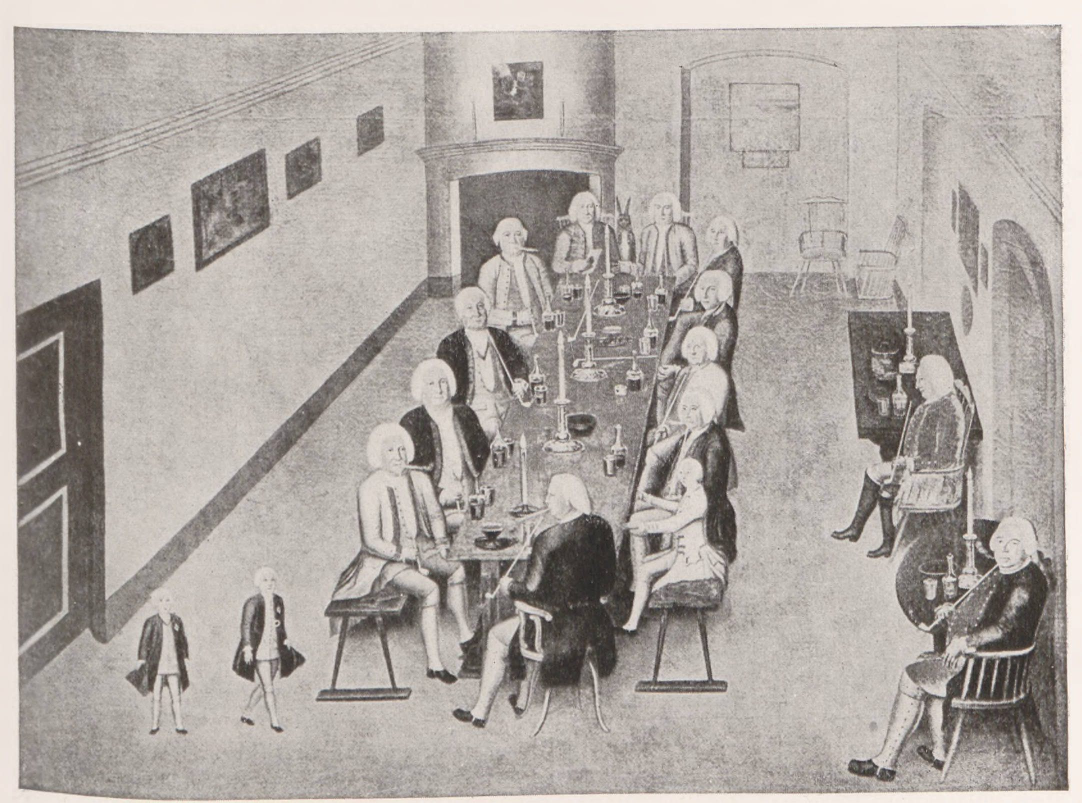
J. H. Wolffgang. Königskrönung Friedrichs I. 18. Januar 1701.

Am 15. Januar 1701 verkündeten Herolde in den Straßen Königsbergs:

„Demnach, daß durch die weise Vorsehung Gottes dahin gediehen, daß dieses bisher gewesene souveräne Herzogtum Preußen zu einem Königreich aufgerichtet, und dessen Souverän, der allerdurchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich, König in Preußen geworden, so wird solches hiermit männiglich kund getan, publizieret und ausgerufen: Lange lebe Friedrich, unser allergnädigster König, lange lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin!"

Am 18. Januar 1701 fand die Krönung im Audienzsaal des Königsberger Schlosses statt. Nach der Krönungsfeier, Friedrich setzte sich selbst die Krone aufs Haupt, nahm das Zepter und, nachdem er seine Gemahlin gleichfalls mit der Krone geschmückt hatte, zog er mit der Königin und dem Hofstaat zur Festtafel in das Schloß. Die Stadt selbst hallte wider vom Jubel und von der Festfreude der Bewohner, die freigebig mit Wein und Fleisch bewirtet wurden.

Bild 78.



Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740), der bei Regierungsantritt sofort für alleräußerste Sparsamkeit eintrat, der dem Volke beibrachte, was Arbeit bedeutet, und Mustergüter schuf, der dafür sorgte, daß sein Land all die Waren selbst herstellte, die es verbrauchte, sein Heer nur mit preußischen Stoffen einkleidete, der das erste moderne Heer hervorbrachte und sich selbst fast Übermenschliches zumutete, suchte abends im „Tabakskollegium" seine Zerstreuung. Da waren der alte Dessauer, der General von Grumbkow, der kaiserliche Gesandte von Seckendorff, Gundling und Gelehrte, Beamte, Generale. Man bediente sich selbst bei Brot und Bier, kein Diener störte die freie Unterhaltung, bei der sich besonders der alte Dessauer mit den saftigsten Witzen hervortat. Standesunterschiede gab es nicht, keine Scherze wurden übel genommen. Es herrschte eine freie männliche Sprache.

Bild 79.



Schloß Rheinsberg.

Das Arbeitszimmer des Kronprinzen Friedrich lag im ersten Stock des rechten Rundturms.

König Friedrich Wilhelm I. schenkte 1734 das Schloß Rheinsberg dem Kronprinzen Friedrich, der ein Regiment im nahen Neuruppin führte und seinen Dienst als Regimentskommandeur vorbildlich ausübte, wodurch er seinen Vater damals versöhnte.
In Rheinsberg lebte Friedrich seinen schriftstellerischen und musikalischen Neigungen. Das Schloß ließ er von Knobelsdorff umbauen, es zeigt im wesentlichen noch heute diese Formen.
Die Front des Schlosses ist nach dem See zu gerichtet, es besteht aus einem Mittelbau und zwei durch eine Kolonnade verbundenen Seitenflügeln.

Bild 80.

Die Geißel der dreißig Jahre

Die allgemeine Ketzerverfolgung war von Spanien ausgegangen, wo nach dem Tode Karls V. sein finsterer Sohn, Philipp II., die Herrschaft angetreten hatte, von dem das Wort stammt: „Lieber über eine menschenleere Wüste als über ein schönes Land voller Ketzer herrschen." In den Niederlanden, die damals zu seinem Hoheitsgebiet gehörten, hatte der blutige Herzog Alba solcher Weisung nach gehandelt.

In Deutschland fanden die Protestanten endlich den Mut zu einem Entschluß, als der Bayernherzog Maximilian die Stadt Donauwörth nicht nur eroberte, sondern auch gewaltsam zur Annahme des katholischen Bekenntnisses zwang; unter der Führung von Kurpfalz kam 1608 die Evangelische Union zustande, die schon ein Jahr später sich einer katholischen Liga gegenübersah.

Der Nachfolger Rudolfs II., sein schon genannter Bruder Matthias, versuchte zwar noch einmal, den Gang der Ereignisse aufzuhalten. Das glückte ihm nicht auf die Dauer, denn Spanien und der mit ihm verbündete deutsche Katholizismus wünschten zur Durchsetzung der Gegenreformation einen tatkräftigeren Anhänger auf dem deutschen Kaiserthron. Matthias wurde durch den Jesuitenschüler Ferdinand von Steiermark ersetzt; er wird aus Österreich und Böhmen vertrieben, die Häscher der Inquisition drängen nach, und 1619 stirbt der Kaiser einsam und verlassen.

Sein eigenes Herzogtum, die Steiermark, hatte Ferdinand mit Hilfe der „heiligen Väter" schon zum alten Glauben zurückgeführt, indem er die Anwendung auch der gewaltsamsten Mittel nicht scheute. In den eroberten Ländern setzte er sein Werk fort. Doch erteilte ihm die Bevölkerung eine unzweideutige Antwort. Schon Matthias, der doch noch als gemäßigt gelten konnte, war mit den protestantischen Ständen in Böhmen hart aneinandergeraten. Als er sie auf Grund eines an sich geringfügigen Streites als „Aufrührer" schalt, warf man die kaiserlichen Räte Martinitz und Slavata, die die Botschaft des Kaisers den in Prag versammelten Edelleuten vorzutragen hatten, zornig aus dem Fenster des Schlosses. Nur der Sturz auf einen — Misthaufen

bewahrte die Räte und ihren Geheimschreiber vor dem Verlust des Lebens. Die böhmischen Protestanten setzten unter dem Grafen Matthias Thurn eine eigene Regierung ein; mit diesem Fenstersturz in Prag beginnt der sogenannte Dreißigjährige Krieg. Denn nach dem bald darauf erfolgten Tode des Matthias drängte der einzige Kandidat, der jetzt für den Kaiserthron in Betracht kam, eben jener jesuitische Ferdinand, unbedenklich auf die Waffenentscheidung.

Es erscheint heute noch unbegreiflich, daß dieser gefährliche Fürst im August 1619 einstimmig, also nicht nur von den katholischen, sondern auch den protestantischen Kurfürsten als Ferdinand II. zum deutschen Kaiser gewählt werden konnte. Man besitzt auch noch den Bericht des brandenburgischen Gesandten an seinen Herren: „Wie Jesus über Jerusalem geweint hat, so muß man über diese Wahl weinen angesichts des Unheils, das aus ihr über Deutschland kommen wird.“ Dennoch wählte auch der Brandenburger den Jesuitenzögling. Die einzige Erklärung bleibt diese, daß unter den ganzen protestantischen Fürsten auch nicht ein einziger Mann sich befunden haben muß. Die Antwort des Sachsenherzogs, mit der er seine Wahlstimme zu erklären suchte, beweist das in etwas: „Ich weiß, es wird nichts Gutes daraus, ich kenne Ferdinand. Aber ein Mann ist kein Mann, man muß die Sache Gott anheimstellen.“

Einzig und allein die Kurpfalz, die sich auch der Wahlstimme enthalten hatte, nahm sich der Sache der Evangelischen an, wenn auch hier mehr nur ein liebenswürdiger und ehrgeiziger Fürst, denn ein tatkräftiger Herrscher Wortführer war. Schon zwei Tage vor jener Frankfurter Kaiserwahl wählten die Böhmen Friedrich V. zu ihrem König. Die Liga unter Führung Maximilians von Bayern stellte darauf dem Kaiser Ferdinand ein bayrisches Heer zur Verfügung, während die protestantischen Fürsten den Pfälzer gänzlich im Stich ließen. In ihrer Kurzsichtigkeit übersahen sie sämtlich, daß nach einer Besiegung der Böhmen sie selbst an die Reihe gelangen würden. Denn der Besitz Böhmens war einmal für das Haus Habsburg eine Lebensnotwendigkeit, war doch auch nur dadurch Österreich und Mähren zu halten; über seine gegenreformatorischen Absichten aber hatte der Kaiser sowieso keinen Zweifel gelassen. So wurde die neue Würde dem Pfälzer zum Verhängnis und trug ihm den Namen eines Winterkönigs ein, als die Truppen Ferdinands ihm und den Böhmen in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag am 8. November 1620 eine vernichtende Niederlage beibrachten. Außer Böhmen verlor der

Pfälzer auch sein angestammtes Land; Maximilian von Bayern sollte die Pfalz vom Kaiser zugesprochen werden.

Jetzt erst begann ein Teil der protestantischen Fürsten und Stände aufzuwachen. Von der Evangelischen Union war kaum eine Rede mehr, sondern unter Führung des Dänenkönigs Christians IV., der als Herzog von Holstein zugleich deutsche Interessen besaß, wurden Truppen geworben, die der Liga zum Schutze der Ansprüche des Pfälzers entgegentraten. Die beiden mächtigsten protestantischen Landesstaaten, Sachsen und Brandenburg, blieben auch jetzt noch neutral.

Die Gelder für ihren Widerstand bezogen die Evangelischen aus England; die Gemahlin des Winterkönigs, Elisabeth, war eine Tochter des englischen Königs. Auch die Niederlande stellten Subsidien. Georg Friedrich von Baden-Durlach und der abenteuerliche Soldatenführer, Graf Ernst von Mansfeld, auch der „tolle Mansfeld" genannt, eine Art von deutschem Condottiere, dazu Christian von Braunschweig fochten für den vertriebenen und geächteten Friedrich. Ihr großer Gegner, der Führer der katholischen Liga, war Tilly. Nach anfänglichen kleinen Erfolgen siegte die überlegene Kriegskunst des katholischen Feldherren über die Einzelunternehmungen der Union, Georg Friedrich wurde bei Wimpfen, der Braunschweiger bei Höchst a. M. geschlagen. Der Verlust der Schlacht am Weißen Berge, die bei einem Siege des Pfälzers das ganze Gesicht Deutschlands hätte verändern können, war nicht mehr wieder gutzumachen. Der englische König, Jakob I., versagte jetzt seine Unterstützung; Maximilian von Bayern erhielt die Oberpfalz und die Kurwürde, während Ferdinand die Rheinpfalz selbst zu behalten gedachte.

Die Bandenführer, als die wir nun den Braunschweiger und den tollen Mansfeld bezeichnen müssen, ließen aber noch nicht ab vom Kriege, in dem sie ein Handwerk erblickten, das seinen Mann ernährte. In Ostfriesland und am Niederrhein beraubten sie Klöster, drangsalierten die Bevölkerung. Die Truppen der Liga schickten sich an, gegen Norddeutschland vorzurücken, und es war in der Tat keine deutsche Macht mehr vorhanden, die ihnen einen ernstlichen Widerstand hätte entgegensetzen können. Denn Christian IV. von Dänemark, der in der Wesergegend Tilly noch Widerpart hielt, war trotz seines holsteiner Besitzes nicht als Deutscher anzusehen. Der zweite große Feldherr des Kaisers, Albrecht von Waldstein oder Wallenstein, drang mit seinem Heere nach der Unterwerfung Ungarns über Schlesien und Brandenburg nach

Mecklenburg, eroberte Holstein bis nach Jütland hinauf, und während Tilly Sachsen beherrschte, hatte Wallenstein seinem kaiserlichen Herren im Frieden von Lübeck 1629 ganz Deutschland unterwerfen können.

Dieser überwältigende Sieg erweckte den Übermut des Kaisers und befestigte in ihm nur den einzigen Gedanken, ganz Deutschland dem Katholizismus wieder dienstbar zu machen. An die großen nationalen deutschen Möglichkeiten dachte der Kaiser nicht, die in diesem Augenblicke ihn in den Stand gesetzt hätten, die Macht der Kaiserkrone so zu stabilisieren, wie es noch keinem seiner Vorgänger gelungen war. Noch niemals hatte das Königtum einen solchen überwältigenden Sieg erfechten können wie jetzt, wo kein ernstlicher Widersacher mehr aufzustehen wagte. Allerdings wäre es notwendig gewesen, die Protestanten zu tolerieren, um die Reichseinheit so herzustellen, daß der Bürgerkrieg nicht wieder aufflammen konnte.

Ferdinand fühlte sich als Priester, nicht als König; und so ließ er jenes Restitutionsedikt ergehen, das den Besitzstand der Evangelischen auf jenen des Jahres 1555 zurückschraubte: alle katholischen Stifte, die von den Protestanten eingezogen waren, sollten jetzt wieder zurückgegeben werden. Der Augenblick war da, der das Ende des Protestantismus in Deutschland hätte bedeuten können, wenn nicht — das Ausland gewacht hätte.

Denn in solchem Siege des Kaisers erblickten Frankreich und Schweden eine unmittelbare Gefährdung ihres eigenen Bestandes. Die feste Stellung des Kaisers in Deutschland bedeutete für Frankreich eine Stärkung der ihm feindlichen spanischen Macht; Schweden fürchtete für seinen Ostseehandel und besorgte auch, daß eine Gegenreformation bis in die nordischen Reiche dringen könne. Um wieviel weiser und nationaler zeigten sich doch diese beiden Mächte, das katholische Frankreich und das evangelische Schweden, die unbeschadet ihrer beiden Bekenntnisse, ohne Rücksicht auf ihre verschiedene Nationalität sich zu einem Bündnis zusammenschlossen, das der Unterstützung des deutschen Protestanten zur Wahrung der fremden nationalen Interessen dienen sollte. Frankreich gab die notwendigen Geldmittel, und König Gustav Adolf von Schweden landete am 6. Juli 1630 mit 15000 Mann auf der Insel Usedom.

Der siegreiche Feldherr Ferdinands, Wallenstein, hatte unterdessen den Undank seines Kaisers erfahren müssen. Der geniale Mann, der weiter blickte als sein Herr in Wien inmitten seiner jesuitischen Beichtväter, war ein Gegner

jenes Restitutionsediktes gewesen. Die nationale Aufgabe, die der Kaiser hätte übernehmen müssen, schwebte ihm selbst in seinen Träumen vor. Wallenstein hatte nicht nur den Sieg errungen, sondern er wollte ihn auch bewahren und ausbauen. Aber der Kaiser entließ ihn bald nach dem Lübecker Frieden, Wallenstein zog sich nach Prag zurück und hielt dort prunkvollen Hof, als sei er selbst ein großer Fürst. Der Einfall Gustav Adolfs erst zwang den Kaiser, den einzigen Mann, der in dieser neuen und gefährlichen Lage noch zu helfen vermochte, wieder an die Spitze eines großen Heeres zu stellen.

Gustav Adolf war unterdessen bis Frankfurt a. d. O. vorgedrungen und rückte im Frühling 1631 auf Berlin. Das von Tilly hartbedrängte Magdeburg, noch ein Hort des evangelischen Gedankens, wartete sehnsüchtig auf die schwedische Hilfe. Aber die Verhandlungen mit den schwankenden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen hielten die Schweden so lange auf, daß Magdeburg am 20. Mai 1631 durch Tilly überwältigt wurde. Eines der furchtbarsten Blutbäder in der deutschen Geschichte hob an. Kroaten, Wallonen, Spanier plünderten und brannten; an dreißigtausend Menschen, Männer, Frauen und Kinder, so wird berichtet, fanden von vierzigtausend Einwohnern der unglücklichen Stadt den Tod durch Eisen und Brand. Der katholische Ferdinand, auch deutscher Kaiser, freute sich über den Sieg, den er für ein Viktoria erklärte, wie es seit Trojas und Jerusalems Fall nicht mehr gesehen worden sei.

Doch nun rückte Gustav Adolf an. In Sachsen hausten die Mordscharen Tillys; das bewog endlich den schwachen Kurfürsten, sich mit den Schweden zu vereinen. Bei Breitenfeld verlor Tilly die Schlacht und damit den Ruhm, seit sechsunddreißig Siegen unbesiegt zu sein. Jetzt schlossen sich alle protestantischen Fürsten offen den Schweden an, deren König als der Vorkämpfer der evangelischen Sache und ein Mann edlen Sinnes, großer Schlachtenweisheit und Tapferkeit im Fluge die Herzen der evangelischen Deutschen gewann. Der einfache Soldat folgte Gustav Adolf im blinden Vertrauen, weil der König mit ihm jedes Schlachtenlos teilte und trotz aller strengen Manneszucht ein gerechter Feldherr blieb.

Nach jenem siegreichen Breitenfelder Zusammenstoß stand jetzt ganz Süddeutschland den Schweden offen, und der Schwedenkönig konnte am Rhein seine Winterquartiere aufschlagen. So überwältigend waren diese Erfolge, daß in dem Herzen Gustav Adolfs der Gedanke emporsteigen mochte, sich selbst

die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen und Schweden mit Deutschland zu vereinen. Für die deutsche Geschichte wäre das kein Unglück gewesen, denn auf die Dauer hätte sich der Schwerpunkt einer solchen Vereinigung doch nach dem größeren Deutschland verlegt, und beide Länder hätten von einer solchen Entwicklung nur Gewinn davongetragen. Das Schicksal wollte es anders.

Im Frühling 1632 brach Gustav Adolf zu einem neuen Feldzuge auf, vertrieb Tilly aus Franken, wurde in Nürnberg jubelnd als Befreier empfangen und bedrohte den Bayernherzog in seinem eigenen Lande. Bei der Verteidigung der Grenzen fiel Tilly am Lech. Bald darauf geriet München in die Hände der Schweden, und jetzt begann es dem jesuitischen Ferdinand in Wien auf seinem Throne bange zu werden. Alle Hoffnung ruhte auf Wallenstein. Und dieser Feldherr ließ sich nur gegen hohe Zugeständnisse zur Rettung herbei, u. a., daß bei einem Friedensschluß das Restitutionsedikt wieder aufzuheben sei und er selbst gleich einem regierenden Fürsten Rat und Stimme besitzen sollte. Der Kaiser verpfändete Wallenstein das Fürstentum Glogau und sicherte ihm Herrschaft und Einkommen eines Reichsfürstentums zu. Aus allen diesen Bedingungen ersieht man, daß Wallenstein seine deutschen nationalen Pläne nach wie vor ehrgeizig verfolgte.

Der Herzog, dem ein ungeheures Kriegsvolk und viele bedeutende Führer zugelaufen waren, befreite zuerst Böhmen, das sächsische Truppen besetzt gehalten hatten, vereinigte sich dann mit den Truppen Maximilians von Bayern und bedrohte Nürnberg. Auf die Kunde davon eilte Gustav Adolf herbei, beide Heere lagen eine Zeitlang untätig in festen Verschanzungen einander gegenüber, bis die Schweden schließlich den Angriff begannen. Aber trotz aller Tapferkeit, mit der sich vor allen andern der junge Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar hervortat, erwies sich Wallensteins Stellung als unbezwinglich. Gustav Adolf zog zur Donau ab in der Hoffnung, die Kaiserlichen nachlocken zu können. Wallenstein aber ließ sich nicht das Gesetz des Krieges aufzwingen, sondern fiel seinerseits in Sachsen ein, was wiederum den Schweden bewog, ihm nachzueilen. Bei Lützen kam es am 16. November 1632 zur Schlacht, und nach einem wütenden Ringen, das lange Zeit unentschieden blieb, neigte sich schließlich der Sieg auf die Seite der Schweden.

Aber der Preis, den er erforderte, war ungeheuer. Beim Ansturm auf die Kürassiere Pappenheims, des berühmten kaiserlichen Reiterführers, der tödlich

verwundet auf der Walstatt blieb, wurde Gustav Adolf von mehreren feindlichen Kugeln verletzt und geriet dann noch in einen Nahkampf, wobei ihn feindliche Säbelhiebe so zu Tode trafen, daß die Leiche des Königs später nur noch mit Mühe erkannt werden konnte. Die Seele des protestantischen Widerstandes war damit getroffen, alles große Erreichte schien mit einem Male trotz des Schlachtenerfolges wieder zunichte gemacht.

Doch rettete noch einmal **Bernhard von Weimar** die Lage, der gemeinsam mit dem schwedischen General Horn den Oberbefehl über Gustav Adolfs Heere erhielt. Doch hätten die Schweden gewiß unter ihrer neuen Führung, zumal die Leitung der politischen Dinge jetzt in Stockholm lag, der Macht Wallensteins nicht standhalten können, wenn jener große Mann nicht noch immer seinen eigenen und, wie wir glauben, deutschen Plänen nachgegangen wäre, die denen seines Kaisers entgegengesetzt blieben. Warum wohl sonst hätte der Herzog von Friedland einem von den Seinen eng eingeschlossenen schwedischen Heere in Schlesien gnädig freien Abzug gewährt? In Wien wußte man bereits von heimlichen Verhandlungen Wallensteins mit den protestantischen Fürsten. Auch weigerte sich der Friedländer, den von Bernhard von Weimar in die Enge getriebenen Bayernherzog zu entsetzen; Regensburg fiel in die Hände der Schweden. Um bei seiner Absage wenigstens das Gesicht zu wahren, rückte Wallenstein bis zur Oberpfalz vor, um dann schließlich wieder nach Böhmen zurückzukehren. Bei Pilsen schlug er ein festes Lager auf, knüpfte seine Fäden auch unmittelbar mit Schweden und Frankreich, und dem Kaiser schien es höchste Zeit, entschieden einzugreifen.

Wallenstein im Vertrauen auf sein Heer und seine Obersten, die ihm eine Urkunde unterschrieben, daß sie ihn nicht verlassen würden, gedachte offenbar den endgültigen Bruch mit dem Kaiser herbeizuführen. Wohl besaß der Herzog eine hohe Idee, aber der Wiener Hof beherrschte dafür die Kunst der diplomatischen Ränke, die heimlich eine Anzahl einflußreicher Generäle mit ihren Regimentern, einen Gallas, einen Piccolomini, auf die Seite des Kaisers zu ziehen vermochte. Dann traf der Absetzungsbefehl für den Friedländer ein. Wallenstein begegnete ihm mit offenem Abfall und verhandelte mit den Schweden um seinen Übertritt. Er zog mit seinen Freunden Terzky, Kinsky und Illo nach Eger, um dort seine Vereinigung mit Truppen Bernhards von Weimar zu vollziehen, da traf ihn und die Genannten durch den Verrat des Obersten Butler der Mordstahl. Eine deutsche Lösung im Sinne der Nation, wie sie

Ferdinand in seiner Religionsbesessenheit übersehen hatte und wie ihre Möglichkeit durch den Tod Gustav Adolfs vernichtet worden war, wurde abermals für unübersehbare Zeit hinaus verschoben; denn es erscheint ohne Zweifel: bei allem Ehrgeiz für seine eigene Person verfolgte Wallenstein, wie einst der Sickinger, das hohe Ziel einer Reichseinheit und Reichsgewalt, die deutsch und national bedingt sein sollte.

*

Mit der Ermordung Wallensteins hatte Kaiser Ferdinand zwar einen gefährlichen Nebenbuhler aus dem Wege geräumt, doch zugleich damit sich auch des größten Heerführers begeben, den er besessen hatte. Aber der Habsburger hatte noch einiges Glück. Durch die siegreiche Schlacht bei Nördlingen 1634 gewann sein Heer sich Oberdeutschland zurück; dieser Mißerfolg für die Schweden bewog ihre Bundesgenossen, die Franzosen, erneut Geldmittel für Bernhard von Weimar fließen zu lassen. Unterdessen hatte Ferdinand jetzt eine Mäßigung bewiesen, die, früher geübt, vieles hätte vermeiden können. Gegen die Zusicherung ihres konfessionellen Besitzstandes von 1627 und Gewährung völliger Amnestie erreichte der Kaiser, daß Sachsen und andere Staaten mit ihm Frieden schlossen. Nun blieben nur noch die Ausländer in Deutschland übrig, um Krieg zu führen, die Deutschen hatten genug davon.

Ohne Ausbruch des Religionskrieges hätte es Frankreich nie unternehmen können, die deutsche Stellung am Rhein anzugreifen. Jetzt, nachdem das Land genügend geschwächt war, nutzte auch der Frieden zwischen Evangelischen und Katholischen nichts mehr, sondern Frankreich führte den Krieg am Oberrhein und im Elsaß weiter, zunächst mit Hilfe Bernhards von Weimar, dem es das Elsaß insgeheim als Herzogtum zugesagt hatte. Zu Ehren dieses deutschen Fürsten in schwedischen Diensten muß gesagt sein, daß er nur höchst unwillig die ihm durch die Lage aufgenötigte Bundesgenossenschaft mit den Franzosen ertrug. Vielleicht hegte er eigene und deutsche Pläne in der Brust, wollte wieder aufnehmen, was einst Gustav Adolf vorgeschwebt hatte, da erlag er am 18. Juli 1639 einer plötzlich auftretenden Krankheit. Oft ist behauptet worden, ohne je bewiesen zu sein, daß ihn Paris als unbequem mittels Gift hatte aus dem Wege räumen lassen.

Bernhard von Weimar hinterließ ein Testament, darin er beschwor, die von ihm besetzten Gebiete sollten deutsch bleiben und auch sein nun verwaistes Heer

müsse einen deutschen Befehlshaber wählen. Ein solcher fand sich aber nicht, und das französische Gold tat bei der Soldateska das übrige. Die Franzosen schickten jetzt eigene Feldherren vor, darunter einen Condé, einen Turenne; die Bernhardschen Truppen fochten in Frankreichs Sold.

Schon zwei Jahre vor dem Weimarer Herzog war Kaiser Ferdinand II. von der Lebensbühne abberufen worden; wir Deutschen weinen ihm keine Träne nach. Sein Nachfolger Ferdinand III. unterschied sich wenig von seinem Vater. Aber den Frieden wünschte er naturgemäß ebenso dringlich wie jeder Deutsche im Land. Ein Reichstag in Regensburg sollte alle Möglichkeiten erwägen. Um ein Haar wäre er übrigens von einem schwedisch-französischen Heere aufgehoben worden. War dieser Handstreich auch nicht gelungen, so besagte er doch genug, daß die Fremden gar nicht daran dachten, das Reich zur Ruhe kommen zu lassen. Als der schwedische Feldherr Baner starb, trug sein Nachfolger Torstenson die schwedischen Waffen siegreich durch ganz Deutschland. In einer zweiten Schlacht bei Breitenfeld schlug er die Kaiserlichen am 2. November 1642. Als jetzt Dänemark die Schweden angriff, brachte auch das keine Entlastung für Deutschland, denn in einigen wuchtigen Schlägen zwang Torstenson ihren König zu einem schnellen Frieden.

Die Franzosen dagegen kämpften mit wechselndem Glück. Die Deutschen hatten in dem kühnen Reiterführer Johann von Werth einen guten Schirmer ihrer Sache gefunden. Aber die Übermacht war zu groß, und schließlich mußten sich die Kaiserlichen unter Maximilian von Bayern zu einem Neutralitätsvertrag bequemen. Das geschah im neunundzwanzigsten Jahre dieses furchtbaren Krieges. Jetzt lag Wien dem Zugriff Frankreichs offen, in Prag standen schon die Schweden, die Aufteilung des Reiches schien endgültig sicher zu sein. Da brach der Bayernherzog unter Bruch seines Vertrages noch einmal los, Ferdinand sandte zugleich seine Friedensunterhändler aus: so kam im Jahre 1648 zu Münster und Osnabrück der Friede zustande, der der Geißel der dreißig Jahre ein Ende setzte!

Doch um welchen Preis geschah das! Deutschland glich einer Wüste. Unzählige Ortschaften lagen von ihren Bewohnern verlassen, auf allen Landstraßen hausten Wegelagerer und Plünderer, die Leib und Leben bedrohten; Handel und Verkehr ruhten; von dem letzten, was das arme Volk noch besaß, praßten und schwelgten Franzosen und Schweden. Vor jenem Fenstersturz in Prag, der das große Unheil einleitete, hatte das Deutsche Reich eine Ein-

wohnerzahl von achtzehn Millionen Menschen besessen: jetzt lebten nur noch vier Millionen Deutsche! Und dieses alles war von deutscher Seite aus um ein Nichts geschehen, keine der beiden Religionsparteien hatte über die andere siegen können, der Friede sprach den Protestanten wie den Katholiken die reichsständische Gleichberechtigung zu.

Die deutsche Kultur, die schon vor der Zeit Luthers einen so verheißungsvollen Aufschwung genommen hatte, schien für alle Zeit wieder vernichtet. Jede nationalliterarische Überlieferung wurde durch die Epoche der dreißig furchtbaren Jahre rundweg abgeschnitten. Aus dem mittelalterlichen Mysterienspielen, den Fastnachtsstücken eines Hans Sachs hätte sich gewiß stufenweise ein nationales Drama entwickeln lassen; in Frankreich und England war es so geschehen, und das letztere besaß schon seinen Shakespeare in einer Zeit, in der sich die Deutschen um die langweiligsten Stoffe, die dürftigste Gestaltung bemühten. Die Ausländerei, die vor 1618 dank der spanischen Habsburger in Deutschland Einzug gehalten hatte, wurde nun Trumpf. Wo noch deutsch gedichtet wurde, klang es nüchtern und pedantisch. Immerhin ist es ein Verdienst der verschiedenen literarischen Vereinigungen, die vom Jahre 1617 ab entstanden sind, der „Fruchtbringenden Gesellschaft", auch „Palmenorden" genannt, der nürnbergischen „Schäfer an der Pegnitz", der „Deutschgesinnten Genossenschaft" in Hamburg, des „Schwanenordens" an der Elbe, daß sie wenigstens versuchten, die nationale Fahne noch hochzuhalten. Wieder einmal ist es das Volk, Adlige und Bürger, die hier um Erhaltung deutschen Wesens bemüht sind.

Der „Palmenorden" nennt sich eine Vereinigung, „darin man rein teutsch zu reden und zu schreiben sich befleißige und dasjenige täte, was zur Erhebung der Muttersprache dienlich". Der Name eines Martin Opitz tritt hervor, des Begründers der ersten schlesischen Dichterschule, dessen Buch von der deutschen Poeterei 1624 erschienen war und großes Aufsehen erregte. Aber alle diese Versuche erreichten höchstens, daß man in deutscher Sprache dichtete, die Form blieb den Fremden nachgeäfft. Noch ein Theodor Körner schrieb seine Lustspiele in französischen Alexandrinern, die höchste Mode wurden. Die Gesellschaftssprache war fortan das Französische und hielt sich als solche gar noch über das 18. Jahrhundert hinaus. Man erinnere sich der Verse, die Hanns Michel Moscherosch 1644 dichtete, der gemeinsam mit Logau und anderen verzweifelt gegen diese Zustände ankämpfte:

„Wir han's verstanden
Mit Spott und Schanden,
Wie man die Sprache verkehrt
Und ganz zerstört.
Ihr bösen Teutschen,
Man sollt' euch peitschen,
In unserm Vaterland
Pfui dich der Schand!"

Das Ausland war über Deutschland gekommen...

Denn Franzosen und Schweden hatten den Frieden von Osnabrück und Münster diktiert, und in seinen Absichten, seinen Folgen besitzt dieses Dokument nur noch einen Vergleich in der Geschichte: mit jenem Friedensinstrument, das nach dem Verlust des Weltkrieges Deutschland zu Versailles auferlegt worden ist. Das Tröstliche bei einem solchen Vergleich bleibt, mögen auch die Verheerungen, die das Deutsche Reich seit 1919, wenn auch in gänzlich andern und mehr verschleierten Formen getroffen haben, denen nach 1648 gleichzusetzen sein: auch das Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriegswahnsinn, das durch den Frieden von Münster gleich dem zu Versailles ohnmächtig gewordene Reich hob sich einmal wieder aus der ungebrochenen, schier unversiegbaren jungen Kraft seines Volkes zu neuer Größe empor.

Zunächst forderten Schweden und Franzosen für ihre „Hilfeleistung" Landentschädigung. Das gesamte Elsaß mit Breisach, der Sundgau, die Landvogtei über die elsässischen Zehnstädte, vierzig Reichsdörfer, förmliche Anerkennung der Besetzung von Metz, Toul und Verdun — wir erinnern uns an die Abmachungen des Herzogs Moritz von Sachsen — waren der fette Siegespreis für Frankreich. Nur die Bistümer und reichsunmittelbaren Herrschaften im Elsaß und die Stadt Straßburg verblieben noch beim Reich. Die Schweden erhielten Vorpommern und Rügen; ihrem Verlangen nach dem Besitz von Hinterpommern setzte der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm I., ein Halt entgegen. Er allein, den wir mit Recht den Großen Kurfürsten nennen, erwies sich schon jetzt und noch mehr in der Zukunft als der einzige Hort der Hoffnung, den Deutschland besaß. Aber der Hohenzoller hatte nicht zu verhindern vermocht, daß eine fremde Macht, eben die Schweden, die wichtigen Strommündungen der Oder, Elbe und Weser beherrschten, während

die Franzosen den Zugang zum Rhein und nach Süddeutschland hinein erobert hatten. Auch die Schweiz und die Niederlande mit ihrer urdeutschen Bevölkerung schieden jetzt endgültig aus dem Reichsverbande aus.

Im übrigen beeilten sich die Reichsstände, von den Fürsten herab bis zum geringsten Grafen und Herren, „ihre Liberalität", wie sie es verstanden wissen wollten, und „teutsche Liberalität", wie sie lügnerisch behaupteten, nur ja bestätigt und gesichert zu erhalten. Frankreich warf sich mit Vergnügen als Schirmherr dieser Ansprüche auf, bedeutete ihre Erfüllung doch die gänzliche Ohnmacht des deutschen Kaisertums und damit des Reiches. Ein furchtbares Monstrum von Reichstag wurde geschaffen, dem nicht nur die Reichsgesetzgebung und Reichsbesteuerung oblag, sondern der auch Krieg zu erklären und Frieden zu schließen die Vollmacht erhielt. Damit sank das Kaisertum zur völligen Bedeutungslosigkeit herab. Von dieser Zeit an ist das Deutsche Reich ein buntscheckiges Gebilde unzähliger großer, mittlerer, kleiner und kleinster Staaten, die Frankreich so durcheinanderwirbelt, wie es ihm gerade dienlich erscheint.

Der Kurfürst von Mainz hatte den Erzkanzler dieses Reichstages zu spielen, der sich in den Reichsfürstenrat und das reichsstädtische Kollegium gliederte. Waren anfangs nur zeitweilige Tagungen der unbeholfenen und schwerfälligen Einrichtung vorgesehen, so erklärte sich der Reichstag auf Grund der ewigen Bedrohungen durch die Türken im Osten, die Franzosen im Westen in Permanenz, ohne daß dabei jemals etwas von Belang herausgekommen wäre.

Durch einen schmachvollen Frieden war die neue Verfassung des Deutschen Reiches entstanden, die im großen und ganzen besagte, daß dieses Reich schon aufgehört hatte zu bestehen, wenn auch das formale Todesurteil ihm erst anderthalb Jahrhunderte später durch Napoleon I. gesprochen wurde. Wohl gelang es der deutschen Kultur, sich mählich wieder durchzusetzen, und gerade die Vielfalt der einzelnen Staaten in Verbindung mit dem deutschen Individualismus schuf auch eine vielfältige und reiche Blüte. Aber das politische Denken der Deutschen verengte sich zusehends, der Reichsgedanke lebte nur noch als unbestimmte, hoffnungslose Sehnsucht. Daß er dennoch wieder auferstehen sollte, war das Verdienst eines Fürstengeschlechtes: der Hohenzollern.

*

Versailles, Wien und Berlin

Das spätere Kernland des hohenzollernschen Königreiches Preußen, die Mark Brandenburg, trug in der alten Zeit den bösen Beinamen: „des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse“, der nicht gerade viel Reichtum in diesem Stück des Deutschen Reiches verhieß. Die Sandwege der Mark, das einzige, was der fremde Reisende kennenlernte, wenn sein Wagen sich mühsam vorwärts mahlte, mögen zu dieser spottenden Bezeichnung beigetragen haben. Unter der tatkräftigen und zielbewußten Regierung der Hohenzollern gelangte auch dieser bislang stiefmütterlich behandelte Teil Deutschlands zu langsamer Blüte.

Als Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg, 1415 mit der Mark Brandenburg beliehen wurde, stand das Land gänzlich unter der Willkür der Raubritter. Seitdem die Askanier in der Herrschaft von den Lützelburgern und vorher den Bayern abgelöst waren, die sich wenig oder gar nicht um das Land kümmerten, hatte der Adel überall feste Trutzschlösser errichtet und lag in dauernder Fehde mit den Städten, die mangels einer fürstlichen Gewalt den Kürzeren dabei zogen. Auch als der neue Herr von Hohenzollern erschien, lachte der Adel seiner als „Nürnberger Tand“, voran die mächtigsten seiner Geschlechter, die Quitzows, Rochows und Bredows. Friedrich, der sich in seiner neuen Herrschaft der Erste nannte, nahm sofort mit den Städten Verbindung auf und brach mit schwerem Geschütz, darunter die berühmte „Faule Grete“, die festen Mauern der widerspenstigen Ritter; auch die größten Schlösser der Quitzows, Plauen und Friesack, darin Hans und Dietrich von Quitzow geboten, wurden eingenommen. Erste Ordnung gelangte so in die Mark.

Unter Friedrichs I. Sohn, Friedrich II., auch Eisenzahn genannt, holte die Fürstengewalt zum zweiten Streiche aus. War zumeist mit Hilfe der Städte die Macht des Adels auf das erlaubte Maß zurückgebracht worden, so zeigten sich jetzt diese, wohl durch ihre Unterstützung übermütig gemacht, widerspenstig und trotzten dem Kurfürsten. Vor allem Berlin-Köln, damals noch zwei Städte, pochten auf ihre Selbständigkeit. Doch Friedrich Eisenzahn brach ihren Widerstand und legte den Grundstock zum kurfürstlichen Residenzschloß. Es ist der Beginn der Geschichte Berlins als Reichshauptstadt.

Wie an diesen beiden Fürsten, so auch an ihren Nachfolgern ist die unbedingte Reichstreue bemerkenswert, die sie jederzeit, wenn es darauf ankam, bewiesen haben. Albrecht Achilles ragt noch unter ihnen hervor, der nach dem Tod seiner kinderlosen Brüder die fränkischen und brandenburgischen Lande zu einem Reiche vereinigte. Im Jahre 1473 erließ dieser bedeutendste Fürst seiner Zeit die sogenannte „Dispositio Achillea", ein Hausgesetz, das bestimmte, in Zukunft dürften die hohenzollernschen Lande niemals mehr als in drei Teile geteilt werden, wobei jeweils dem ältesten Sohn das Kurfürstentum Brandenburg zufallen solle; ein zweiter Sohn sollte Ansbach, ein dritter Bayreuth erhalten. Bis zum Jahre 1640 regieren dann meist nur unbedeutende Nachfolger in Brandenburg, dennoch geschah 1614 und 1618 etwas Bedeutungsvolles: auf Grund von Erbansprüchen fielen im ersteren Jahre die klevischen Lande, vier Jahre darauf das ehemalige Ordensland Preußen nach dem Tode seines letzten Herzogs Albrecht Friedrich, der mit dem kurfürstlichen Hause von Brandenburg eng verschwägert war, an die Hohenzollern. Nach dem Dreißigjährigen Kriege, in welcher Zeit bis 1640 der schwächliche Georg Wilhelm in der Mark geboten hatte, glich Brandenburg als das Herz des Reiches zwar noch mehr als alle andern deutschen Gebiete einer trostlosen Wüstenei. Daß dieses Land dennoch in kürzester Frist sich soweit erholen konnte, um als der kraftvollste deutsche Landesstaat hinfürder seine Rolle zu spielen und oft genug Reichsinteressen vertreten zu können, war das Verdienst Friedrich Wilhelms I., des Großen Kurfürsten.

Als Friedrich Wilhelm als zwanzigjähriger Jüngling 1640 die Herrschaft antrat, besaß er den Anspruch darauf eigentlich nur mehr dem Namen nach. Brandenburg und Kleve befanden sich in den Händen feindlicher Soldateska, in Pommern, auf das er ebenfalls Erbansprüche geltend machen konnte, hatten sich die Schweden festgesetzt, und es war zu erwarten, daß sie es freiwillig niemals mehr zu räumen gedachten; mit Preußen war er noch nicht einmal ausdrücklich belehnt worden. Aber trotz der Aussichtslosigkeit der ganzen Lage, die noch verschlimmert wurde, weil seine Erblande keine geographische Einheit bildeten, griff der neue Herrscher mit höchster Tatkraft seine schier nicht zu bewältigenden Aufgaben an.

In der Ferne, in Holland, hatte Friedrich Wilhelm seine ersten Jugendjahre zugebracht. Unter der Anleitung Friedrich Heinrichs von Oranien, dem Sohne des großen Wilhelm von Oranien, des Hortes der Niederländer im Kampfe

gegen die Spanier, erwies er sich in allen Künsten des Krieges und der Diplomatie bald wohl erfahren. Nach dem Tode seines Vaters wandte sich der junge Fürst jetzt vornehmlich einer Aufgabe zu: der Schaffung eines stehenden Heerwesens. Nur so, erkannte er, würde es möglich sein, den Zielen der Zukunft gerecht zu werden, und um sich der Vorbereitung und Vollendung dieser Vorarbeit in Ruhe widmen zu können, schloß er — übrigens sehr zum Verdruß des Kaisers — schon 1641 einen Waffenstillstand mit den Schweden.

Aus dem mittelalterlichen Lehnsheer, dem Heerbann des deutschen Königs, hatte sich ein Söldnerheer entwickelt, der handwerksmäßige Solddienst hatte den Lehnsdienst verdrängt; denn der Gebrauch der Feuerwaffe verlangte jetzt den Berufssoldaten. In den Kriegen Karls V. mit Frankreich war dieser Wandel im Heerwesen zum ersten Male deutlich sichtbar geworden. Nicht mehr die Ritter, die Reiter, wie in alten Zeiten, auch nicht das Fußvolk allein wie im 15. Jahrhundert, sondern nur die gemeinsame Wirkung dieser beiden Waffen, zu denen sich als Drittes die Artillerie gesellte, konnten eine Schlacht entscheiden. In sittlicher Beziehung war diese Entwicklung entschieden als ein Rückschritt zu bezeichnen. Schon der Name, den der neue Soldat erhält, zeugt davon: Landsknecht. In der Tat verkauft er sich für gutes oder oft auch schlechtes Geld an den Meistbietenden; die Schweizer, die hauptsächlich in französischen Diensten standen, sind u. a. ein beredtes Beispiel hierfür. Auch die deutsche Landsknechtschaft war um nichts besser. Daran hat selbst der große Kriegsmann Georg von Frundsberg wenig ändern können, den man den „Vater der Landsknechte“ nannte, ist er es doch gewesen, der das neue Heerwesen so organisiert hat, daß die Deutschen die gesuchtesten Soldaten für jedermann in der Welt wurden.

Der Landsknechtharst bestand aus verschiedenen Regimentern unter der Führung von Obersten; diese setzten sich aus acht bis zehn „Fähnlein“ zusammen, von Hauptleuten befehligt, darunter wieder ein Leutnant, ein Fähndrich, ein Feldwebel, ein Kaplan und die sogenannten Rottenmeister standen. Die Kampfgliederung eines solchen Fähnleins war folgende: Zuerst kamen zwölf bis fünfzehn „Musketiere“. Kleine Doppelhaken, Musketen, die über den Schultern hingen, samt Kugelbeuteln und einer Zündpulverbüchse bildeten ihre Bewaffnung. Hinter ihnen marschierten die „Arkebusiere“; sie trugen die „Arkebuse“, einen Halbhaken mit einem Radschloß versehen. Beide Gattungen besaßen noch Panzer und leichte Sturmhauben. Dann kamen die „Pikeniere“, die ein Kurz-

schwert, eine langschäftige Pike und zwei Pistolen mit sich führten; einzelne Rotten waren auch mit Hellebarden, langstieligen Beilen, ausgerüstet. Solch ein Fähnlein zählte seit Karl V. ungefähr vierhundert Knechte; der Sold stufte sich nach der Gefahr ab, die vordersten Marschierer, die Musketiere, bezogen den höchsten, etwa zehn Gulden monatlich; dafür aber war die Beschaffung der Kleidung und Bewaffnung Sache jedes einzelnen Landsknechtes. Im Jahrhundert des großen Krieges finden wir noch fast die gleiche Einteilung.

Wir besitzen heute noch Zeugnisse, was dem Kaiser Ferdinand die Aufstellung eines Heeres gekostet hat. So zahlte er an Wallenstein für jedes neue Infanterieregiment 600 000 Gulden. Die Bedeutung der Artillerie wurde im Laufe der dreißig Kriegsjahre dann mehr und mehr erkannt; so erhöhte Wallenstein das kaiserliche Feldgeschütz auf achtzig Kanonen. Gustav Adolf erkannte für sich die Wichtigkeit einer größeren Beweglichkeit seines Heeres. Er schaffte stellenweise daher die unhandlichen Piken und Hellebarden ab und ersetzte sie durch Feuergewehre. Auch die Reiterei wurde leichter bewaffnet, und selbst der Artillerie vermochte der Schwedenkönig durch den Vierpfünder, der schon mit Kugeln geladen wurde und so in die Schlacht fuhr, eine größere Leichtigkeit zu verleihen. Ebenso traf Gustav Adolf eine wichtige taktische Neuerung: er schaffte das Viereck ab, das den feindlichen Kanonen ein so gutes und dichtes Ziel bot, und bildete mit dem Fußvolk dafür eine Schlachtlinie, deren Flanken von der Reiterei geschützt wurden. Dahinter dann fuhr die Artillerie und konnte, je nach dem plötzlichen Öffnen der Linie, überraschend auftreten.

Auf allen diesen Erfahrungen baute der Große Kurfürst sein eigenes Heerwesen aus, das insofern als ein Vorläufer der allgemeinen Wehrpflicht gelten kann, als Friedrich Wilhelm den Soldaten fest an sein Land zu binden suchte, indem die Momente des Ruhmes und militärischen Ehrgeizes die nationalen Elemente ersetzen sollten. Unter den Männern, die dem Fürsten bei seinem Werk nutzbringenden Beistand leisteten, nennen wir den Obristen von Burgsdorf, den General von Sparr und nicht zuletzt den alten Feldmarschall Derfflinger, einen Mann aus einfachster Herkunft, der von der Pike auf erst unter Matthias von Thurn, dann im sächsischen und schwedischen Heere gedient und gekämpft hatte. Als der Große Kurfürst 1688 starb, war sein Vorhaben voll durchgeführt: Brandenburg-Preußen besaß die verhältnismäßig zahlreichste Armee Europas, die allerdings auch zu ihrer Unterhaltung nahezu die Hälfte der Gesamteinkünfte des Landes erforderte, in einer Stärke von sechsundzwan-

zigtausendachthundertachtundfünfzig Mann und vierzig Geschützen. Die Folgezeit hat gelehrt, daß dieser scheinbar unerträgliche Aufwand ideell und tatsächlich hundertfältig Zinsen tragen sollte.

Als Ersatz für das an die Schweden übergebene Vorpommern hatte Brandenburg die Bistümer Minden und Kammin und das Erzstift Magdeburg mit Halberstadt erhalten. Außer der Fruchtbarkeit dieser Gebiete bedeuteten sie auch eine Erleichterung des Verkehrs nach den rheinischen Besitzungen Brandenburgs. Mochte dennoch Friedrich Wilhelm den Gedanken an eine Rückgewinnung der an Schweden verlorenen Gebiete niemals aufgeben, zunächst beschränkte er sich darauf, seine verwüsteten Länder wiederherzustellen; die Gelder dafür brachte der Kurfürst bei, indem er die alten Grundsteuern abschaffte und an ihre Stelle eine Abgabe setzte, die alle inländischen und ausländischen Verbrauchsgegenstände umfaßte, die sogenannte „Akzise". Damit wurden die Lasten gerecht auf alle Stände verteilt. Die Folge davon war eine beträchtliche Steigerung der Einnahmen und eine erstaunlich rasche Erholung des Kürfürstentums.

Unterdessen waren Schweden und Polen in einen Krieg verwickelt worden, als nach der Thronentsagung der Tochter König Adolfs, Christine, König Johann Kasimir von Polen die Ansprüche seines Vetters Karl X. Gustav auf den schwedischen Thron bestritt. Die Schweden rückten ohne weiteres durch brandenburgische Gebiete und eroberten ganz Polen, um darauf auch noch den brandenburgischen Kurfürsten in seiner zweiten Hauptstadt Königsberg zu bedrängen. Friedrich Wilhelm sah keine Möglichkeit, schon jetzt kriegerisch Widerstand leisten zu können, und nahm daher statt von Polen auch von Schweden Preußen zu Lehen. Darüber hinaus wurde er genötigt, den Schweden Hilfstruppen zu stellen.

Der Pole hatte beim Kaiser um Hilfe nachgesucht und erhielt diese auch; es gelang ihm, zeitweilig sein ganzes Reich zurückzuerobern, Grund für den Schweden, Brandenburg wärmer zu umwerben. Im Vertrage von Labiau 1656 verbürgte Karl X. Gustav dem Kurfürsten für seine fernere Bundesgenossenschaft Preußen samt Ermland als ein souveränes Herzogtum; im gleichen Jahre auch erfochten Brandenburger und Preußen in der dreitägigen Schlacht von Warschau einen vollen Sieg über die Polen.

Ein Jahr später griff zu ihren Gunsten Dänemark in den Krieg ein, das die Schweden jetzt gebunden wähnte. Die Besitznahme von Bremen und Ver-

den war ihr Kriegsziel. Doch Karl X. rückte sofort mit dem Hauptteil seiner Truppen aus Polen ab; dort blieb jetzt allein die brandenburgische Macht mit nur geringen schwedischen Streitkräften zurück. Friedrich Wilhelm erwies sich in dieser neuen Lage als ein in den Ränken seiner Zeit wohlbewanderter Diplomat.

Von Anfang an war es dem Kurfürsten klar gewesen, daß er sein Land nur emporführen könne, wenn er die Mittelstellung, in der es sich befand, richtig auszunutzen trachtete. Sein natürlicher Feind war Schweden, das ihm die Flußmündungen sperrte; nur unter der Macht der Verhältnisse war Friedrich Wilhelm mit ihm zum Bündnis gelangt. So benutzte er jetzt die gute Gelegenheit, die Gustav X. mit seiner Hauptarmee gegen die Dänen geführt hatte, und trat mit dem Polenkönig in Unterhandlungen ein. Das war um so unbedenklicher, da Preußen seit Labiau unmittelbar Brandenburg von Schweden als Herzogtum zugefallen war. Als Preis für die Verständigung mit Polen verlangte jetzt Friedrich Wilhelm auch die Anerkennung des neuen Zustandes durch Johann Kasimir. Im Vertrage von Wehlau 1657 ging der Polenkönig auf diese Forderung ein und garantierte seinerseits die Unabhängigkeit Preußens. Der geschickten Politik des Kurfürsten war damit Großes gelungen.

Die Dänen fochten unglücklich. Es zeugt von dem Feldherrngenie Karls, daß er sie in schnellen Streichen aus Holstein und Schleswig vertreiben und bald in Jütland stehen konnte. Im Februar 1656 unternahmen die Schweden einen Winterfeldzug von unerhörter Kühnheit. Über das Eis des Kleinen Belts drangen ihre Heere nach Fünen, über Langeland und Falster nach Seeland; Kopenhagen selbst wurde von ihnen bedroht. In der alten dänischen Krönungsstadt Roeskilde mußten sich die Dänen, die so hoffnungsfroh diesen Krieg begonnen hatten, um neben Schweden wenigstens gleichberechtigt die Ostsee zu beherrschen, zu einem traurigen Frieden bequemen. Teile von Norwegen, Schonen, Bleckinge und Halland, die Insel Bornholm fielen an Schweden. Die Herrschaft über die Ostsee lag nun unbestritten in seinen Händen.

Solche Entwicklung konnte nicht im Interesse des Deutschen Reiches liegen. So kam am 14. Februar 1658 ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Brandenburg und Österreich — dem Kaiser also — zustande, und als Karl X. sehr bald, wohl auf Drängen seiner kriegsgewohnten Truppen, den Roeskilder Frieden brach und neuerlich die Dänen überfiel, rückten die Brandenburger offen gegen den ehemaligen Bundesgenossen zu Felde. Auch die Niederlande

rührten sich und schlugen im Verein mit den Dänen die schwedische Flotte im Sunde. Aus dem Krieg der beiden nordischen Länder war eine allgemeine europäische Verwicklung entstanden. Zu Lande wurde Karl bei Nyborg, hauptsächlich durch das Eingreifen der Brandenburger, und dann bei Kopenhagen besiegt, dessen Besatzung einen tollkühnen schwedischen Angriff auf die dänische Hauptstadt tapfer abschlug. Der Schwede war darum dem Frieden jetzt wohlgeneigt, ohne daß der geniale Mann und Feldherr schon jede Hoffnung auf die fernere Zukunft aufgegeben hätte. Da starb König Karl X. unerwartet im Februar 1660, und bald darauf kam bei Oliva der Friede zustande. Schweden behielt alle dänischen Eroberungen, die sich in seinen natürlichen Grenzen befanden, und Westpreußen verblieb dem polnischen Reiche. Das übrige Preußen gehörte weiterhin unabhängig der Krone der Hohenzollern, denn Polen bestätigte in diesem Frieden nochmals den Wehlauer Vertrag.

Friedrich Wilhelm ging nun daran, die errungene Souveränität seines Fürstentums auch im Innern zu verankern. Es galt, die verschiedenen Länder des Kurfürstentums zu einem einzigen Staatsgebiete zu verschmelzen. Dazu gehörte eine Zügelung der Anmaßung der einzelnen Stände. Der Große Kurfürst schuf in Berlin eine Zentralstelle, den brandenburgischen geheimen Rat, der neben den märkischen Räten wichtige Generäle und Gesandte zu Mitgliedern erhielt. Mit ihm regierte Friedrich Wilhelm. Mochte diese Einrichtung vornehmlich mit Brandenburg beschäftigt sein, so setzte sie sich doch bald als ein Generalkollegium für die Verwaltung aller hohenzollernschen Lande durch und besaß die oberste Entscheidung. Das ging nicht von heute auf morgen, sondern bedurfte schwerer Überlegungen und Kämpfe. Der Kurfürst erreichte es schließlich, daß er von nun an unabhängig von der Meinung der ständischen Landtage Truppen werben und halten durfte und das Beamtentum des Staates auf ihn, nicht auf diese vereidigt war. Hier begann bereits jene Entwicklung des preußischen Beamtentums, die unter König Friedrich Wilhelm I. vollendet werden sollte.

Während die Kämpfe mit den Ständen am Rhein und in Brandenburg selbst sich ohne große Weiterungen zugunsten der Souveränität der Krone entschieden, fand Friedrich Wilhelm die stärksten Widerstände bei dem alteingesessenen Adel Preußens und in dessen Hauptstadt Königsberg. In diesem Gebiete herrschte noch die alte polnische Wirtschaft, die den Ständen ihre Ungebundenheit gelassen hatte, und noch mannigfach liefen die Fäden freund-

schaftlicher und politischer Art von Preußen nach Warschau. Die preußischen Stände behaupteten jetzt, die Übertragung der Souveränität des Landes an den Kurfürsten durch Polen sei ohne ihr Einverständnis erfolgt, demnach auch nicht für sie bindend. Verschwörungen bildeten sich, und Männer, wie der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Roth und der Oberst von Kalckstein, übernahmen die Führung im Aufstande gegen den Kurfürsten, der jeden Tag offen ausbrechen mußte.

Da griff Friedrich Wilhelm mit harter Hand zu. An der Spitze von einigen tausend Mann zuverlässiger Truppen erschien er persönlich in Königsberg und ließ Roth verhaften und in „ewige Gefangenschaft" abführen. Der auf sein vermeintliches Recht verharrende eiserne Mann ist dann auch ungebeugt in Kerkerhaft gestorben. Mit dem Herrn von Kalckstein verfuhr der Kurfürst zunächst glimpflicher; er ließ ihn verhaften, trotzdem der Oberst gar Drohungen gegen das Leben seines Fürsten ausgestoßen hatte, aber begnadigte ihn dann doch auf die eidliche Versicherung hin, sich ruhig verhalten zu wollen. Der Oberst von Kalckstein brach das gegebene Wort und flüchtete zu den Polen, wo er sich als Vertreter der preußischen Stände ausgab und gegen den Kurfürsten hetzte, Polen müsse gewaltsam seine alten Rechte in Preußen wieder geltend machen. Da ließ ihn der Kurfürst durch seinen Gesandten aufheben, des Nachts über die Grenze nach Preußen bringen und ihm dort den Prozeß machen. Die Geduld des Kurfürsten war am Ende: im Jahre 1672 fiel das Haupt des Obersten von Kalckstein zu Memel unter dem Beile des Scharfrichters. Noch heute trägt das ostpreußische Herrenhaus Knauten, einst Besitz des Gerichteten und jetzt in den Händen der Boddiens, zum Gedenken dieses Ereignisses einen blutroten Farbenanstrich.

So befestigte der Große Kurfürst im großen und ganzen mit eiserner Faust die Souveränität im Innern seines Landes, aber wo er grausam sein mußte, geschah es nicht aus persönlicher Selbstsucht, sondern im Interesse des Staates, den er als das oberste Gesetz aller Dinge anerkannt wissen wollte; ein Grundsatz, der unter seinen Nachfolgern weiter ausgebildet wurde und allmählich aus Preußen jenen festen Block entstehen ließ, um den sich das übrige Reich scharte. In einer zwölfjährigen Friedensarbeit, die ihm seit dem Tag von Oliva beschieden war, blühte und erstarkte das Land, das sich wie von ungefähr zu dem mächtigsten Landesstaat im ohnmächtigen Reiche entwickelt hatte.

Kein anderer als Frankreich hatte das mit Mißtrauen beobachtet. Auch

hier wieder sah sich der Kurfürst in eine Mittelstellung zwischen Bourbon, das in Frankreich in Person Ludwigs XIV. gebot, und Habsburg, dem Kaiserhaus nur dem Namen nach, gesetzt. Frankreich war zwar der Landesfeind, aber auch der habsburgische Kaiser hatte der neu emporgeblühten brandenburgischen Macht keine besonderen Freundlichkeiten erwiesen. Der Große Kurfürst tat das politisch Richtige, indem er jede Gelegenheit bei den kommenden Verwicklungen benutzte, um seinen eigenen Staat zu stärken.

Frankreich hatte durch den Westfälischen Frieden von Münster, 1648, wie wir schon hörten, durch den Besitz des Elsaß die Möglichkeit erhalten, sich jederzeit in deutsche Verhältnisse einmischen zu können. Ludwig XIV. betrieb diese Politik auf das eifrigste und trachtete nach nichts Geringerem als nach der Herrschaft über ganz Deutschland. Der Drang der Franzosen nach dem Besitz des Rheines, der bis in unsere Tage die europäische Geschichte beherrscht hat, findet in dem Sonnenkönig von Versailles seinen ersten tatkräftigen und rücksichtslosen Vertreter. Wenn Ludwig hernach sein Ziel auch nur teilweise erreichen sollte, so war das weniger den Deutschen zu verdanken als der Tatsache, daß der Franzosenkönig in seiner Anmaßung es mit allen Nachbarn verdarb, weil er schlechthin nach der Unterwerfung aller ausging.

Schon im Jahre 1670 hatte Ludwig den Herzog von Lothringen durch seinen Marschall Crequi vertreiben lassen und nahm das Land ohne weiteres für Frankreich in Besitz. Sein nächstes Ziel war jetzt Holland, und französisches Gold rollte, um dabei die Hilfe einiger rheinischer Fürsten sicherstellen zu können. Es fanden sich auch zwei Verräter aus dem alten Schwarzwaldgeschlecht der Fürstenberg, Bischof Franz Egon von Straßburg und sein Bruder, der Kölner Domherr Wilhelm Egon, der bei dem Kölner Kurfürsten den Vermittler spielte, die die französischen Eroberungsvorbereitungen unterstützten. Auch der Bischof Herzog Ernst August von Osnabrück, ein Welfe, trat auf Ludwigs Seite. Dazu kam noch, daß der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz durch seine Tochter Liselotte mit dem französischen Königshause verwandt war. Ferner gelang es der geschickten französischen Diplomatie, den deutschen Kaiser zur Neutralität zu verpflichten. Gehörten die Generalstaaten von Holland auch nicht mehr zum Reichsverbande, so war doch zu errechnen, daß Frankreich nach ihrer Eroberung unmittelbar die rheinischen Lande bedrohte. Habsburg mochte solche Gefahr zwar gewiß erkannt haben, aber die augenblicklichen Vorteile, die der Vertrag mit Ludwig dem Kaiser Leopold für seine auswärtigen Besitzun-

gen bot, ließen ihn die Reichsinteressen vergessen. Der Neutralität Brandenburgs, wenn nicht gar seiner Waffenhilfe, hielt sich Ludwig auf Grund eines Bündnisvertrages, den er mit Friedrich Wilhelm in bezug auf die südlichen Niederlande geschlossen hatte, für versichert.

Der Große Kurfürst enttäuschte den Franzosen. An der allgemeinen Überschwemmung der Generalstaaten durch französische Truppen konnte er allerdings nichts ändern, denn nur sehr zögernd hatten sich die Holländer zu einem Bündnisse mit Brandenburg bequemt. Die französische Invasion erstreckte sich jetzt bis Westfalen und Kleve hinein, und Friedrich Wilhelm eilte den bedrängten Ländern zu Hilfe. Selbst der Kaiser vergaß jetzt den Neutralitätsvertrag, hatte Ludwig sich doch nicht darauf beschränkt, nur die Generalstaaten anzugreifen, sondern den Reichsfrieden gebrochen. Doch war die kaiserliche Heerführung mehr als unentschlossen, und Brandenburg kämpfte vergeblich. Zu Vossen am 6. Juni 1673 verständigte sich der Kurfürst notgedrungen mit Frankreich. Schon ein Jahr später verband sich außer Österreich auch Spanien mit den Niederlanden, während die Franzosen sich wie im eigenen Lande am Oberrhein gebärdeten, als ob sie ihn nie wieder zu verlassen gedachten. Da rückte der kaiserliche Feldherr Montecuccoli an, trieb die Franzosen unter Turenne vor sich her und suchte, sich mit der niederländisch-spanischen Macht unter Wilhelm von Oranien zu vereinigen. Mitte Oktober 1674 erschienen dann auch wieder die Brandenburger mit einem wohlausgerüsteten Heere von zwanzigtausend Mann; da fielen auch die von Frankreich gewonnenen Rheinfürsten schleunigst von Paris ab. So etwas wie eine nationale Woge erfaßte viele deutsche Länder, und ein Hauch alten nationalen Geistes wurde verspürbar.

Denn wahrhaft barbarisch hatten die Franzosen am Rheine und in der Pfalz gehaust, ganze Dörfer in Asche gelegt und die unglücklichen Bewohner ausgeplündert und drangsaliert. Da eilten viele deutsche Männer unter die kaiserlichen Fahnen Montecuccolis, um dem Vaterlande zu helfen.

Die Politik Ludwigs XIV. hatte unterdessen einen gefährlichen Feind, nämlich den Brandenburger, von sich abziehen können. Seit 1672 mit Schweden im Bunde, mit dem es auch gemeinsam die Siegesfrüchte von 1648 eingeheimst hatte, rief Frankreich jetzt seinen alten Waffengenossen zu Hilfe. Ein schwedisches Heer unter Wrangel fiel in Pommern ein und besetzte gar die Uckermark und Prignitz. Friedrich Wilhelm, der am Main in Quartier lag, traf sofort seine Vorbereitungen. Nur mit sechstausend Reitern unter dem Prinzen von

Homburg und wenig mehr als tausend Mann Infanterie, die er auf Wagen befördern ließ, rückte er vom Westen ab und traf am 21. Juni 1675 in Magdeburg ein.

Von jetzt ab folgen sich die Ereignisse in rasender Schnelle. Schon am 25. Juni gelang es dem Kurfürsten, Rathenow zu besetzen, durch welche Bewegung das schwedische Heer in zwei Teile geteilt wurde. Auf der Hochfläche bei Fehrbellin kam es drei Tage später dann zur Schlacht, in der nur fünftausendsechshundert brandenburgische Reiter und dreizehn Geschütze das schlacht- und sieggewohnte schwedische Heer in einer Stärke von viertausend Reitern, siebentausend Mann Fußvolk und achtunddreißig Geschützen dank der überlegenen Feldherrnkunst des Großen Kurfürsten so aufs Haupt schlugen, daß schon sieben Tage später kein Feind mehr auf brandenburgischem Boden stand. „Wir sind Bauern von geringem Blut, doch dienen wir unserm Kurfürsten mit Leben und Gut!" hatten die märkischen Bauern auf ihre Sturmfahnen, die sie in Eile zurechtschnitten, geschrieben und versucht, mit Sensen und Piken dem räuberischen Eindringling so lange zu Leibe zu gehen, bis die Waffenhilfe nahte. Nun war sie schier über Nacht endlich gekommen, der Herr hatte seine Diener ausgelöst und Treue mit Treue vergolten. Jetzt schon nannte der Volksmund, zuerst im Elsaß, wegen seines kühnen Zuges vom Rhein zum Rhin Friedrich Wilhelm den Großen Kurfürsten.

Das Reich erklärte seinerseits den Krieg gegen Schweden, Dänemark schloß sich Brandenburg an, das nun in den Stand gesetzt war, vom Angegriffenen zum Angreifer zu werden. Jetzt vielleicht war die Gelegenheit gekommen, den Schweden Vorpommern abzujagen. Stettin und Stralsund wurden von Friedrich Wilhelm erobert; er setzte mit seinem Heer nach Rügen über, unterstützt von den Dänen und seiner eigenen kleinen Flotte. Bald war den Schweden ihr Siegespreis von 1648 abgejagt, und der Kurfürst schirmte schon wieder seine klevischen Lande, die dem Zugriff Frankreichs offenstanden. Da holten die Schweden zu einem Gegenschlage aus, indem sie von Livland aus in Preußen einfielen.

Sofort eilte der Kurfürst herbei, nachdem er das in Pommern befindliche Heer schon in Marsch gesetzt hatte; ihn selber drückte Krankheit, aber er ließ sich das nicht anfechten. Allein seine Gegenwart genügte, um das schwedische Heer zum Rückzug zu veranlassen, der infolge des scharfen Nachdrängens der Brandenburger bald in eine Flucht ausartete. Der Kurfürst säumte nicht, holte

Schlitten zusammen und nahm den geraden Weg über das Eis des zugefrorenen Kurischen Haffes, um dem Feind den Rückzug abzuschneiden. Kaum dem zehnten Teil des schwedischen Heeres gelang die Rettung, bis in die Nähe von Riga drangen die Brandenburger vor.

Die Verhältnisse auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatten unterdessen keinen guten Verlauf genommen. Nach anfänglichen Fehlschlägen neigte sich der Vorteil doch mehr auf Seite der Franzosen. Auch waren die Erfolge des Brandenburgers dem Habsburger Leopold ein Dorn im Auge. So kam es 1679 zum Nymweger Frieden zwischen Habsburg und Ludwig. Das Reich verlor Freiburg im Breisgau an Frankreich und gab sich erneut mit den Bestimmungen des Westfälischen Friedens zufrieden, das heißt mit seiner Verdammung zur Ohnmacht. Die einzige deutsche Macht, Brandenburg-Preußen, welche den deutschen Namen seit 1648 wieder zu hohem Ansehen gebracht und inmitten der vielfältigen Zerstückelung im Reiche in erstaunlich schneller Frist einen neuen und festgegründeten Staat geschaffen hatte, bezahlte den Hauptpreis jenes Friedens. Umsonst hatte der Große Kurfürst die Schweden völlig aufs Haupt geschlagen, der Neid des Kaisers und der Zorn Frankreichs betrogen ihn um alle Siegesbeute. Brandenburg-Preußen mußte, vom Kaiser verlassen und von einem französischen Heere unter Crequi in Minden bedroht, seinen Sondervertrag von St. Germain mit dem vierzehnten Ludwig schließen und alle seine den Schweden abgenommenen Gebiete, Vorpommern und Rügen, wieder an diese abtreten. Damals sprach der Große Kurfürst jenes Wort aus, das in unsern Tagen mehr als parlamentarische Phrase denn als Kraftwort eines Mannes angesichts der Ungeheuerlichkeit des Friedens von Versailles der schwächliche Reichskanzler Fehrenbach gebrauchte: „Möge einst aus meinen Gebeinen ein Rächer auferstehen!“ Aber wie der Wunsch Friedrich Wilhelms sich erfüllen sollte, so hoffen auch wir Deutschen von heute, daß die Männer schon geboren sind, die das Reich zum neuen Leben erwecken, zu neuer Blüte emporführen sollen!

Den Dank des Hauses Habsburg hatte der Große Kurfürst nicht nur bei dieser Gelegenheit erfahren müssen. Als im Jahre 1675 das Herzoghaus von Liegnitz, Brieg und Ohlau erlosch, konnte nur Brandenburg nach einem alten Vertrage als sein Erbe gelten. Das stets länderhungrige Habsburg kümmerte sich nicht um diesen Rechtszustand. „Auch gefalle es Kaiserlicher Majestät nicht, daß sich ein neues Vandalenreich an der Ostsee hervortue“, ließ Wien

sich höhnisch vernehmen. Das trieb den Kurfürsten Frankreich in die Arme, ohne daß man daraus, wie es so gern Feinde des Hauses Hohenzollern üben und womit sie gar die frankophile Politik des Staates von Weimar zu entschuldigen gedenken, Friedrich Wilhelm eine deutschfeindliche Haltung vorwerfen könnte. Der Kaiser, der kein Kaiser mehr war, sondern nur ein mächtigerer Landesfürst als der neue Staat Brandenburg-Preußen bedeutete nach seinem Verhalten für diesen mindestens die gleiche Gefahr wie der Franzose. Und praktisch ist Friedrich Wilhelm kaum für Ludwig eingetreten; er nahm nur gern dessen Geld und baute damit sein Heer immer weiter aus, das gleiche, das dann hundert Jahre später bei Roßbach den Franzosen die Quittung übergab. Im Jahre 1685 dann, als Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufhob, welches den Hugenotten Duldung verhießen hatte, zerfiel der Kurfürst wieder ganz mit dem König; denn er erregte dessen Zorn, als er seinerseits ein Potsdamer Edikt erließ, das den Hugenotten Aufnahme in Preußen zusagte. Für das Kurfürstentum war dieser Zuzug der Geflüchteten, die emsig daran gingen, sich in der neuen Heimat eine Zukunft zu gründen, ein wertvoller Volkszuwachs.

Als der Große Kurfürst 1688 nach einem tatenreichen Leben starb, bestand im Deutschen Reiche wenigstens eine Macht, deren Untertanen trotz der Verschiedenheit ihrer Gebiete sich als Glieder eines Ganzen zu fühlen gelernt hatten, ob sie nun Westfalen oder Ostpreußen waren; ein deutscher Fürst, der bedeutendste seines Jahrhunderts, hatte den Deutschen im kleinen gezeigt, was sie im großen, im Reichsrahmen noch niemals ganz gelernt hatten und nach Münster und Osnabrück gänzlich vergessen zu haben schienen: die Verbundenheit von Volk und Staat.

*

Ludwig XIV. hatte bei Nymwegen zwar Frieden geschlossen, doch damit keineswegs seine Gelüste auf deutsches Gebiet aufgegeben. Raubkriege nennt die Geschichte mit Recht die Unternehmungen der Franzosen, die mit einem Angriff auf die spanischen Niederlande begonnen und Ludwig im Frieden von Aachen 1668 die südlichen Festungen der Niederlande eingetragen hatten. Der Verlauf und das Ende des zweiten Raubkrieges ist uns bekannt. Jetzt holte Ludwig mitten im Frieden zu einem neuen Schlage aus. Der Franzosenkönig setzte Gerichtshöfe bei den Parlamenten in Besançon, Breisach und Metz ein, Réunionskammern genannt, eine verlogene Institution, die eigens dazu da

war, unter dem Anschein des Rechtes das Recht zu brechen. Der Weg war zwar umschweifig, aber führte doch zum Erfolge: man ging bis in die Zeiten der Karolinger zurück, um nachzuweisen, daß die Gebiete im Elsaß, die Frankreich heute noch nicht gehörten, damals mit solchen verbunden gewesen seien, die es im Westfälischen Frieden erhalten hatte. Bis in die Gegend von Mannheim gar stellten die vortrefflichen Réunionskammern auf diese Weise französische „Ansprüche" fest. Frankreich hätte ebensogut auf diesem „Rechtswege" gleich ganz Deutschland für sich beanspruchen können, indem es sich auf das Reich Karls des Großen bezog. Schon damals zeigten sich die Franzosen als Meister in der Rechtsverdrehung, ein Ruhm, den sie auch heute noch emsig pflegen, nicht zuletzt in der Behauptung von Deutschlands Alleinschuld am Weltkriege.

Solchem „Rechtsspruch" dann fiel im Jahre 1681 Straßburg, die „wunderschöne Stadt", zum Opfer. Der Reichsverräter Franz Egon von Fürstenberg, der mit seinem Bistum den Franzosen ohne weiteres huldigte, spielte hernach auch bei der förmlichen Besetzung der Stadt durch die Franzosen seine dunkle Rolle. Wohl mag der Rat und die Bürgerschaft nur in höchster Not darauf verzichtet haben, gegen die Bewaffneten des Marschalls Louvois Widerstand zu leisten, aber was sollten die braven Bürger tun! Wie damals den Brandenburgern die Schweden, so hatte Ludwig XIV. jetzt dem Kaiser die Türken ins Land gerufen: für die Westgrenze war kein deutsches Heer mehr verfügbar. Der deutsche Reichstag zu Regensburg begnügte sich mit einem wirkungslosen Protest, denn Papier bleibt immer nur Papier gegenüber der Macht — und auch dieses feierlich abgefaßte und verschnörkelte Schreiben erinnert uns an die ersten Jahre nach 1919, wo alle Welt in Deutschland von Protest zu Protest geführt wurde, um Taten vorzutäuschen, die man nicht zu unternehmen wagte.

Ludwig XIV. ließ sich in seinem Eroberungszuge nicht aufhalten, der völlige Besitz des Elsasses und die Beherrschung des Rheines genügten ihm noch nicht; als der Vater der Liselotte von der Pfalz, Gemahlin eines seiner Söhne, starb, erhob Frankreich jetzt auch Ansprüche auf dieses deutsche Gebiet. Ein französisches Mordbrennerheer unter Mélac verwandelte das blühende, fröhliche Land in eine Wüstenei. Der genannte General handelte auf höhere Weisung, als er das berühmte Heidelberger Schloß in Brand stecken und seine Türme und Mauern sprengen ließ. Noch heute finden wir die Spuren jenes barbarischen Vernichtungswerkes. So hausten die Franzosen schon vor zweihundert-

undfünfzig Jahren in Deutschland, die es im Weltkriege gewagt haben, in ihrer lügnerischen Propaganda die deutsche Armee, die diszipliniierteste der Welt, die ausgezogen war, das bedrohte Reich zu schützen, als eine Horde von Hunnen zu bezeichnen!

Nach Heidelberg kamen alle Burgen und Dörfer an der Bergstraße an die Reihe und erlitten das gleiche Schicksal wie Heidelberg. Auch Worms und Speyer, die altehrwürdigen Städte, sanken in Trümmer; die französische Soldateska scheute sich nicht, selbst in die Heiligkeit der alten Kaisergruften zu dringen und dort Orgien zu feiern.

Zur Ehre der Deutschen sei vermeldet, daß sich ob solcher Greuel endlich doch der Ruf nach Vergeltung im ganzen Reiche erhob. Eine große Allianz kam zustande, die mit den meisten deutschen Fürsten — den Brandenburger ausgenommen — Spanien, Holland, Dänemark und England zu einem Bündnis wider Frankreich vereinigte. Die treibende Kraft in ihm war Wilhelm III. von Oranien, der seit 1689 auch in England als König gebot. Doch Frankreichs Heer zeigte sich in Ausbildung und Führung den Truppen der Allianz überlegen. So sicherte der Friede von Ryswijk 1697 Ludwig seinen elsässischen Raub, die Réunionen: Freiburg, Luxemburg und Breisach gelangten wieder an das Reich zurück. Im großen und ganzen hatten die Deutschen sich einigermaßen behaupten können, weniger aus ihrer Einigkeit heraus, sondern weil dem vierzehnten Ludwig die Geldmittel ausgingen und er im übrigen auch schon neue Pläne hegte.

Um die gleiche Zeit hatten die Österreicher unter dem Prinzen Eugen von Savoyen, einem Franzosen von Geburt und Österreichs genialstem Feldherrn, endlich bei Zenta an der Theiß der ewigen Türkenbedrohung, der am 13. Juli 1683 beinahe ihre Hauptstadt Wien zum Opfer gefallen wäre, ein Ende bereitet. Im Verein mit Brandenburgern und Sachsen wurde das türkische Heer, das unter dem persönlichen Befehl des Sultans stand, so aufgerieben, daß zwei Jahre später sich die Osmanen zu dem für Österreich gewinnvollen Frieden von Carlowitz bequemen mußten. Eine Entwicklung, die 1526 begonnen hatte, als König Ludwig von Ungarn vor dem Ansturm der Türken bei Mohacs Krone und Leben verlor, fand damit ihr für Habsburg günstiges Ende. Über ein Jahrhundert hatten die Türken in Ungarn geherrscht, das doch nach der Erbfolge Österreich zugefallen war. Dieser zweifelhafte Erwerb hatte aber nicht mehr im Gefolge gehabt, als daß die Moslem, willige Bundes-

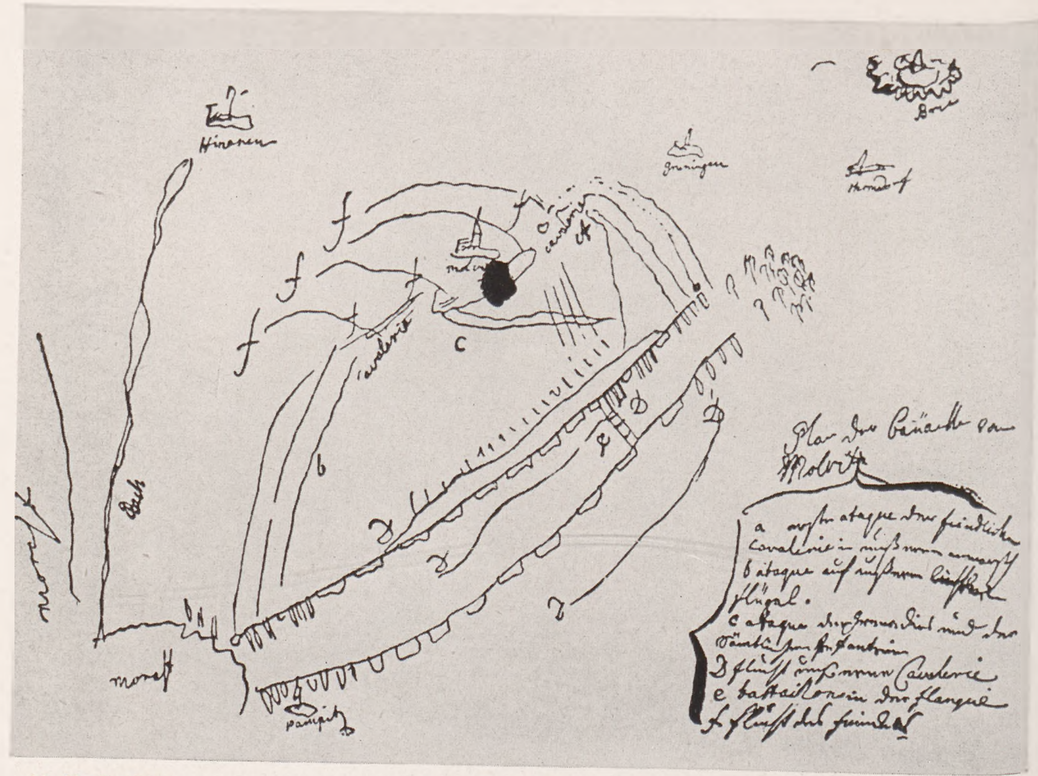
genossen Ludwigs von Frankreich, auch ihre Hände unmittelbar nach Österreich ausstreckten. Am 1. August 1664 hatte der kaiserliche Feldherr Montecuccoli bei St. Gotthard an der Raab ihre Massen zurückweisen können; ein zwanzigjähriger Waffenstillstand schuf trügerische Ruhe. Gemeinsam mit den Türken erhob sich dann 1683 der ungarische Adel unter Emerich Tököly, jene Bedrohung Wiens trat ein, der Kaiser floh mit seinem ganzen Hofe, und nur der tapferen Verteidigung des Grafen Rüdiger von Starhemberg, der so lange aushielt, bis ein Reichsheer zum Entsatz herannahte, war die endliche Rettung der Stadt zu verdanken. Welche verhängnisvollen Folgen diese Kämpfe für den Verlauf der Operationen an der Westgrenze gegen Frankreich zeitigen sollten, wissen wir. Weil dem deutschen Kaiser als Haupt des großen Länderstaates der Habsburger der Schutz der Ostgrenze wertvoller erschien, gingen die wichtigsten Positionen an der Westgrenze für das Reich verloren. Der Carlowitzer Frieden aber brachte Habsburg den gesicherten Besitz von Ungarn; das Deutsche Reich hatte kaum ein Interesse daran.

Bald darauf sah sich Wien in einen neuen Krieg mit Versailles verwickelt, der volle vierzehn Jahre dauern sollte und dessen Ursache wieder in einer für das Deutsche Reich nicht gerade lebenswichtigen Angelegenheit, dem Streit um den Besitz Spaniens, begründet lag, dessen König Karl II. kinderlos gestorben war. Dieser spanische Erbfolgekrieg, wie er genannt wird, entwickelte sich in der Folge dann doch zu einer Bedeutung für die nationale Haltung der beiden Reiche Deutschland und Frankreich, weil in der Nachwirkung der französischen Raubkriege die Deutschen hier die willkommene Gelegenheit gekommen sahen, der französischen Soldateska heimzuzahlen, was sie am Rhein und in der Pfalz gesündigt hatte.

Der Krieg verlief anfangs für Frankreich ungünstig. Zwei bedeutende Feldherren, der schon genannte Prinz Eugen und Marlborough, führten in seltener Einigkeit die kaiserliche Sache. Die Schlachten bei Höchstädt oder Blindheim 1704 und die andere bei Turin 1706 blieben Marksteine für diesen Kampf. An dem Turiner Siege hatten vornehmlich preußische Truppen Anteil, die unter dem jungen Fürsten Leopold von Dessau, dem nachmalig berühmten alten Dessauer, in Reih und Glied, in bewundernswerter Geschlossenheit und Disziplin die feindlichen Verschanzungen eroberten. Der Tag von Malplaquet 1709 eröffnete den Kaiserlichen dann den Weg auf Paris. Ohne die Hilfe des Schicksals wäre Ludwig verloren gewesen.



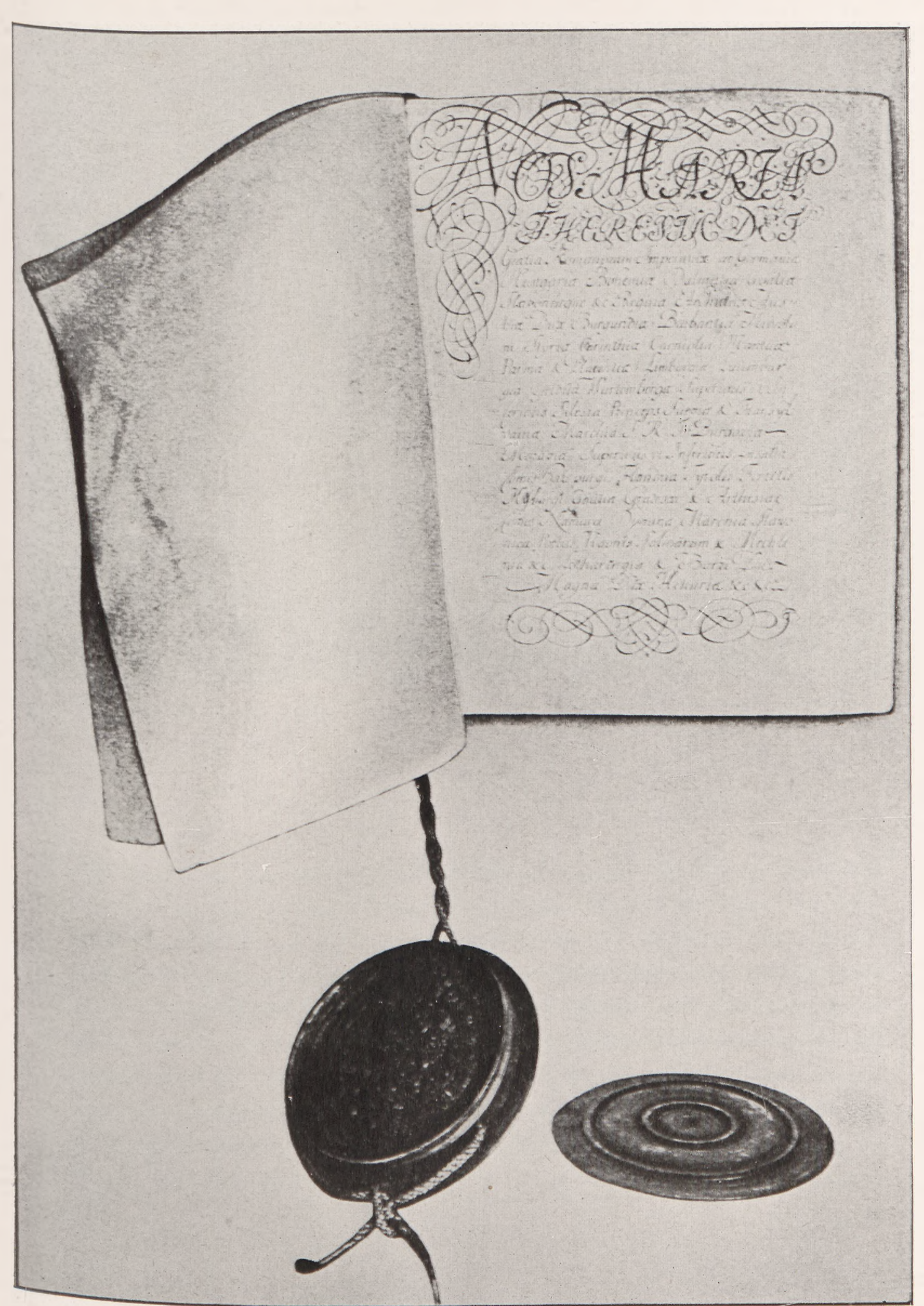
König Friedrich der Große.



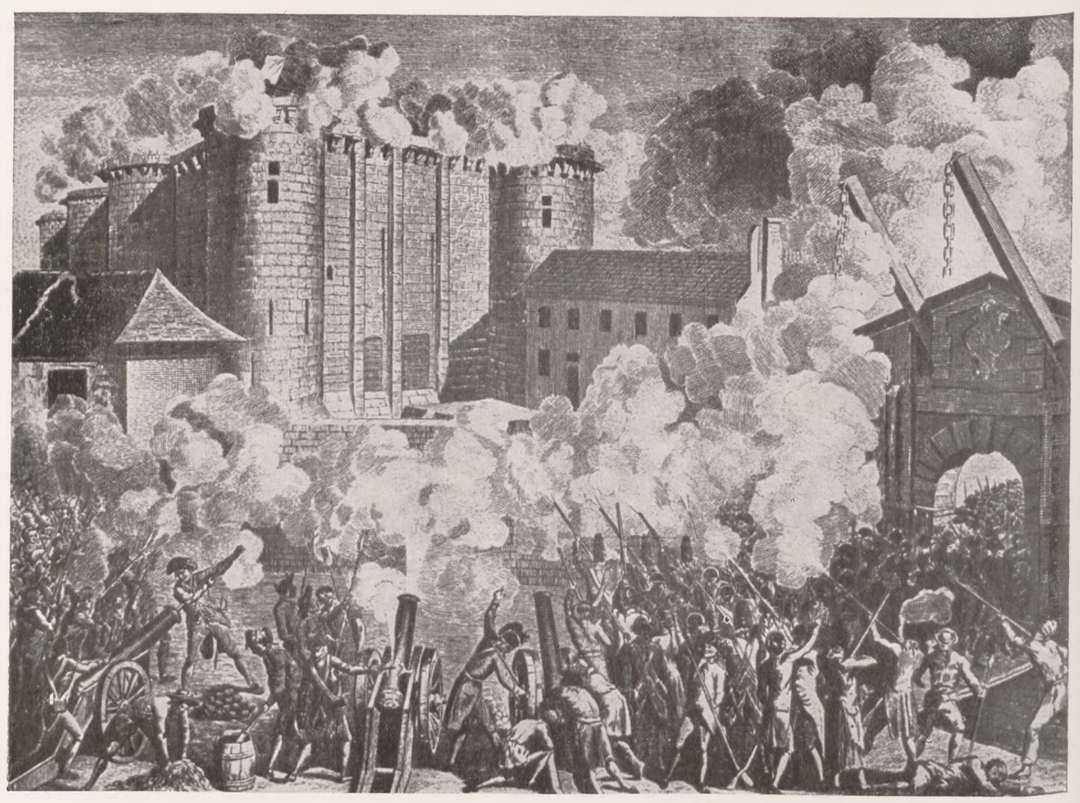
10. April 1741. Skizze Friedrich des Großen von der Schlacht bei Mollwitz.

Am 10. April 1741 erkämpfte Friedrich der Große seinen ersten Sieg nach Antritt der Regierung, als er in der Schlacht bei Mollwitz die österreichischen Truppen Maria Theresias schlug. Je 20000 Mann standen sich auf beiden Seiten gegenüber. Die österreichische Kavallerie war der preußischen an Reiterkunst überlegen und konnte diese überrennen, so daß sie in die eigene preußische Infanterie zurückgedrängt wurde. Es stand eine Zeit schlecht um Friedrichs Truppen. General von Schwerin führte jedoch wie auf dem Exerzierplatz von Mollwitz aus die preußische Infanterie in den Kampf, Mann neben Mann, exerziermäßig ladend und schießend. Diesem Angriff, der wie eine vorrückende Mauer den Österreichern entgegen getragen wurde, waren sie nicht gewachsen. Das österreichische Heer wendete sich zur Flucht. Friedrich war inzwischen nach Oppeln geeilt, um von dort Reserven in den für ihn schon verloren erscheinenden Kampf hereinzuwerfen. Und der Sieg der Preußen war schon entschieden, als Friedrich in Mollwitz noch nicht wieder eingetroffen war. Durch diesen Sieg wurde die Welt gezwungen, mit Preußen unter Friedrich als politischen Machtfaktor zu rechnen.

Bild 82.



1763. Erste Seite des Hubertusburger Friedensvertrages.



14. Juli 1789. Erstürmung der Bastille in Paris.

Die Unentschlossenheit Ludwigs XV. gab dem Pöbel für seine Ausschreitungen in Paris freie Bahn. Unabhängig von der Nationalversammlung und der schwachen Regierung, begannen die Aufständischen ihre Plünderungen des Rathauses, der Waffenläden, öffneten die Gefängnisse und zerstörten Häuser der Bürger. 30000 Menschen eigneten sich die im Invalidenhaus liegenden Waffen und Kanonen an, während andere die Bastille stürmten, die als Staatsgefängnis lediglich 82 Invaliden und 32 Schweizer als Insassen hatte. Nur kurz war das Gefecht, dann übergab der Befehlshaber das Bollwerk. Die Verteidiger wurden getötet und ihre Köpfe auf Stangen durch die Straßen der Stadt getragen. Das feste Schloß wurde zerstört, an seiner Stelle ein Schild aufgestellt: „Hier wird getanzt." Der aufständische Pöbel tobte weiter.

Bild 84.



1795. Übergang der Franzosen über den Rhein.

Nach der großen französischen Revolution suchte das Direktorium in Paris eine Entlastung durch eine kriegerische Politik, um gleichzeitig durch große Kontributionen den Finanzen aufzuhelfen.

Zwei französische Heere gingen über den Rhein, sie hatten keinen Erfolg. Erzherzog Karl schlug Jourdan am 24. August 1795 bei Amberg und am 4. September bei Würzburg. Die Armee Moreau wurde nach einem verlustreichen Rückzug über den Schwarzwald gezwungen, über den Rhein ins Elsaß zu gehen.

Bonaparte hatte in Italien mehr Glück, sein Marsch durch die Ostalpen auf Wien hatte den Frieden von Campo formio zur Folge, durch den Frankreich Belgien, das linke Rheinufer und die Lombardei erhielt.

Bild 85.



2. Dez. 1805. Die Dreikaiserschlacht bei Austerlitz.

Am 2. Dezember 1805 errang das französische Heer unter Kaiser Napoleon I. über die Österreicher und Russen unter dem Oberbefehl des russischen Generals Kutusow einen vollständigen Sieg, dem bald darauf ein Friede folgte, der Napoleon auf der Höhe seiner Macht sah. Die „Sonne von Austerlitz" war aufgegangen und damit die Knechtschaft für Europa hereingebrochen. Ermöglicht wurde der französische Sieg nur, weil der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. in seiner Friedensliebe sich nicht hatte rechtzeitig entschließen können, auf das Bündnisangebot der Österreicher und Russen einzugehen. Er büßte diese Unterlassung ein Jahr später mit der völligen Zertrümmerung des Staates Friedrichs des Großen.

Bild 86.



1806. Prinz Louis Ferdinand.

Am 10. Oktober 1806, als Napoleon mit 200000 Mann im Begriffe stand, auf Berlin zu marschieren, greift die Vorhut des Fürsten Hohenlohe unter der Führung des Prinzen Louis Ferdinand mit nur 6000 Mann die fünffache Überzahl der Franzosen bei Saalfeld an. Mit dem Säbel in der Faust kämpft der Prinz mit wildem Heldenmut gegen anreitende französische Kavallerie. Sein Pferd wird unter ihm getötet. Den Körper voller Wunden — so starb er für sein Vaterland als ein Vorbild eines tapferen und seinem König treuen Dieners.

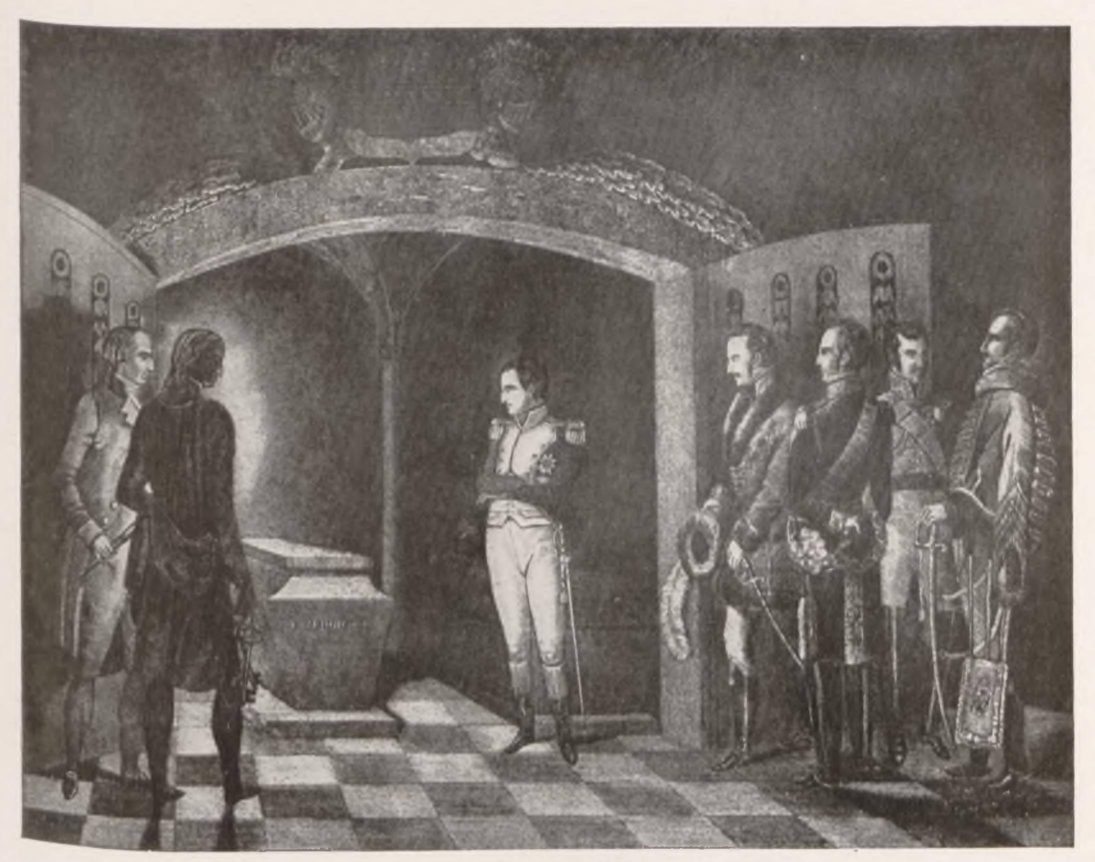
Bild 87.



27. Oktober 1806. Einzug Napoleons in Berlin.

Nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, in der Napoleon den Preußen und Sachsen eine schwere Niederlage zufügte, denen sich noch weitere anschlossen, zog Napoleon am 27. Oktober 1806 in Berlin ein. Der Gouverneur von Berlin, Graf von der Schulenburg, erließ die bekannte Proklamation: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe." Die Quadriga auf dem Brandenburger Tor ließ Napoleon entfernen und schickte sie nach Paris. Blücher hat sie später 1814 wieder zurückgeholt.

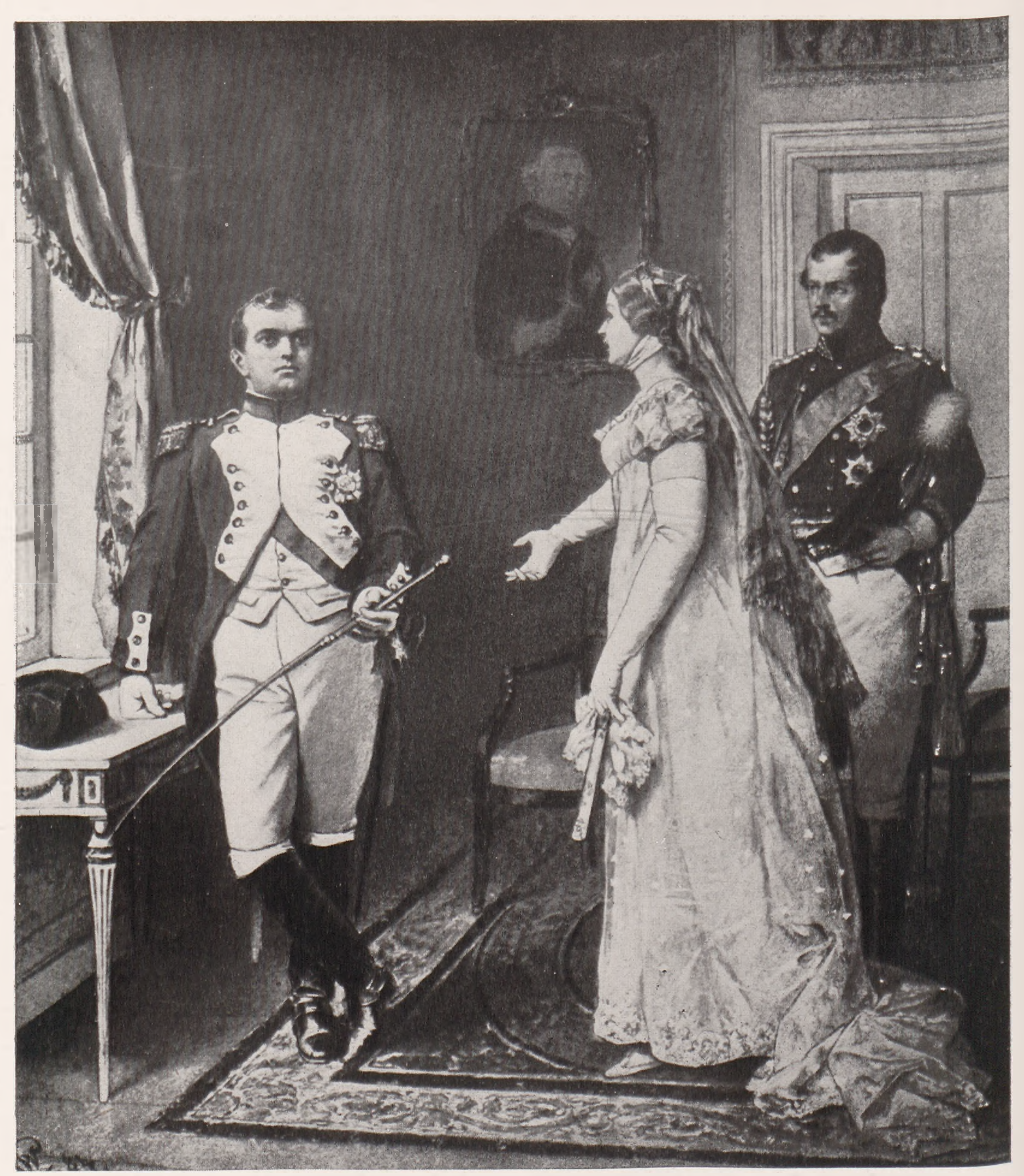
Bild 88.



1806. Napoleon I. am Grabe Friedrichs des Großen.

Nach seinem Einzug in Berlin im Oktober 1806 besuchte Napoleon I. das Grab Friedrichs des Großen in Potsdam. Seine Worte sollen beim Anblick des Toten gewesen sein: „Wenn du jetzt lebtest, dann stünde ich nicht hier." Trotz seiner Andacht brachte er es doch fertig, den Degen und den Hut des großen Friedrich mit nach Paris zu nehmen.

Bild 89.



W. Camphausen. Tilsit 1807.

Als Napoleon Mitte des Jahres 1807 in Tilsit das preußische Königreich endgültig zerbrechen wollte, trat die Königin Luise ihm entgegen und bat um mildere Bedingungen für ihr gequältes Volk. Napoleon blieb bei der Unterredung unnachgiebig. Lediglich der Einmischung des Kaisers Alexander von Rußland war es zu verdanken, daß das Königreich Preußen bestehen blieb. Am 9. Juli 1807 kam es zum Frieden von Tilsit, der Preußen fast die Hälfte seines Landes nahm.

Aus einem Brief der Königin Luise an ihren Vater.

Luise, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., wurde 1776 geboren und starb 1810, beigesetzt im Mausoleum des Schlosses zu Charlottenburg.

Bild 91.



Schnorr v. Carolsfeld. Freiherr vom Stein.

Karl, Freiherr vom und zum Stein (geb. 1757, gest. 1831), preußischer Staatsmann, reformierte die Verwaltung und gab dem preußischen Volke die Grundlagen für die Befreiung von der französischen Herrschaft durch seine Gesetze über die Bauernbefreiung und die Selbstverwaltung der Städte.



1812. Rückzug der Franzosen aus Rußland.

Im Sommer 1812 zog Napoleon mit der Großen Armee in Rußland ein. Die Russen wichen zurück, nicht ohne das freigegebene Land vorher zu verwüsten. Bei Smolensk wurden die Russen entscheidend geschlagen. Es folgte der Einzug Napoleons in Moskau, das von den Russen in Brand gesteckt wurde. Napoleon aber blieb über einen Monat noch in der Stadt, um den Frieden diktieren zu können. Als jedoch darüber der russische Winter einbrach, beschloß er den Rückmarsch. Gleichzeitig setzten die Russen Moskau in Brand. Der Weg über Südrußland wurde von ihnen versperrt, und so war die Armee Napoleons gezwungen, über die alten Schlachtfelder, auf denen noch die Leichen und Kadaver der letzten Kämpfe lagen, den Marsch zu richten. Krankheiten und der strenge Winter zermürbten das Heer, das von Kosakenschwärmen dauernd in Unruhe gehalten wurde. Nur mit 30000 Mann erreichte Napoleon die Beresina, deren Überschreitung zu Kämpfen in den eigenen Reihen führte. Damit war die „große Armee" endgültig vernichtet. Napoleon selbst flüchtete in einem Bauernschlitten nach Paris.

Bild 93.



Theodor Körner als Lützower.

Karl Theodor Körner (geb. 1791, gefallen 1813) war im Befreiungskriege 1813 Freiwilliger im Lützowschen Korps, starb den Heldentod bei Gadebusch am 26. August 1813.

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütz
Sprühend umzuckt mich rasselnder Blitz,
Lenker der Schlacht, ich rufe dich.
Vater du, führe mich.

Vater du, führe mich!
Führe mich zum Siege, führ mich zum Tode
Herr, ich erkenne dein Gebot,
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich.

Gott, ich erkenne dich
Wie im herbstlichen Rauschen der Blätter
Wie im Schlachtendonnerwetter

Aus Körners Notizbuch. Das Gebet vor der Schlacht.



G. Bleibtreu. Schlacht an der Katzbach. 26. Aug. 1813.

Die Schlesische Armee, unter dem Oberbefehl Blüchers, bestehend aus einem preußischen Korps unter York und zwei russischen Korps unter Sacken und Langeron, war vor der französischen Übermacht unter Napoleon vom Bober bis hinter die Katzbach zurückgegangen, ging aber wieder vor, als Napoleon nach Dresden reiste. Die französische Armee, nun unter Marschall Macdonald, 80000 Mann stark, wollte die Katzbach überschreiten, ahnte aber nicht die Nähe der wieder vorgegangenen Schlesischen Armee.

Der Hauptkampf spielte sich auf dem Plateau rechts der Neiße ab, wohin auch die Vortruppen von der Übermacht der Franzosen zunächst zurückgedrängt wurden. Blücher befahl Yorck und Sacken, auf dem Plateau Stellung zu nehmen, einen Teil der Franzosen herauszulassen, dann anzugreifen. Yorck begann den Angriff um 3 Uhr mit seinem linken Flügel, er war siegreich und warf die Franzosen in das Tal der Neiße. Die Gegenangriffe der Franzosen scheiterten und die flüchtenden Franzosen wurden durch festgefahrene Kolonnen aufgehalten. Die bei Niederkrayn geschlagene Notbrücke reichte nicht aus, viele ertranken in dem angeschwollenen Fluß.

Bild 96.

Aber Leopold I. war schon 1705 gestorben, sein Sohn, Joseph I., lebte nur kurze sechs Jahre. Ihm folgte Karl VI., der gleiche, den Habsburg für den spanischen Thron gegenüber den Ansprüchen Philipps von Anjou, Enkels und Thronkandidaten Ludwigs XIV., als Herrscher bestimmt hatte. Jetzt sollte also Karl nicht nur Spanien, sondern das Reich dazu erhalten und damit im ganzen eine Macht, wie sie selbst Karl V. nicht besessen hatte. Das war nicht nach dem Sinne von Holland und England, und kurz vor dem sicheren Siege verließen sie daher ihren Verbündeten, um mit Ludwig 1713 zu Utrecht Frieden zu schließen, welchem Beispiele u. a. auch Preußen folgte. Vergeblich suchten die Kaiserlichen den Krieg fortzusetzen, um dessen Palme sie sich urplötzlich beraubt sahen; sie mußten ein Jahr später dem Beispiel der andern im Frieden zu Rastatt folgen, und ohne sein Verdienst sah sich Ludwig nicht nur gerettet, sondern auch im Besitz des Kampfpreises. Österreich erkannte den Frieden von Utrecht an, das heißt unangefochten konnte jetzt Philipp von Anjou den spanischen Thron besteigen. Aber das Haus Habsburg ging ebenfalls nicht leer aus und hielt sich in Italien, in Mailand und Neapel sowie in den ehemals spanischen Niederlanden schadlos. Immer mehr wuchs das Kaiserhaus in das Ausland hinein und vermehrte damit die Gefahren für das Reich.

*

Man ist oft geneigt, den Nachfolger des Großen Kurfürsten auf dem Throne von Brandenburg-Preußen, seinen Sohn Friedrich III., als einen wenig bedeutungsvollen Fürsten zu betrachten. Seine offensichtliche Eitelkeit, sein Sinn für Pracht und Pomp mögen ebenso dazu beitragen wie jener Umstand, daß Friedrich in eine Reihe von glänzenden Herrschergestalten gestellt wurde, wie sie nur selten Völker und Staaten durch die Gnade des Himmels erlebt haben. Auch kommt hinzu, daß der neue Herrscher Brandenburg-Preußens nicht gerade im besten Einvernehmen mit seinem großen Vater gelebt hat. Aber das ist wohl immer Kronprinzenschicksal und sollte sich sehr bald und in weit größerem Umfange noch wiederholen. Jedenfalls hatte Friedrich schon als Kurprinz hinter dem Rücken Friedrich Wilhelms mit dem Kaiserhofe Verbindung aufgenommen und Wien die Herausgabe des Schwiebuser Kreises zugesagt. Bei seiner Thronbesteigung 1688 machte der neue Herr sein Versprechen auch wahr, doch muß ausdrücklich dabei festgestellt werden, daß Friedrich niemals trotz

wiederholter Aufforderung einen förmlichen Verzicht auf die schlesischen Herzogtümer ausgesprochen hat.

Bei dem dritten Raubkrieg Frankreichs in der Pfalz ist der neue Kurfürst unter den ersten, die den bedrohten Landen zu Hilfe eilen, und bewog Hessen-Kassel, Sachsen und Hannover, sich seinem Vorgehen anzuschließen. Diese Landesstaaten sind es damals, die allein dem Reiche helfen, weil der Kaiser gegen die Türken beschäftigt ist.

Das Hauptverdienst Friedrichs III., des nachmaligen Königs Friedrichs I., ist unbestritten, daß er seinen Staat zu einem Königreiche erhob, denn er verpflichtete damit seine Nachfolger, wie Friedrich der Große es einmal gesagt hat: „Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden!“ Nicht ohne Kämpfe gelang dieses Ziel. Prinz Eugen vornehmlich, der doch gewiß eine große Stimme am Wiener Hofe besaß, war ein Gegner der Verleihung des Königstitels an Preußen; er hat später gesagt: „Die Minister sind des Henkers wert, die die Annahme der preußischen Königskrone zugelassen haben.“

Aber der spanische Erbfolgekrieg hatte gerade begonnen, die Kaiserlichen waren noch nicht vom Glück begünstigt; solche Gelegenheit benutzte Friedrich von Brandenburg-Preußen klug und bot seine Hilfe nur gegen Gewinnung der Königskrone. Was die brandenburgischen Truppen wert waren, das wußte man nun in Wien nur zu genau, und so gab man schließlich nach. Am 18. Januar 1701 setzte sich Friedrich I. von Preußen die Königskrone in der Hauptstadt des Landes, für das er den Königstitel führte, in Königsberg in Preußen, aufs Haupt.

Die Prachtliebe, ja Verschwendungssucht, die Friedrich I. auszeichnete, war damals ein Zeichen der Zeit und an allen Höfen üblich; ja, die Kleinen suchten es gerade den Großen noch zuvorzutun: Versailles war das große Vorbild und blieb es noch auf lange hinaus. Aber es ist nicht zu leugnen, daß der erste König von Preußen dabei doch viel Geschmack bewiesen hat und es verstand, Gelehrte und Künstler hohen Ranges an seinen Hof zu ziehen. Im Jahre 1694 entstand die Universität Halle und die fromme Stiftung eines Hermann August Francke, das Waisenhaus zu Halle, unter des Königs hervorragender Mitwirkung. Durch die Berufung des Thomasius, eines Anhängers der Grotius und Pufendorf, verwirklichte Friedrich damit seine Absicht, in Halle eine evange-

lische Universität zu schaffen. Auch die heutige preußische Landesbibliothek in Berlin, die größte ihrer Art, geht auf den ersten Preußenkönig zurück; von seiner Hand stammt der Erlaß, der noch heute Gültigkeit besitzt, daß von jedem im Bereich des Landes gedruckten Buche zwei Exemplare kostenlos an diese Bibliothek abzuführen sind. Auch entstanden herrliche Bauten in der Zeit seiner Regierung: die Fassade des Berliner Schlosses, der regelmäßige Zug der Friedrichstadt, das Zeughaus, die Lange Brücke, und Schlüter schuf sein unübertroffenes Denkmal vom Großen Kurfürsten. Ein Leibnitz entfaltete seine gewaltige Lehrtätigkeit, von dem man behaupten darf, daß er als erster der Philosophen im Problem der Nation schon ein philosophisches Problem, lange vor Fichte, erblickt hat. Auf ihn geht die Gründung der „Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften" zurück, wie der Name bis zum Ausbruch der Revolution 1918 gelautet hat. Auch mit dem Problem der Rasse hat Leibnitz sich schon beschäftigt; er erblickte in der „Ehre der freien Nation" die höchste menschliche Ehre überhaupt. Solche Gedanken standen also schon in Preußen auf, ehe der Sturm auf die Bastille 1789 das Zeitalter der Nationen einleitete, das über den Irrweg des Liberalismus erst in unsern Tagen festere Umrisse erhält.

Mochten die staatlichen Dinge unter Friedrich I. geruht haben, ihr weiterer Fluß und Ausbau waren keineswegs durch ihn verschüttet worden. Dieser Aufgabe nahm sich jetzt mit verbissener Zähigkeit und brutaler Tatkraft sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. an, der ohne Sinn für Kunst und Wissenschaft so völlig verschieden von dem Wesen seines Vaters war und doch erst den Königsthron recht stabilisieren sollte „wie einen rocher de bronce", nachdem er im Jahre 1713 die Herrschaft über Preußen angetreten hatte.

Das erste, was der neue König tat, war, die Hofschranzen zum Teufel zu jagen, wie er sich ausdrückte, und am königlichen Hofe ein Regiment spartanischer Einfachheit einzuführen. Zwar hatte Friedrich I. das Hauptwerk des Großen Kurfürsten, die Erhaltung und den Ausbau des stehenden Heeres, nicht gerade vernachlässigt, sondern es sogar bis auf dreißigtausend Mann noch erhöht; sein Sohn stürzte sich mit einem wahren Feuereifer auf alle militärischen Dinge. So hat man ihn denn später auch den „Soldatenkönig" genannt. Friedrich Wilhelm schuf die unübertreffliche Waffe, durch die später sein unsterblicher Sohn Preußen zur Großmacht erheben konnte. Der neue König war gewiß kein Mann von genialem Geist und Schwung; auch mag sein zumeist

rauhes und unbequemes Wesen, das er gegen jedermann zeigte, ob es nun ein Prinz oder nur ein gewöhnlicher Diener war, viele abgestoßen haben. Die Leistung dieses Mannes und Herrschers wird dadurch um nichts geringer. Sein Ziel war, aus Preußen einen Militärstaat im Sinne der höchsten Ethik dieses Begriffes zu schaffen, und trotz aller Widerstände ringsum hat Friedrich Wilhelm I. seine Aufgabe auch erreicht.

Dabei war dieser Preußenkönig ein durchaus friedliebender Monarch. Nur zum Frieden, so wünschte er, zu seiner sicheren Erhaltung, sollte die Armee dienen, der er seine ganze Liebe gewidmet hatte. In den Krieg des abenteuerlichen Schwedenkönigs Karl XII. mit der im Osten neu unter Peter dem Großen emporsteigenden Großmacht Rußland griff er erst ein, als Aussicht bestand, das von seinem Großvater, dem Großen Kurfürsten, oft eroberte und immer wieder durch Eingreifen des Auslandes entrissene Vorpommern endlich an Preußen zu bringen. Im Stockholmer Frieden 1720 fiel das hartumworbene Gebiet dank der preußischen Waffenhilfe gegen Schweden an Preußen zurück; wenigstens in etwas war der Westfälische Friede von 1648 wiedergutgemacht.

Im übrigen widmete sich Friedrich Wilhelm dem inneren Ausbau seines Staates. Neben der unermüdlichen Sorge für das Heer schenkte der König der inneren Verwaltung seiner Länder seine nie versagende Tatkraft und Aufopferung. So ist er der Schöpfer des preußischen Beamtentums geworden, mit dem Heere die zweite große Säule, auf der fortan der preußische Staat ruhte.

Schon der Große Kurfürst hatte mit Erfolg sich der Finanzen seines Landes angenommen. Wir wissen von den Kämpfen, die er in dieser Sache mit den Ständen zu bestehen hatte. Friedrich Wilhelm I. ging weiter auf dem vorgezeichneten Wege, er beseitigte die Zersplitterung in der Finanzwirtschaft, die sich in dem Bestehen verschiedener Finanzstellen ausdrückte, und legte zuerst das „Generalkriegskommissariat" und das „Domänendirektorium" samt der „Geheimen Hofkammer" in eine Stelle zusammen; die Namen der drei Behörden erklären genug, welcher Einnahme- und Ausgabewirtschaft sie gedient hatten. Damit war eine natürliche Spannung beseitigt, die vorher begreiflicherweise bestanden hatte. Der König ging von dem Grundsatze aus, daß die Staatseinnahmen für das Ganze anzuwenden seien und nicht etwa derart verfahren würde, daß gerade die reicheren Gebiete, aus denen größere Einnahmen flossen, nun auch entsprechend bevorzugt werden müßten. Nur auf dem Wege der Stärkung der Gesamtheit des Staates konnten Handel und Wandel sowie die

Fruchtbarkeit des Bodens auch in weniger von der Natur bevorzugten Gebieten gehoben werden.

Die einzige Zentralstelle, die aus der Zusammenlegung der verschiedenen Finanzbehörden entstand und bald auch den entferntesten Winkel des für damalige Verhältnisse umfangreichen Gebietes unter genauer Obhut behielt, trug den Namen: „General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirektorium“, kurz Generaldirektorium genannt. Sein Präsident, vor dessen Unermüdlichkeit und scharfem Auge kein Mitglied der hohen Behörde sicher blieb, war der König in eigener Person, wie er auch vor dem Erlaß, der diese Einrichtung zum Gesetz erklärte, mit eigener Hand die klaren Anweisungen niedergeschrieben hatte, nach denen die neue Behörde in Zukunft arbeiten sollte. Friedrich der Große hat es nicht nötig gehabt, auch nur einen einzigen Satz an dem Verwaltungswerk seines als „hausbacken“ verschrienen Vaters zu ändern.

„Das Kriegskommissariat und das Domänendirektorium“, so begründete der König die Notwendigkeit seiner durchgreifenden Verwaltungsmaßnahme, „haben bisher nichts getan als Kollisionen gegeneinander gemacht, als wenn das Generalkommissariat nicht sowohl des Königs von Preußen wäre als die Domänen. Dieses Konfusionswerk kann nicht ferner Bestand haben. Jetzt hält das Kommissariat Rechtsgelehrte und Advokaten aus meinem Beutel, um zu fechten gegen die Finanzen, also gegen Mich selbst. Das Generalfinanzdirektorium hält ebenso aus meinem Beutel Advokaten, um sich zu verteidigen. Sie hätten vielleicht gemeint, daß sie es mit einem Narren zu tun hätten, dem man etwas vormachen könnte usw.“ Nein, zum Narren halten ließ sich dieser König nicht, der sich nicht einmal scheute, in die Kochtöpfe seiner Hofküche zu blicken, wenn er es für nötig erachtete.

Eine Anzahl von Ministern, darunter der berüchtigte Grumbkow, von dem nachgewiesen werden kann, daß er von Österreich gekauft war, um dessen Interessen in Preußen wahrzunehmen, und andere bildeten unter dem König das Kollegium der Vizepräsidenten; ihnen waren wieder Räte unterstellt. So zog sich bald ein engmaschiger Beamtenapparat über das ganze Land, dessen Material nach den strengsten Grundsätzen der Lauterkeit und Pflichterfüllung, so wie der König allen das Beispiel gab, ausgewählt wurde: „geschickte Leute, als weit und breit zu finden, und zwar von reformierter oder lutherischer Konfession, die treu und redlich sind, die offene Köpfe haben, die Wirtschaft verstehen und selber betreiben und von Kommerzien, Manufakturen und dergleichen Sache

gute Information besitzen; mit einem Wort, es müssen solche Leute sein, die zu allem fähig, wozu man sie gebrauchen will".

Sparsamkeit, so hieß der oberste Grundsatz dieses Monarchen, und er handelte nach ihm nicht um der Sparsamkeit an sich willen, sondern die Erträgnisse, die er auf diese Weise seinem emporblühenden Lande abrang, dienten dazu, um das Heer zu verstärken, wüste Stellen und Sümpfe urbar zu machen, wie überhaupt jeder Angelegenheit, die für die Verbesserung der Gesamtheit von Vorteil sein konnte. Was bringt es ein? war die erste Frage, die dieser nüchterne Monarch sich vorlegte, wenn ein neuer Vorschlag sein Ohr erreichte. Ergaben die Untersuchungen die Antwort: Nichts!, dann war Friedrich Wilhelm nicht mehr zu gewinnen. „Ergo Wind!" lautete sein klassischer Ausspruch.

Nur eine einzige und kostspielige Leidenschaft konnte man dem Soldatenkönig vorwerfen, das war seine Leidenschaft für die sogenannten „langen Kerle", seine Leibkompanie, für deren Auffüllung mit besonders riesigen Grenadieren er keine Kosten, keine Mühen scheute und Werber unterhielt, die auch außerhalb seines Staatsgebietes ihre oft nicht sanfte und saubere Tätigkeit ausübten. Die Welt nannte den Preußenkönig ob dieser Leidenschaft bald einen Verrückten. Die Vermutung liegt nahe, daß Friedrich Wilhelm, der zeit seines Lebens mit der Vorbereitung Preußens für größere Aufgaben beschäftigt blieb, die er selbst, wie er wohl wußte, nicht mehr in Angriff nehmen konnte, sehr mit solcher Meinung zufrieden war; denn sie ließ ihm die notwendige Zeit für den Ausbau seines Riesenwerkes, die man ihm sonst nicht gegönnt hätte.

Dazu gehörte auch, daß er den noch immer fortlebenden Trotz der Stände in Preußen endgültig brach. Adel, Bauer und Bürger erschienen ihm, der sich nur als der oberste Diener des Staates fühlte und darum ihm am meisten verpflichtet, als eine Art gleicher Träger des gesamten Staatsgebäudes; man mag ermessen, wie sehr das in dieser Zeit des Absolutismus, in der der Junker noch uneingeschränkt über seine Bauern herrschte, den Adel getroffen haben mag. Als eines Tages ein alter klevischer Baron sich bei dem König beschwerte, weil ein Regierungsrat Pabst, der von neuerem Adel sei als er, den Platz in der Kirche über ihm beanspruche, schrieb der König mit eigener Hand: „Dies ist Torheit, in Berlin ist kein Rang, in Kleve muß keiner sein. Wenn Pabst über Mir sitzet in der Kirche, so bleibe Ich doch, was ich bin, eine extraction bleibt alle Zeit." Diese kleine Begebenheit zeigt so ganz das Urteil des Monarchen

über den Menschen: ihm gilt der Mann, die Leistung, sonst nichts! Das schloß aber nicht aus, daß er den gesunden Stolz der Stände, sofern sie die von ihm verlangte Pflicht gegenüber der Gesamtheit erfüllten, jederzeit zu unterstützen bereit war. So verbot Friedrich Wilhelm zum Beispiel die Heirat zwischen Adel und Bürgerlichen, wie auch die Armee nur Edelleute in Offiziersstellen beschäftigte.

Für Kunst und Wissenschaft, höchstens die Medizin ausgenommen, die ihm für die Volksgesundheit erforderlich schien, hatte der König nichts übrig. Um so mehr widmete er seine Sorgfalt den Schulen, denn in ihnen sah er das Mittel, sein Volk heranzubilden: so sind die Volksschulen in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. entstanden.

Ganz besonders lagen dem König das Emporblühen des Bürger- und des Bauerntums am Herzen. Die Zahl ihrer Angehörigen zu vermehren, wo noch immer die schlimmen Verwüstungen der dreißig Kriegsjahre des vergangenen Jahrhunderts nicht verwunden waren, gab er sich die größte Mühe. Auch zog er fremde Ansiedler ins Land und bot, damit wieder dem Beispiele seines Großvaters folgend, den um ihres Glaubens willen vertriebenen Protestanten eine Freistatt in seinem Lande. An solchen Leuten, die um ihres Gottes willen Land und Hof freiwillig verließen, mußte schon etwas dran sein, überlegte Friedrich Wilhelm richtig, der selbst ein gläubiger Protestant war. Im Lande Salzburg war unter dem Erzbischof Firmian im Jahre 1727 eine Gegenreformation ausgebrochen, der gestrenge Herr brach mit allen Mäßigungen, die seine Vorgänger den Bewohnern protestantischen Glaubens seiner Herrschaft hatten zuteil werden lassen, und verlangte den Übertritt der Evangelischen zum Katholizismus. Ein erbitterter Kampf begann und erregte zeitweilig gar die Aufmerksamkeit der großen Höfe in Dänemark und Preußen, die sich als Hüter des protestantischen Glaubens fühlten. Friedrich Wilhelm griff schließlich ein: er ließ dem Erzbischof von Salzburg erklären, sofern er nicht seinen protestantischen Untertanen, die bei ihrem Glauben verharren wollten, den freien Abzug und Veräußerung ihres unbeweglichen Vermögens gestatten wolle, würde er seinerseits gegen die katholischen Stifter in Preußen mit gleichen Maßnahmen vorgehen. Solche Sprache wirkte, und den vertriebenen Salzburgern — es waren an dreißigtausend — eröffnete der König in Preußen eine neue Heimat und Wirkungsstätte. Beide Teile haben es nie bereut.

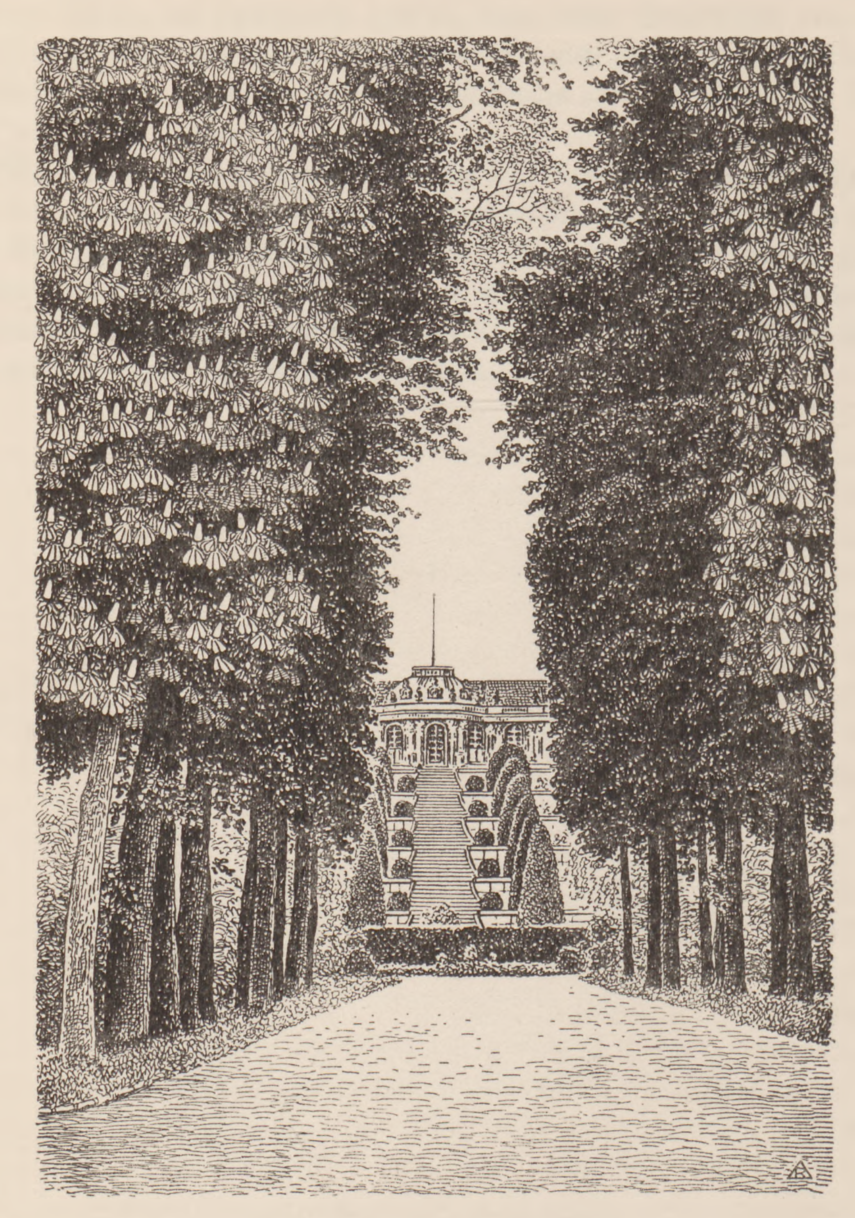
Als Friedrich Wilhelm I. starb, hinterließ er einen wohlgeordneten Staat,

dessen Maschine mustergültig ihre Arbeit tat, und ein Heer von dreiundachtzigtausend Mann, das schlagfertig dastand, samt einem Staatsschatz von neun Millionen Talern, das ungemünzte Silber dabei nicht gerechnet. Die laufenden Einnahmen hatte er von dreiundeinhalb Millionen auf sieben Millionen Taler jährlich erhöhen können.

Seinen Nachfolger, Friedrich, kannte die Welt aus seinem schlimmen Streite mit dem Vater. Man sah in dem Kronprinzen nur einen schöngeistigen, leicht zur Verschwendung neigenden Geist und wähnte die prachtliebenden Zeiten Friedrichs I. wieder nahe. Doch als die Hofleute schmeichlerisch den jungen Monarchen empfingen — man schrieb den 31. Mai 1740 —, da sprach Friedrich zurückweisend: „Meine Herren, jetzt bin ich König!“

*

Der große Friedrich



Schloß und Terrassen von Sanssouci.

Die Jugend Friedrichs II. bietet der tragischen Konflikte genug, um Dramen und Romane zu schreiben; oft auch haben sich Dichter daran versucht. Es ist nicht nur die gewöhnliche Tragödie des Thronfolgers, wie sie sich zu allen Zeiten ereignet hat, die etwa von 1728 bis 1731 sich am preußischen Königshofe abspielte und die auch ein Todesopfer, das Leben des Leutnants von Katte, forderte, sondern zwei gänzlich andersgeartete Charaktere stehen sich in Vater und Sohn, in Jugend und Alter gegenüber. Hier der König, eisern, bibelfromm, niemals untätig, Tag und Nacht auf das Wohl des Staates bedacht: dort der Sohn, leicht beweglichen Geistes, den Künsten der Zeit, wie sie damals nur in Frankreich leben, herzlich ergeben. Ihn dünkt das rauhe Wesen des Vaters etwas Unfeines, Hinterwäldlerisches: der aber erkennt wieder nicht die hohen Gedanken hinter der Stirn seines Erstgeborenen, weil sie sich einem, wie er meint, Überflüssigen noch zugewandt halten. Musik und Bücher sind für den Hausvater auf dem Thron Firlefanz und Spielerei. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet", beklagt sich Friedrich Wilhelm im Tabakskollegium, der einzigen Zerstreuung, die er sich gönnt, bei seinen Generälen, „er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir alles verderben!" Und Friedrich spottet: „Meine Unterhaltung in der Tabagie ist, Nüsse aufzuknacken, eine Unterhaltung, die ihres Schauplatzes würdig ist"; über den Zirkel des Königs höhnt er bissig: „Das ist eine höchst buntscheckige und übel erlesene Gesellschaft."

Alle Versuche, die von den beiden eigenwilligen Persönlichkeiten — denn auch der junge Friedrich weiß genau, was er will — unternommen werden, sich wieder näherzukommen, müssen scheitern, weil Mächte hinter ihnen, um des eigenen Interesses willen, fort und fort die Gegensätze nicht zur Ruhe kommen lassen. Da ist einmal Österreich und sein Beauftragter, der Graf von Seckendorff, der dafür zu sorgen hat, daß der Einfluß Habsburgs in diesem sonderbaren, aber doch, wie's scheint, nicht ganz ungefährlichen Soldatenstaat überragend bleibt. Der Wiener Gesandte hat es verstanden, den General von Grumbkow für sich zu gewinnen, der ganz das Ohr des Königs besitzt. Dieser verräterische Mann erhielt eine Jahresrente von 10000 Dukaten, damit er

für Österreichs Interessen tätig sei. Auf der andern Seite wachen die Engländer und finden bei der Königin, Sophie Dorothea von Hannover, einer Schwester Königs Georg II. von England, willige Unterstützung. Um Preußen enger an britische Interessen zu ketten, taucht ein Heiratsprojekt auf: die Vermählung des preußischen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin und Heirat seiner Schwester Wilhelmine mit dem englischen Thronfolger.

König Friedrich Wilhelm I. war anfangs diesem Plan nicht abgeneigt, doch nur so lange, als Österreich über Grumbkow noch nicht dahinter gekommen war. Dann schlug seine Stimmung jäh um. Von beiden Seiten setzten die Intrigen ein, in denen auch seine Gemahlin wohl bewandert war, und das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wurde so gespannt, daß erstmalig der Gedanke an eine Flucht aus Preußen sich in dem Kopfe des Kronprinzen festsetzte. Ein Besuch des Königs am Hofe des prunkliebenden und verschwenderischen August des Starken von Sachsen, bei dem Friedrich den Vater begleitete, befestigte im Anblick aller Herrlichkeiten Dresdens noch diesen Entschluß in dem Kronprinzen, zumal der Vater sich nicht scheute, ihn auch bei dieser Gelegenheit vor aller Welt bloßzustellen und gar öffentlich zu züchtigen. Wilhelmine, spätere Markgräfin von Bayreuth und Friedrichs Lieblingsschwester, schreibt in ihren Erinnerungen: „Mein Bruder war von den Mißhandlungen des Königs so aufgebracht, daß er auf andere Maßregeln sann. Vor der Königin ließ er sich nichts merken, aber mich besuchte er alle Tage insgeheim. Man predigt mir alle Geduld, sagte er, allein niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften. Ich darf fast mit niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben; mir fehlt's selbst an der nötigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfnis. Sage nun selbst, ob mir ein anderes Mittel übrigbleibt als die Flucht! Katte und Keith sind bereit, mir bis ans Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel und alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England, dort empfängt man mich mit offenen Armen, und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Sobald der König wieder eine Reise außer seinen Staaten macht, ist alles zur Ausführung bereit."

Der Besuch bei August von Sachsen bot noch nicht die richtige Gelegenheit; auch holte die englische Partei mit dem Gesandten Hotham jetzt zu einem

Schlage aus, der allerdings genau das Gegenteil von dem erreichte, was man sich von ihm versprochen hatte. Der Engländer legte dem König die unzweideutigen Beweise vor, daß Grumbkow mit dem Kaiserhof in verräterischer Verbindung stand. Aber statt diese Angelegenheit nachzuprüfen, erblickte der ehrliche König in dem Vorgehen des Engländers nur eine niederträchtige Intrige und ließ ihn derart hart an, daß Hotham beleidigt die Pässe verlangte und Berlin verließ. Die englische Partei der Königin hatte damit den vernichtenden Schlag erhalten, und die Sache des Kronprinzen stand so schlecht wie noch niemals.

Da entschloß sich Friedrich zu einem verzweifelten Schritt. Obwohl England jetzt keine Lust mehr verspürte, seine Flucht zu begünstigen oder ihn gar bei sich aufzunehmen und nur Frankreich durch seinen Gesandten eine geneigtere Erklärung abgab, blieb er fest bei seinem Entschlusse. Als der König 1730 eine Reise nach Süddeutschland unternahm, versuchte der Kronprinz in der Nacht das königliche Quartier zu verlassen, der Page von Keith stand schon mit Pferden bereit, da eilte der von einem verräterischen Kammerdiener benachrichtigte General von Rochow herbei und vereitelte das Unternehmen. Der Zorn des Königs kannte keine Grenzen mehr, nur mit Mühe hinderte ihn seine Umgebung daran, den „Deserteur" mit seinem Degen zu durchbohren. Bei dem grenzenlosen Jähzorn Friedrich Wilhelms war alles zu befürchten.

Der Leutnant von Katte, den man ebenfalls verhaftet hatte, entging auch seiner Erbitterung nicht. Wie viele sich für den Unglücklichen verwandten, darunter sein Großvater, der greise Feldmarschall von Wartensleben, der König blieb unerbittlich und schickte mehrfach den Spruch des Kriegsgerichtes, der auf ewige Gefangenschaft des Offiziers lautete, zur Revision zurück. Da das Gericht bei seinem Standpunkt verharrte, verhängte der König eigenhändig das Todesurteil über Katte, eine menschlich harte, aber vom Standpunkt des Staates aus gerechte Tat, die dem König zu begehen nicht leicht gefallen sein mag. Ausdrücklich verfügte er in seinem Urteil: „Wenn das Kriegsgericht dem Katte die Sentenz mitteilt, soll ihm gesagt werden, daß es Seiner Königlichen Majestät leidtäte, es aber besser wäre, daß er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme."

Im Angesicht des unglücklichen Kronprinzen, der als Gefangener zu Küstrin gehalten wurde, fiel Kattes Haupt durch das Henkerbeil. Wochen qualvoller Verzweiflung bedrängten die Seele Friedrichs und stürzten sie fast in hoff-

nungslose Nacht. Dann trat jener große Wandel ein, nach dem er als ein anderer Mensch vor seinen Vater treten sollte. Nach einer angestrengten Lehrzeit auf der königlichen Domänenkammer zu Küstrin wurde der Kronprinz zum Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments zu Neuruppin ernannt, der König gestattete ihm seinen eigenen Hofstaat im Schlosse zu Rheinsberg, und noch einmal, das erste- und letztemal im Leben, kam die Jugend zu Friedrich, durfte er kurze Zeit ganz seinen Neigungen und Studien leben.

Doch schon damals keimten die ersten hohen Gedanken hinter seiner Stirn und entstanden Entwürfe, die der künftigen Politik des einmal von ihm zu leitenden Staates den Weg vorzeichneten. Mochte er äußerlich und in der Anmut seines Wesens noch als ein liebenswürdiger und, wie es schien, oberflächlicher Jüngling gelten, die schwere Lehrzeit war nicht vergeblich an ihm vorübergegangen. Hier, im Glanze eines kaum mehr erhofften Glückes, entschied sich schon der Mann Friedrich, und als der Kurier aus Berlin eintraf, der den Tod seines harten Vaters meldete, wußte es keiner der damals Lebenden, daß die Geburtsstunde von Preußen-Deutschland hereingebrochen war.

*

Kaiser Karl VI. von Österreich starb am 20. Oktober 1740 ohne Söhne. In der sogenannten Pragmatischen Sanktion hatte er die Nachfolge für seine Tochter Maria Theresia festgelegt und in mannigfachen Verträgen sich um die Anerkennung der europäischen Mächte bemüht. König Friedrich von Preußen ließ seinen Minister von Podewils kommen und fragte ihn: „Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen; wenn man im Vorteil ist, soll man ihn nutzen oder nicht?"

Schon lange hatte sich der junge Herrscher mit den Dokumenten von 1537 beschäftigt, die nach Aussterben der schlesischen Herzöge seinem Hause den Anspruch auf Schlesien sicherten. Seine Vorfahren mußten, wie wir wissen, sich der Macht Habsburgs fügen; in diesem günstigen Augenblick, der den Kaiserthron und die habsburgischen Lande den schwachen Händen einer Frau überließ, griff der Preußenkönig zu. Mit einem Heere von hunderttausend Mann rückte König Friedrich in Schlesien ein, um es als Faustpfand für seine Ansprüche zu besetzen, denn „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente". Erst dann ließ er durch seinen Gesandten in Wien erklären, falls man ihm Schlesien überließe, würde er gegen alle Feinde der Pragmatischen Sank-

tion, das hieß also der Anerkennung Maria Theresias als Herrscherin der habsburgischen Lande, mit den Waffen in der Hand entgegentreten.

Wien wies ohne weiteres dieses Ansinnen ab und nahm den Waffengang auf. Am 10. April 1741 stießen die Heere des Königs und des österreichischen Grafen Neipperg bei Mollwitz zusammen. Die Überlegenheit der feindlichen Kavallerie gegenüber der preußischen entschied fast das Glück des Tages, Friedrich selbst wurde in den Strudel der Fliehenden mit hineingerissen und bemühte sich vergebens, Ordnung in den Schwadronen zu schaffen. In einem Anfall von Verzweiflung, wie er sie niemals wieder gezeigt hat, verließ er das Schlachtfeld und ritt voll trüber Gedanken nach Oppeln: „Die infamigte Reiterei muß reorganisiert werden!" Solchen Gedanken hat er dann auch später wahrgemacht, und die Siege eines Seydlitz, eines Ziethen sollten davon Zeugnis ablegen.

Unterdessen hatte die preußische Infanterie unter dem Grafen Schwerin den Österreichern wieder das Heft aus der Hand genommen. Jetzt holte sich der Drill Friedrich Wilhelms I. und seines getreuen Alten Dessauer seine glänzende Rechtfertigung. „Wohin den Rückzug?" hatten einige schon Verzweifelte gefragt. Da gab Schwerin die unsterbliche Antwort: „Auf den Leib des Feindes!" Im Gleichschritt des alten Soldatenkönigs, nach den Klängen des Dessauer Marsches ging es vor wie auf dem Bornstädter Felde bei Potsdam. Jeder Mann besorgte in Ruhe die ihm eingeübten Griffe. Dank des eisernen Vorderladers zwangen die Preußen in der Minute fünf Schüsse, wo die Österreicher mit ihrem hölzernen nur einen entsenden konnten. „Das Feuer der Preußen ging nicht anders als ein fortwährendes Donnerwetter", schrieb später ein österreichischer Augenzeuge der Schlacht. „Unsere Infanterie war nicht mehr aufzuhalten, und die Reiterei wollte die Fronte nicht mehr gegen den Feind machen." Vor den defilierenden Siegern zog Friedrich achtungsvoll den Hut: „Unsere Infanterie sind lauter Cäsars und die Offiziere davon lauter Helden!"

Nach der glücklich gewonnenen Mollwitzer Schlacht fielen Brieg und Breslau; letzteres leistete dann schon im August den Huldigungseid. Ein Jahr später, am 17. Mai 1742, siegte Friedrich erneut in der Schlacht bei Czaslau und Chotusitz über eine österreichische Armee unter Karl von Lothringen. Die junge Kaiserin-Königin in Wien, hart bedrängt durch Bayern und Franzosen, welch letztere die Ansprüche des Kurfürsten Karl Albert von Bayern auf die deutsch-

österreichischen Erblande und die Kaiserkrone unterstützten, um Habsburg zu schwächen, sah sich genötigt, mit Friedrich zu Breslau einen Frieden zu schließen: Preußen erhielt darin Ober- und Niederschlesien mit der Grafschaft Glatz. Friedrich konnte mit Recht behaupten: „Ich kehre in mein Vaterland zurück mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß ich mir ihm gegenüber nichts vorzuwerfen habe.“ In seinen Aufzeichnungen bekennt er aber auch, man würde ihn einen ruhmsüchtigen und leichtfertigen Monarchen gescholten haben, wenn dieser Krieg unglücklich verlaufen wäre.

Karl von Bayern hatte sich unterdessen zu Frankfurt als Karl VII. zum Kaiser krönen lassen und feierte noch Feste, als österreichische Truppen, darunter das Pandurenkorps des wilden Freiherrn von der Trenck, sein Stammland Bayern eroberten und zeitweilig gar München besetzten. Das war noch vor dem Breslauer Frieden im Anfang des Jahres geschehen.

Auch das Jahr 1743 verlief für die Bayern und Franzosen nicht gerade günstiger; bei Dettingen in Unterfranken wurden sie von den Österreichern geschlagen, und der neue Kaiser spielte eine mehr als klägliche Rolle. Aber auch König Friedrich erblickte in dieser Entwicklung eine Gefahr für den ungestörten Besitz seiner schlesischen Eroberungen. Er erklärte sich deshalb für Karl VII. und rückte abermals ins Feld; so begann 1744 der zweite schlesische Krieg.

Friedrich drang bis nach Böhmen vor und besetzte Prag, aber zu einer entscheidenden Schlacht gelangte er nicht, da sich die Österreicher ihr stets zu entziehen vermochten. Bald rückten die Preußen nach Schlesien ab, weil ihnen die notwendige Verpflegung fehlte, nicht ohne von den Österreichern verfolgt zu werden. Ein Jahr darauf starb Karl VII., der seiner Kaiserkrone nicht froh geworden war und im übrigen nur der Welt aufs neue bewiesen hatte, bis zu welcher Lächerlichkeit hinab die alte Würde gesunken war. Frankreich, noch dazu durch eine Erkrankung Ludwigs XV. und den Tod seiner geliebtesten Freundin in seiner Entschlossenheit stark gehemmt, zog sich aus dem Kriege zurück, und jetzt sah sich Friedrich der Koalition der Österreicher, Sachsen und Engländer allein gegenüber.

Aber der König blieb hart. „Aus Schlesien kann ich mich so wenig herausschmeißen lassen als aus der Mark; ich werde es verteidigen bis auf den Tod, so gut wie Brandenburg.“ Vom Feldlager in Schlesien aus schrieb er am 17. März an Podewils: „Entweder werde ich keinen Mann nach Berlin zurückbringen, oder wir werden siegreich sein.“ Denn so auch stand die Sachlage:

Siegten die Österreicher, dann war es nicht nur um Schlesien, sondern um den ganzen Staat geschehen. Aber: „Welcher Schiffskapitän ist feige genug", sprach Friedrich, „wenn er sich von Feinden umringt sieht, wenn er alle Anstrengungen gemacht hat, sich loszureißen und keine Rettung mehr erblickt, daß er da nicht hochherzig die Lunte in den Pulverraum wirft, um dem Feind die Erwartung zu trügen?"

Solche lodernde Zuversicht, solches Vertrauen auf seine Sache und sich selbst belebten auch die preußische Armee. Am 4. Juni 1745 wankten Österreichs Heer und Staat vor den Streichen von Hohenfriedberg. „Unsere besten Alliierten, die wir haben, sind unsere Truppen", rief der König voller Stolz aus. „Ich habe Offiziere gesehen, die lieber starben als wichen; ich habe gesehen, wie sie selbst und die Gemeinen in ihrer Mitte keinen mehr dulden wollten, der Schwächeanwandlungen gezeigt hatte, von welchem man in andern Heeren sicher kein Aufhebens machen würde; ich habe Offiziere und Soldaten erlebt, die schwer verwundet sich weigerten, ihren Platz zu verlassen und sich nach einem Verband umzusehen. Mit solchen Truppen würde man die ganze Welt bändigen, wären nicht ihnen die Siege selbst so verhängnisvoll wie den Feinden."

Aber es bedurfte noch weiterer Mühen, um Maria Theresia zum Frieden zu zwingen. England und Rußland, vor allem das letztere, das einer Waffenkoalition mit der Kaiserin-Königin nicht abgeneigt gewesen wäre, zogen sich immerhin von ihren Verhandlungen mit Wien jetzt zurück. Die Sachsen standen in ihrem eigenen Lande, um es zu beschützen, während Friedrich den Österreichern in Böhmen gegenüber Wache hielt. Drei neue Schläge folgten im Abstand weniger Monate. Am 30. September errang Friedrich einen glänzenden Sieg über die Österreicher bei Soor, während dann der alte Kämpe, Fürst Leopold von Dessau, am 15. Dezember bei Kesselsdorf seine letzte und glänzendste Waffentat verrichtete, an welchem Tage er die Sachsen unter Rutkowski zu Paaren trieb. Ein paar Wochen vorher hatte der kühne Husarengeneral Hans Joachim von Ziethen schon ihre Vorhuten bei Katholisch-Hennersdorf in die Flucht geschlagen. Die vier glänzenden Siege dieses Jahres belehrten Maria Theresia endlich, daß Schlesien vorläufig für Habsburg unwiderruflich verloren sei. Am Weihnachtsmorgen 1745 unterzeichneten ihre Beauftragten zu Dresden den Frieden, der erneut Preußen den Besitz der eroberten Provinz bestätigte, während Friedrich sich bequemte, die Wahl des

Gemahls Maria Theresias, des Großherzogs Franz von Lothringen, zum deutschen Kaiser anzuerkennen. Es war ja auch nur ein Titel, der damit vergeben wurde... „Ich werde fortan keine Katze mehr angreifen", schwur der König, „es sei denn, um mich zu verteidigen. Für mich liegt mehr wahrhafte Größe darin, für das Glück meiner Untertanen zu sorgen als für die Ruhe Europas."

*

Die hart errungene neue Provinz brachte Friedrich sehr bald größte Sympathien entgegen. Die Bevölkerung Schlesiens hatte zu einem sehr großen Teile auch Protestanten umfaßt, die jetzt in ihrem Bekenntnis nicht mehr behindert wurden. Doch nach seinem Ausspruch: „In meinem Staate kann jeder nach seiner Fasson selig werden!" erfuhren die schlesischen Katholiken die gleiche Duldung. Die Schäden der Kriegsjahre wurden schnell überwunden, die Geburtenziffer stieg, Handel und Wandel blühten, und Schlesien erlebte einen Aufschwung, wie er unter habsburgischer Verwaltung niemals eingetreten wäre. Ganz Preußen sollte erkennen, daß der königliche Kriegsheld auch ein wahrhafter Friedensfürst war, dem alle seine Länder am Herzen lagen. Auf der großen Grundlage, die sein Vater geschaffen hatte, baute Friedrich weiter auf und blieb wie jener der Präsident seiner Minister: „Nach unsern Verwaltungseinrichtungen tut der König im Staate alles, und die andern Behörden führen eine jede in ihrem Bezirke nur das aus, was ihres Amtes ist."

Auf dem Gebiete des Rechtswesens zeigte sich der junge König als ein Neuerer. Die unendlichen Förmlichkeiten, durch die die Rechtsmaschine schwerfällig und schleppend geworden war, wünschte Friedrich durch eine Neuorganisation beseitigt zu wissen. Der schon siebenundsechzigjährige Minister Cocceji schien ihm der rechte Mann, um durchgreifende Veränderungen ins Werk setzen zu können. In Pommern griff sein Vertrauter zuerst zu und erreichte es, daß die ungeheure Summe von zweitausendvierhundert Prozessen, die zum Teil schon Jahrzehnte schwebten, in der kurzen Frist von acht Monaten erledigt wurden. Die Ausarbeitung einer besonderen Prozeßordnung für diese preußische Provinz folgte, auf Grund derer Cocceji zum Großkanzler ernannt wurde mit dem Auftrage, eine Reform des gesamten Justizwesens vorzunehmen. Er unterzog sich ihr mit edlem Eifer, entließ eine Unzahl untauglicher Richter und führte die Grundlagen des Rechtes auf klare und eindeutige Prinzipien in seinem Entwurf: „Projekt des Corporis juri Frideriziani" zurück. „Seine Tugend

und Rechtschaffenheit", urteilte der König über Cocceji, „sind der schönen Tage des römischen Freistaats würdig." Ganz Europa bewunderte die preußische Justizreform. Auch über dem König, so rang sich Friedrich durch, hat das Recht zu stehen, und niemals versuchte er den Gang der Prozesse zu behindern, es sei denn, ein offenbares Unrecht rief ihn auf den Plan. Allen Menschen ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen sollte fortan eine unparteiische Rechtsprechung gewiß sein. Die Richter sollten sich erinnern, daß sie vor dem gerechten Stuhl Gottes zu verantworten hätten, welchen Spruch sie fällten, und sich dabei hüten, daß die Seufzer der Witwen und Waisen, auch anderer Bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen möchten.

Auch des Bauerntums und seiner Pflege nahm sich Friedrich tatkräftig an. „Wahrer Reichtum ist nur das, was die Erde hervorbringt. Die Bauern sind die Pflegeväter der Gesellschaft, sie muß man zum Ackerbau ermuntern, darin besteht der wahre Reichtum des Landes." Friedrich führte auch hier nur aus, was sein Vater schon geplant hatte. Er ließ den Oderbruch trockenlegen und verwandelte dadurch in jahrelanger Arbeit vierzehn Quadratmeilen ungenutzten Landes in gesegneten Ackerboden. Das war ebensoviel wert als die kriegerische Eroberung einer Provinz. An neunzig neue Dörfer entstanden in Pommern. Aus der Umgebung des Königs urteilte jemand: „Ich kann nicht leugnen, wer solche Orte fertig aufgebaut und mit hundertundfünfzig bis zweihundert Seelen besetzt sieht, wo sich vor einigen Jahren noch die wilden Tiere aufhielten, der muß sich über des Königs Anordnung zur Wohlfahrt der Armee und der Lande ohne Unterlaß freuen." Heute noch weisen diese Siedlungen durch ihre Namen auf ihren Ursprung hin; nach der Meinung des Königs, „daß je simpler solche Namen seien, je besser es damit wäre", taufte man sie nach bekannten Männern der damaligen Zeit, Zivil und Militär: Coccejendorf, Blumenthal, Forkadenberg, Podewilshausen usw. Durch alle solche und andere Maßnahmen brachte es Friedrich soweit, daß die Volkszahl seiner Lande vom Frieden von Breslau bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges, also in einer Zeit von elf Jahren, um vierhunderttausend Menschen stieg; das bedeutete eine Vermehrung um ein Zehntel der Gesamtbevölkerung.

Mußte Preußen, als Friedrich es aus den Händen seines Vaters übernommen hatte, als ein reiner Agrarstaat gelten, so tat der König doch viel, um auch ein industrielles Wachstum und alle Zweige des Handels zu fördern. „Wir

haben Häfen, Flüsse und Fahrzeuge; was uns fehlt, ist nur ein wenig mehr Betriebsamkeit und einige Großhändler, die hinreichend reich sind, um die neuen Unternehmungen zu betreiben; die Zeit und unablässige Hingebung werden das übrige tun.“ Schon der Große Kurfürst hatte ein Interesse für die Schiffahrt bewiesen; so darf man den Anfang einer deutschen Kriegsmarine auf die neun brandenburgischen Schiffe zurückführen, deren Besatzung unter Benjamin Raule 1683 einen Streifen an der afrikanischen Goldküste besetzte und die Kolonie Groß-Friedrichsburg gründete, die 1721 wieder aufgegeben werden mußte. Friedrich dachte nicht etwa an eine „Seemacht Preußen“, denn das wäre ein utopischer Gedanke gewesen. Doch sprach er es zukunftweisend aus: „Ich werde es niemals vollendet sehen, aber die Nachwelt kann es erleben, wenn sie den Plan weiter verfolgt und sich der geeigneten Mittel zur Ausführung bedient.“ Ihm genügte, daß jetzt preußische Handelsschiffe bis in die chinesischen Häfen vordrangen; im Juli 1753 kam das erste von ihnen, der „König von Preußen“, mit einer Fracht, die sich aus Tee, Ballen von Rohseide, seidenen Fertigwaren und Porzellanwaren zusammensetzte, aus Kanton zurück; man erzählte sich, daß die betreibende Gesellschaft die damals ungeheure Summe von annähernd zweihunderttausend Talern aus diesem Geschäft ziehen konnte.

Trotz aller dieser angestrengten Arbeit, die ihn vom frühesten Morgen an bis tief in die Nacht beschäftigt hielt, gewann Friedrich doch noch Zeit, sich seinen liebsten Neigungen, der Literatur und aller Kunst überhaupt, zuzuwenden. „Seit meiner Kindheit“, so bekannte der König, „habe ich die Kunst, die Literatur und die Wissenschaften geliebt, und wenn ich zu ihrer Verbreitung beitragen kann, so gebe ich mich dem mit aller der Leidenschaft hin, deren ich fähig bin, weil es in dieser Welt kein wahres Glück ohne sie gibt.“ Voltaire, der große französische Schriftsteller und Philosoph, wurde nach Sanssouci berufen, jenem ganz aus friderizianischem Geiste und Kunstverstand entstandenen Schlößchen, das am 1. Mai 1747 eingeweiht wurde. Er und viele geistreiche Männer der Zeit, ein Maupertuis, ein Jordan, Winterfeld und andere versammelten sich hier zu der berühmten Tafelrunde von Sanssouci. Die Begegnung der beiden Männer, Friedrichs und Voltaires, war anfänglich für sie von größtem Nutzen, denn ihre Geister regten sich wechselseitig an. Aber bald ließ sich der Franzose in dunkle Geschäfte mit Juden ein, Mißstimmung kam auf, und Voltaire mußte Preußen verlassen. Er rächte sich in seiner niederträchtigen

Art durch anonyme Schmähschriften über den preußischen Hof, die er in der Welt verbreitete. Es zeugt von dem hohen Charakter des Königs, wenn er für diese Gemeinheiten des ehemaligen Günstlings, der ihm so viel zu verdanken hatte, nur solche Worte gebrauchte: „Ich bin ganz stolz darauf, einem armen Autor, der ohne seine Beleidigungen gegen mich vielleicht Hungers sterben würde, Honorar einzutragen. Man muß eitler sein, als ich es bin, um sich über derartiges Gekläff zu ärgern."

Mit seiner Familie suchte der König enge Verbindung zu halten. Eine Ausnahme bildete allein die ihm durch den Gewaltspruch seines Vaters als Gemahlin aufgezwungene Königin, Christine von Braunschweig-Bevern. Er hat sich niemals näher um sie gekümmert, obwohl er es keineswegs an der nötigen Achtung fehlen ließ, die ihr als Königin von Preußen zukam. Mit besonderer Zuneigung hing Friedrich an seiner Mutter Sophie Dorothea und an seiner Schwester Wilhelmine von Bayreuth. Man erzählt, daß die hauptsächlich durch die falschen Dispositionen des Königs verlorene Schlacht von Hochkirch darauf zurückzuführen gewesen sei, weil er kurz vorher die Nachricht von der Todeskrankheit der Markgräfin erhalten habe. Ein ausgesprochener Gegner des Königs trotz aller Versuche Friedrichs blieb sein Bruder Prinz Heinrich. Um ihn sammelte sich die Fronde der Mißvergnügten am preußischen Hofe.

*

Maria Theresia hatte den Verlust Schlesiens keineswegs verwunden. Die Politik des kaiserlichen Hofes in Wien nahm jetzt ein Staatsmann in die Hand, der Friedrich von Preußen gewiß als ebenbürtig erachtet werden kann: Graf Wenzel von Kaunitz. Von ihm stammt das berühmte Wort: „Vieles erscheint schwer, weil es nicht gewagt wird; vieles wird nicht gewagt, weil es zu schwer erscheint!" Sein Ziel war kein größeres, als trotz der ewigen Gegensätze zwischen Wien und Versailles, zwischen Bourbon und Habsburg Frankreich zu einem Bündnis mit Österreich wider Preußen zu bewegen. Auch Friedrich, der durch seine Geheimagenten über die Machenschaften des Wiener Hofes gut unterrichtet war, blieb nicht untätig. Im Januar 1756 schloß er mit England zu Westminster einen Neutralitätsvertrag, wobei dieses sich verpflichtete, im Kriegsfalle an Preußen Hilfsgelder zu zahlen. Kaunitz benutzte diesen Umstand, um Frankreich ganz zu Österreich hinüberzuziehen. Die kolonialen Streitigkeiten zwischen Engländern und Franzosen in den nordamerikanischen Kolonien boten

die Handhabe dazu. Auch Elisabeth von Rußland konnte als dritte Macht gewonnen werden. Sachsen war ohne weiteres als Gegner Preußens zu betrachten. Aus der Kanzlei seines Ministers, des berüchtigten Grafen von Brühl, erhielt dann Friedrich auch durch seinen Spion, den Kabinettsrat Menzel, Kenntnis von dem gesamten Briefwechsel der europäischen Mächte, der die Einkreisung Preußens endgültig bewies. Durch den holländischen Gesandten in Petersburg erfuhr der König im Juli 1756 ferner, daß die feindliche große Koalition im Jahre 1757 loszuschlagen gedenke, da Rußland zur Zeit mit seinen Vorbereitungen noch nicht fertig sei. Da gab es für den König keinen Zweifel mehr: er mußte dem gefährlichen Anschlag zuvorkommen. So überschritten am 29. August 1756 siebzigtausend Mann preußischer Truppen die sächsische Grenze, der Siebenjährige Krieg hatte begonnen.

Man hat, nicht ganz mit Unrecht, diesen Einfall Friedrichs in Sachsen mit dem Durchmarsch der deutschen Armee durch Belgien bei Beginn des Weltkrieges verglichen; beide Male kann von einem Überfall im Frieden gesprochen werden, wenn man auf dem Schein besteht, in Wahrheit aber — so liegt es urkundlich fest — war weder das Sachsen von 1756 noch das Belgien von 1914 ein neutrales Land mehr, sondern hatte sich längst insgeheim mit den Feinden Preußens und des Deutschen Reiches verbunden. Wie 1914, so benutzte die Welt schon 1756 diesen Einmarsch, um den König von Preußen, der so klug ihrem längst beabsichtigten Anschlag zuvorgekommen war, als einen Friedensbrecher und Störer des Völkerrechts hinzustellen. Jetzt zeigt sich der Unterschied zwischen dem Staatsmann Friedrich 1756 und dem Reichskanzler von Bethmann-Hollweg 1914. Sofort nach seinem Einrücken in Dresden bemächtigte sich der König jener Geheimpapiere, die er in der Abschrift seines Spions schon kannte, und ließ sie ebenso schnell in einer Schrift veröffentlichen, die den Titel trägt: „Deklaration derjenigen Gründe, welche Seine Königliche Majestät in Preußen bewogen, mit dero Armee in Seiner Königlichen Majestät von Polen und Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen Erblande einzurücken." Wir lesen in dieser Flugschrift, die allen Höfen übersandt wurde, unter anderem folgendes: „Seine Königliche Majestät von Preußen bezeugen vor Gott und der ganzen Welt, daß Sie sich nimmermehr zur Ergreifung dergleichen Maßnahmen resolviert haben würden, wenn nicht die Gesetze des Krieges, die jetzigen unglücklichen Zeitläufte und die Sicherheit ihrer eigenen Lande Dieselbe dazu gleichsam gezwungen hätten, da der Chur-Sächsische Hof mit den Feinden Sei-

ner Majestät die gefährlichen Verbindungen eingegangen, deren Truppen zu letzteren stoßen zu lassen und nicht nur Seiner Königlichen Majestät Schlesische Lande feindlich angefallen, sondern auch den perniziösen Vorsatz gehabt, Höchstdenselben in dem innersten Dero Staaten anzugreifen." Der Reichskanzler des Deutschen Reiches von 1914, Bethmann-Hollweg, fand dagegen im Reichstage jene unglückliche Redewendung, die den deutschen Einmarsch in Belgien als eine Art Unrecht, das wiedergutgemacht werden müßte, bezeichnete. Die feindliche Propaganda zog daraus ihren höchsten Nutzen. Friedrich der Große, kaum daß sich die Gegner auf diese Flugschrift hin gerührt hatten, ließ noch eine zweite veröffentlichen: „Gründlicher und überzeugender Bericht von dem Betragen derer Höfe zu Wien und Dresden und ihren gefährlichen Anschlägen wider Königliche Majestät von Preußen mit den zum Beweise gehörigen Original-Beilagen und Briefen." Auch diese Arbeit erschien noch im Jahre 1756.

Friedrich hatte gehofft, wie in den vorangegangenen schlesischen Feldzügen mit ein paar wuchtigen Schlägen den Krieg beenden und die feindliche Koalition sprengen zu können, noch ehe sie geschlossen wirksam geworden war. Das erwies sich als trügerisch. Am 1. Oktober 1756 kam es bei Lobositz zur Schlacht. Die Österreicher unter Brown, dreiunddreißigtausend Mann stark, wurden vollständig geschlagen, und bei Pirna umzingelte Friedrich das sächsische Heer, das sich ihm halb verhungert am 16. Oktober 1756 ergeben mußte. Sachsen wurde damit zu einer Operationsbasis für den künftigen Feldzug, und die Preußen bezogen in dem eroberten Land ihre Winterquartiere.

Im nächsten Jahre trat auch Frankreich offen auf den Plan, und Schweden erklärte an Preußen den Krieg. Wie im Weltkriege die Entente, so teilte jetzt die große Koalition schon im voraus ihre Siegesbeute. Rußland verlangte Ostpreußen, Sachsen beanspruchte Magdeburg und Halberstadt, Österreich Schlesien und Teile der Lausitz, Frankreich wünschte Entschädigung, weil es an den preußischen Gebieten nicht unmittelbar interessiert war, in Belgien und Luxemburg. An eine Niederlage glaubte niemand im Vertrauen auf die überwältigende Übermacht der Verbündeten. „Es ist also mit unsern Umständen kein Kinderspiel", schrieb Friedrich an seinen treuesten Freund, den General von Winterfeld, „sondern es geht um Kopf und Kragen; indessen meine Resolution ist auf alle Fälle genommen, und ich werde mich bis auf den letzten Mann wehren." So ernst blickte Friedrich in die Zukunft, daß er seinem Minister, dem Grafen von Finckenstein, sein Testament übergab, in dem sich für den Fall,

daß er getötet oder gefangengenommen würde, die wunderbaren Worte finden: „Geschähe mir solches Unglück, so will ich für den Staat mich opfern, und man muß dann meinem Bruder gehorchen, der ebenso wie meine sämtlichen Minister und Generäle mit dem Kopfe mir dafür verantwortlich sein soll, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbieten soll, sondern den Krieg fortsetze und seine Vorteile verfolge, ganz als wäre ich nie auf der Welt gewesen."

Bei Prag stieß Friedrich am 6. Mai 1757 wieder mit den Österreichern zusammen. In einer blutigen Schlacht, in der der Sieger von Mollwitz, Generalfeldmarschall von Schwerin, den Heldentod starb, wurden sie geworfen, doch am Unglückstage von Kolin erfuhr Friedrich durch den österreichischen Feldherren Daun eine schwere, seine erste Niederlage: seine Unterführer hatten entscheidende Anordnungen des Königs nicht verstanden. Jetzt waren auch die Franzosen in Thüringen eingefallen, verstärkt durch Truppen der Reichsarmee, die Maria Theresia gegen den verhaßten Feind aufgeboten hatte. Bei Gotha scheuchte der kühne Reitergeneral Friedrich Wilhelm von Seydlitz die feindlichen Feldherrn, den französischen Prinzen Soubise und den Herzog von Hildburghausen, unsanft mit seinen Husaren und Dragonern vom Mittagsmahle auf. Am 5. November dann schlug der große Friedrich bei Roßbach die Franzosen so aufs Haupt, daß sie im Laufen nicht mehr innehielten, bis sie den Rhein erreicht hatten.

Die Wirkung dieses Sieges war in ganz Deutschland eine ungeheure und übertraf noch jene der Schlacht bei Prag. Der König von Preußen war mit einem Male in aller Munde, sein Name verband Ost und West, Nord und Süd, er ersetzte, wie der englische Historiker Macauley schrieb, den Deutschen so etwas wie die fehlende gemeinsame Hauptstadt: ein deutsches Nationalgefühl begann zu erwachen. Endlich hatte ein deutscher Fürst gründlich den welschen Übermut aufs Haupt getroffen. War es bei der Zersplitterung des Reiches, seiner hoffnungslosen Ohnmacht — die so recht wieder die zusammengelaufene Reichsarmee bewiesen hatte, die keiner ernstnahm, ob er nun für oder gegen Preußen gesonnen war — noch kaum möglich, daß die Deutschen schon wieder „national" dachten, so waren sie doch allesamt um diese Zeit „fritzisch" gesonnen.

In Schlesien hatten sich unterdessen die Dinge zuungunsten Preußens verändert, so daß Friedrich in Eilmärschen nach der bedrohten Provinz rückte,

wo eben seine Truppen unter Braunschweig-Bevern eine empfindliche Schlappe erhalten hatten. Bei Leuthen griff der König, abermals wie bei Kolin im Vertrauen auf die damals fehlgeschlagene schiefe Schlachtordnung, den dreimal stärkeren Österreicher unter Daun und Karl von Lothringen an und errang seinen glänzendsten Sieg, der die schon hoffnungslose Lage so verwandelte, daß der König ohne Verlust aus diesem zweiten Feldzugsjahre hervorging.

Aber es waren der Hunde zu viel, die das edle Wild jagten. Während der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Friedrichs Verbündeter, im nächsten Jahre die Franzosen in Hannover und Westfalen schlug, fielen die Russen ein, besetzten ganz Preußen und belagerten schon Küstrin. Da gelang es Friedrich, der aus Schlesien mit einer Armee herbeieilte, sie in der blutigen Schlacht von Zorndorf am 25. August 1758 zurückzuwerfen. Schon rief neue Not den König nach der hart umkämpften Provinz zurück. Hier gelang Daun ein nächtlicher Überfall auf Friedrichs festes Lager bei Hochkirch; nur dem Zaudern des Feldherrn, der seinen Sieg nicht ausnutzte, war es zu verdanken, daß auch dieses dritte Jahr des Krieges noch gut beendet werden konnte. Die Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759 brachte dann den König um Haaresbreite dem Ende entgegen. Den vereinigten Kräften der Russen und Österreicher hatte sein Heer trotz aller Tapferkeit nicht widerstehen können. Nur die Uneinigkeit unter den verbündeten Siegern rettete Preußen. In Sachsen folgte ein neuer Fehlschlag: der preußische General Finck mußte sich bei Maxen einer feindlichen Übermacht, die ihn vollständig eingeschlossen hatte, ergeben. Allein der Braunschweiger focht noch siegreich gegen den französischen Marschall Broglie.

Seit 1760 sah jeder in Europa Preußens endlichen Fall voraus. Die Armee des Königs lag längst auf den Schlachtfeldern, der Ersatz war kaum ausgebildet, und das Offizierkorps bestand zum Teil aus Knaben. Die Finanzen waren völlig erschöpft, denn auch England trat 1761 von seinem Vertrage zurück. Es gibt nur noch eine Seele des Widerstandes: das ist der Preußenkönig. Äußerlich schon ein alter Mann, von Gicht geplagt, die lange Feldnächte ihm eingetragen hatten, durchaus auch sonst nicht von der besten Gesundheit, verliert Friedrich doch nur selten die Feuerkraft seiner großen Seele. Wohl hat er vorübergehend, so nach der Kunersdorfer Unglücksschlacht, daran gedacht, Gift zu nehmen, aber das sind nur kurze Depressionen. Er will das Wort wahr machen, das er an Voltaire schrieb:

„Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben!"

Und es war bewundernswert, wie dieser Mann noch jedesmal, wenn die feindlichen Heere ihn schon gestellt glaubten, wie ein Sturmwind über sie kam und Siege hämmerte, wie die bei Liegnitz und Torgau. Im Jahre, in dem diese Schläge fielen, wuchs auch allgemein die Friedenssehnsucht aller an dem Kriege beteiligten Mächte; nur Wien blieb unerbittlich. Friedrich, zu schwach, um noch offene Feldschlachten ohne Not wagen zu dürfen, ging jetzt ganz zur Defensive über und bezog bei Bunzelwitz ein festes Lager. Da starb Anfang 1762 eine seiner verhaßtesten Feindinnen, die Zarin Elisabeth von Rußland. Ihr Nachfolger, der Großfürst Peter III., war ein eifriger Bewunderer des großen Königs und schloß sofort mit Preußen Frieden. Bald darauf trug der Zar Friedrich gar ein Bündnis an; da wurde er auf Veranlassung seiner Gemahlin Katharina, nachmals die Große genannt, ermordet. Aber noch vorher hatte Friedrich seinen letzten Sieg bei Burkersdorf erringen können. Prinz Heinrich und Seydlitz schlugen bei Freiberg die Reichsarmee, und jetzt endlich war Maria Theresia zum Frieden geneigt. So sehr Friedrich ihn brauchen konnte, in nichts verschlechterte er durch Klagen seine politische Stellung. „Ich habe einige Vorteile gehabt, die mich jetzt besser als ehedem in den Stand setzen, zu verhandeln", schrieb er an Katharina von Rußland, die vermitteln wollte, und ließ die andern wissen: „Rechnet ja nicht darauf, ein Dorf oder einen Groschen von mir zu bekommen." Zu Hubertusburg kam dann am 15. Februar 1763 das Friedenswerk zustande, das Preußens Eroberungen in den ersten schlesischen Kriegen bestätigte: Schlesien und Glatz blieben unwiderruflich bei Preußen.

So schien es auf den ersten Blick nicht viel, was die ungeheure Anstrengung der sieben Jahre, das Heldentum ohnegleichen, das Preußens König und Volk bewiesen hatten, eintrugen. Und doch war ein Ungeheures geschehen, das dem Schicksalsweg unseres Volkes die neue und leuchtende Bahn vorzeichnete: Preußen hatte sich als eine Großmacht neben dem Staat der Habsburger und gar noch stärker als dieser durchgesetzt und behauptet; denn nur mit Hilfe ihrer zahlreichen Verbündeten hatte die Kaiserin-Königin solange zu bestehen vermocht. Fortan beherrscht der Dualismus dieser beiden Reiche, Österreichs und

Preußens, die deutsche Geschichte; aber es sollte noch ein ganzes Jahrhundert darüber vergehen, ehe das letztere zum Segen der Nation den gordischen Knoten zerhieb und den Weg für ein zweites Deutsches Reich eröffnete, dem der große Friedrich in Armee und Staat das Fundament gemauert hatte.

*

Dreiundzwanzig Jahre noch nach diesem Hubertusburger Frieden regierte König Friedrich der Einzige. Nur einmal in dieser langen Zeit mußte er das Schwert zücken, ohne daß es zu einem wesentlichen Blutvergießen gekommen wäre, als 1777 die bayrische Kurlinie erlosch und Österreich Lust auf Bayern verspürte. Bald aber einigten sich Preußen und Österreich.

So hatte der „alte Fritz", wie ihn jetzt der Volksmund nannte, Muße genug, in harter und entsagungsvoller Arbeit die Wunden des Siebenjahrkrieges zu heilen und seinen sturmerprobten Staat zu neuer Blüte zu führen. Das stehende Heer wurde noch bedeutend vermehrt, und durch die erste Teilung Polens, dessen innere Zustände völligem Chaos gleichkamen, gewann Preußen das Bistum Ermland, Westpreußen und den Netzedistrikt. Der König vollbrachte in diesen dem Deutschtum zurückgewonnenen Gebieten, deren Einwohner fast sämtlich von deutscher Abkunft waren, Nachkommen jener Einwanderer zur Zeit des deutschen Ritterordens, eine unerhörte Kolonisationsleistung; der Bromberger Kanal von der Brahe zur Netze wurde durchgeführt, der Oder-Warthe- und Netzebruch trockengelegt und noch vieles mehr. Der Ruhm, den sich Friedrich als Friedensfürst hier und überall in seinen Ländern errang, war noch geeignet, seinen unsterblichen Kriegsruhm zu übertreffen. Als der große König am 17. August 1786 starb, waren seine letzten Gedanken:

„Meine Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüte bis an das Ende der Zeit fortdauern!"

*



Ein Garde-Grenadier Friedrichs des Großen.

Die französische Revolution, Napoleon und das Ende des ersten Reiches

Während inmitten der Zerrissenheit des Deutschen Reiches unter den großen Hohenzollern in Preußen ein Staat heraufgestiegen war, in dem alle noch hoffenden Deutschen schon jetzt einen Anwalt für die deutsche Zukunft verspüren mochten, ging das französische Königtum — nicht so die französische Nation! — seinem schnellen Verfall entgegen. Die maßlose Verschwendungssucht, die schon unter dem vierzehnten Ludwig begonnen hatte, stieg unter seinen Nachfolgern bis ins Ungemessene. Hof, Adel und Kirche lebten auf Kosten der übrigen Bewohner des Staates, die nach Kräften unterdrückt wurden. Schon längst hatte sich im Literarischen ein neuer Geist aufgemacht, der das kommende Zeitalter ankündigte. Die Schriften der „Aufklärer", Diderots, d'Alemberts, vor allem Jean Jaques' Rousseaus hatten in ganz Europa Anklang gefunden. Man weiß, auch Friedrich der Große war diesen Ideen zugeneigt; man nannte ihn deshalb den aufgeklärten Herrscher auf dem Thron. Aber es bedurfte erst des Anstoßes von außen, um das Königtum der Bourbonen in einem Meer von Blut und Brand untergehen zu lassen, ohne daß sich an dem klaren Zukunfts- und Lebenswillen der französischen Nation dadurch auch nur etwas geändert hätte; vielmehr verfolgte diese die alten Eroberungsziele ihres Staates jetzt nur noch um so leidenschaftlicher und zielbewußter.

In einem langwierigen und von wechselvollen Ereignissen begleiteten Kriege hatten sich die englischen Kolonien in Nordamerika unter Washington und Franklin, nicht zuletzt auch durch die Reorganisation des amerikanischen Heeres unter dem preußischen General v. Steuben 1783 vom Mutterlande endgültig losgesagt und ihre staatliche Unabhängigkeit erklärt. Die allgemeine Stimmung in Frankreich hatte auf seiten der Amerikaner gestanden, Männer wie Lafayette nahmen gar selbst am Kriege teil, so daß schließlich auch die Krone die junge Republik offen unterstützte. Der Sieg Nordamerikas entflammte viele Herzen in Frankreich, und als trotz aller Bemühungen das

Königtum es nicht verstand, die drückende Mißwirtschaft zu beseitigen, als überall der Hunger auftrat, während der Hof keinen Mangel litt, da begann der Brand aufzulodern, den wir die französische Revolution nennen. Wäre Ludwig XVI., der schuldlose Erbe schuldhafter Vorgänger, ein wahrer König gewesen, hätte er auch noch nach dem berühmten Sturm auf die Bastille — dem Staatsgefängnis in Paris — des Aufstandes leicht Herr werden können. So aber schwankte er hin und her und wurde bald zu einem Gefangenen des Volkes, bis dann sein Haupt samt dem seiner Gemahlin, Marie Antoinette, einer Tochter Maria Theresias, unter dem Fallbeil der Guillotine fiel. Im Geschrei des Kampfrufes: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" wurde Frankreich ein Spielball der verschiedensten Parteien, immer schlimmer stieg der Radikalismus; ein Danton, ein Robespierre schwelgten im Rausche des unmäßig vergossenen Blutes, bis aus dem Wirrwarr ringsum, dem Hin und Her der Parlamente, dem unfruchtbaren Taumel einer Massenherrschaft der Mann erwuchs: Napoleon.

Nicht also 1789, sondern erst als Napoleon über Frankreich gebietet, dringt das Ereignis der französischen Revolution auch in den Kreis unseres Volkes ein. Denn ihre Ideen gelangten in Deutschland kaum über eine gewisse Schicht hinaus und fanden politisch keinerlei Eingang. Vielmehr rüsteten sich die europäischen Höfe, solange Ludwig XV. noch lebte, den Bourbonen den Thron wiederzugewinnen. Unter dem vom großen Friedrich her noch berühmten Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig überschritten preußische und österreichische Truppen die französische Grenze. Nach der bald erfolgenden Einnahme von Verdun und Longwy wurde die Kriegsführung jedoch immer lässiger betrieben, während die Franzosen, angestachelt durch die begeisterten Reden ihrer Volkstribunen, alle Kräfte zum Widerstand zu sammeln trachteten. Nun war wohl patriotisches Hochgefühl allein nicht imstande, zu ersetzen, was den schlecht und recht aufgestellten Revolutionstruppen an Disziplin und Erfahrung fehlte. Bei Valmy, am 20. September 1792, holten sie sich daher eine empfindliche Schlappe, die vernichtend hätte werden können, sofern der Braunschweiger sie entsprechend ausgenutzt hätte; aber der schon alte Mann machte nicht einmal einen Versuch dazu. Kaum acht Wochen darauf wurden gar die Österreicher bei Jemappes in der Gegend von Mons durch den Ungestüm der Truppen des französischen Generals Dumouriez geschlagen, und jetzt ergoß sich die Flut der Revolutionsscharen bis über den



19. Oktober 1813. Die Monarchen in Leipzig.

Nach der großen Schlacht bei Leipzig, bei der die Heere Preußens, Österreichs, Rußlands und Schwedens in einer Stärke von 300000 Mann gegen 200000 Soldaten Napoleons kämpften und diese besiegten, trafen sich am Nachmittag des 19. Oktober 1813 der König von Preußen, der Kaiser von Rußland mit dem österreichischen Feldherrn Fürst Schwarzenberg und später auch dem Kaiser von Österreich unter dem Jubel der Bevölkerung. Der Erfolg dieses Ringens war zunächst der Rückzug Napoleons, der bei Mainz den Rhein überschritt und Deutschland damit räumte.

Bild 97.



Wilh. Schadow. Blücher.

Gebhard Leberecht von Blücher (geb. 1742, gest. 1819) stand zu Beginn des Siebenjährigen Krieges in schwedischen Diensten und trat nach seiner Gefangennahme in die preußische Armee über. Seiner Tapferkeit und Schnelligkeit wegen wurde er „Marschall Vorwärts" genannt.

Bild 98.



1. Januar 1814. Blüchers Rheinübergang bei Caub.

Als Ende 1813 der österreichische Minister Metternich dem Kaiser Napoleon den Rhein als Grenze antrug, fand er den empörten Widerstand Blüchers, Gneisenaus und des Freiherrn vom Stein. Die verbündeten Herrscher von Rußland und Preußen hatten ihr Hauptquartier in Frankfurt aufgeschlagen und schickten sich an, den Rhein mit ihren Heeren zu überschreiten. Denkwürdig ist die Neujahrsnacht 1814, als zuerst die schlesische Armee den Rhein überschritt. Blüchers Armee wurde bei Caub in der Nacht auf einer schnell aufgeschlagenen Brücke unter Führung von General York und dem Russen Langeron auf die andere Rheinseite überführt und nahmen, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, Nancy.

Bild 99.



1814. „Nach Paris".

Auf dem weiteren Vormarsch nach Frankreich 1814 gelang es dem Marschall Vorwärts, Blücher, die Franzosen bei La Rothière aus dem Dorf hinauszutreiben. Leider ließen die Österreicher das Blüchersche Heer im Stich, so daß es Napoleon gelang, dieses bei Vauchamps zu schlagen. Blücher jedoch setzte trotzdem seinen Vormarsch fort und besiegte mit dem Korps des Generals Bülow und dem russischen unter Wintzingerode die Franzosen am 8. März 1814 bei Craonne. Weitere Siege Schwarzenbergs und des Kronprinzen von Württemberg über Napoleon gaben den Weg auf Paris frei, das sich am 30. März übergab. Am 31. März fand der feierliche Einzug der Verbündeten in Paris statt. Napoleon wurde auf die Insel Elba verbannt. Deutschland erhielt die Rheinlande zurück, aber ohne das Elsaß.

Bild 100.



31. März 1814. Übergabe von Paris.

Nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig, wo die verbündeten Heere der Preußen, Russen, Österreicher und Schweden den großen Napoleon besiegten, war Napoleon über den Rhein zurückgegangen. Die Verbündeten folgten über den Rhein nach. Unter wechselvollen Kämpfen, die nur durch das ungestüme Vorwärtsdrängen Blüchers schließlich siegreich endeten, gelang es den Verbündeten, vor Paris Aufstellung nehmen zu können. Die Höhen des Montmartre wurden erstürmt, nachdem ein Kampf um jedes Haus vorausgegangen war. Paris kapitulierte. Am 31. März zogen die Verbündeten feierlich in die Stadt ein. Napoleon wurde auf die Insel Elba verbannt. Am 30. Mai wurde der Friede zu Paris unterzeichnet, der die Rheinlande, allerdings ohne das Elsaß, an Deutschland zurückgab. Die endgültige Regelung über die Verteilung der Länder wurde einem Kongreß zu Wien vorbehalten.

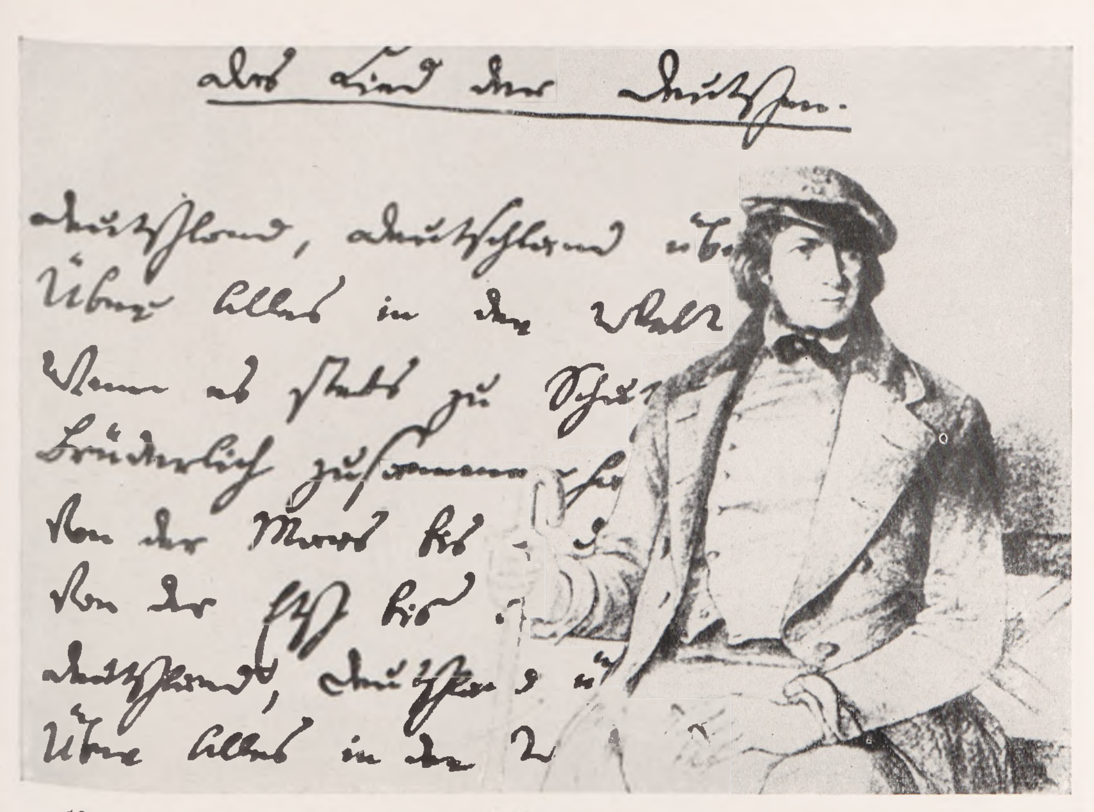
Bild 101.



Wartburgfest.

Am 18. Oktober 1817 wurde auf Anregung der Jenaer Burschenschaft die dritte Jahrhundertfeier der Reformation verbunden mit der Feier der Leipziger Völkerschlacht als Wartburgfest „zwecks Durchdringung des nationalen Bewußtseins in Deutschland", begangen. 500 Studenten fast aller deutschen Universitäten und viele Professoren nahmen daran teil.
Die Regierungen witterten staatsgefährliche Verbindungen, es waren einige Bücher von Schriftstellern nach dem offiziellen Teil ohne Wissen des Festausschusses verbrannt, und diese Schriftsteller veranstalteten Denunziation und Hetze — und die Folge waren die Maßregelungen gegen die Burschenschaften. Am 18. Oktober 1867 wurde das zweite große Wartburgfest gefeiert. Das Wartburgfest im Revolutionsjahr 1848 hatte keinen offiziellen Charakter.

Bild 102.



1841. Hoffmann von Fallersleben. Das „Deutschland-Lied".

Entsprechend meiner Kundgebung zum 11. August 1922

bestimme ich :

Die Reichswehr hat das „Deutschland- Lied"

als Nationalhymne zu führen.

Ausführungs- Bestimmungen erläßt der Reichswehr-

minister.

Berlin, den 17. August 1922.

Der Reichspräsident

Ebert

1922. Der Erlaß ist außer von Ebert auch von dem damaligen Reichswehrminister Geßler unterschrieben.

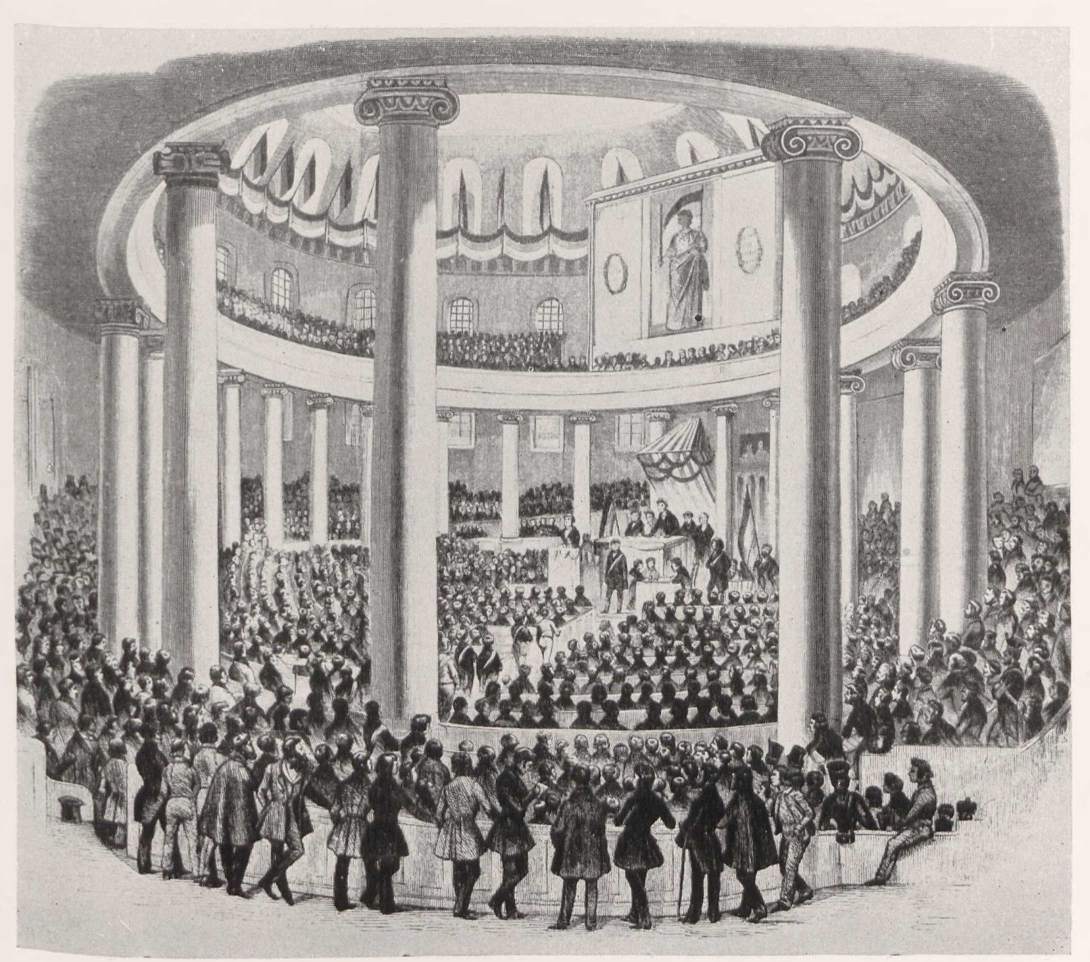


18. März 1848. Straßenkämpfe in der Breiten Straße in Berlin.

Prinz Hohenlohe-Ingelfingen erzählt:

„Die Barrikade in der Breiten Straße mußte nun doch beschossen und gestürmt werden. Dahinter war das dichtbesetzte Rathaus. Die Aufrührer schossen mit allen Arten von Gewehren, aus Kellerfenstern und Dachfenstern, mit Projektilen der verschiedensten und grausamsten Art. Ein unglücklicher Soldat ward schwer verwundet durch einen Schuß Stahlfedern in den Unterleib. Unsere Leute wurden dadurch wütend ... Lange genug hatten sie mit Geduld die Beleidigungen des Pöbels ertragen müssen — —."

Bild 104.



1848. Das deutsche Parlament in der Paulskirche.

Am 18. Mai 1848 wurde in Frankfurt a. M. in der Paulskirche die deutsche Nationalversammlung eröffnet, an der alle deutschen Länder sich beteiligten. Republikaner und Monarchisten berieten miteinander. Es wurde die Bildung eines rein deutschen Bundesstaates beschlossen unter Ausschluß Österreichs und der König von Preußen mit geringer Mehrheit zum Oberhaupt dieses Bundesstaates mit dem Titel eines erblichen Kaisers der Deutschen gewählt. Der König lehnte ab, alle Hoffnungen wurden enttäuscht. Es folgte von seiten der Republikaner ein „Rumpfparlament" in Stuttgart, das später auseinandergejagt wurde. Die revolutionäre Bewegung und die Kämpfe gingen weiter.

Bild 105.



1849. Die deutsche Bundesflotte.

Die deutsche Nationalversammlung beschloß am 14. Juni 1848 die Gründung einer Kriegsflotte und bewilligte 6 Millionen Taler zum Ankauf von Schiffen. Um den Besitz von Schleswig brach zwischen Dänemark und dem deutschen Bunde im Jahre 1849 ein Krieg aus. Die Dänen beschlagnahmten gleich zu Beginn eine größere Anzahl preußischer Schiffe. Am 5. April 1849 wurde in der Seeschlacht bei Eckernförde ein dänisches Schiff in Brand geschossen. Die dänische Fregatte „Gefion" ergab sich, wurde in Eckernförde umgetauft und der Bundesflotte einverleibt. Am 4. Juni fand auch ein unbedeutendes Gefecht zwischen einer dänischen Korvette und drei Bundesdampfern statt.

Höchstbestand der damaligen deutschen Seemacht 8 Dampfer, 1 Segelfregatte, 27 Kanonenboote. Sie fand 1853 ein unrühmliches Ende. Die Schiffe wurden versteigert und gingen meist in Privatbesitz über. Preußen kaufte die „Barbarossa" und „Gefion", die Preußen vorher verpfändet waren.

Bild 106.



18. April 1864. Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Die Linie der Düppeler Schanzen zog sich in einem geschlossenen Halbkreis vom Alsensund bis zum Wenningbund, beide Flanken waren also an der See angelehnt. Die Front war durch zehn Schanzen, die mit allen Mitteln der neuen Befestigungskunst auf Hügeln angelegt waren und das ganze Vorgelände beherrschten, sehr stark. Die Befestigungen bildeten einen Brückenkopf zu der Stadt Sonderburg auf der Insel Alsen.

Nach zweimonatiger Belagerung wurden die Schanzen am 18. April 10 Uhr vormittags von der dritten Parallele aus überraschend von den Preußen, und zwar von brandenburgischen Regimentern, gestürmt, wobei sie 1100 Mann und 70 Offiziere an Toten und Verwundeten verloren. 1871 wurde dort ein Siegesdenkmal, eine 22 m hohe gotische Spitzsäule aus Sandstein errichtet.

Wenig bekannt dürfte sein, daß am 28. Mai 1848 die deutschen Bundestruppen bei Düppel von den Dänen zurückgeworfen wurden. Am 13. April 1849 wurden die Düppeler Schanzen dann von den Sachsen und Bayern gestürmt. Nach dem Abzug der Reichstruppen zerstörten zunächst die Dänen die Düppeler Schanzen und bauten sie später wieder modern auf.



29. Juni 1864. Übergang nach Alsen.

Im Jahre 1864 brach der Krieg zwischen Preußen-Österreich und Dänemark aus. Preußen und Österreicher marschierten Januar 1864 in Schleswig ein. Ein Teil der Heere drang in Jütland vor, während Prinz Friedrich Carl mit dem preußischen Hauptkorps die Düppeler Schanzen erstürmte. Nach siegreichen Seegefechten, wobei sich die kleine preußische Marine hervortat, fand der Übergang auf das stark befestigte Alsen statt, das eingenommen wurde. Die Dänen flüchteten auf die Insel Fünen, während Preußen und Österreicher ganz Jütland eroberten. Das war das Ende des siegreichen Krieges, der Schleswig-Holstein endlich von dänischer Herrschaft befreite.

Bild 108.



G. Bleibtreu. Königgrätz, 3. Juli 1866.

Als am 2. Juli 1866 König Wilhelm I. mit Bismarck, Moltke und Roon die Nachricht erhielt, daß die Österreicher unter Benedek sich bei Königgrätz zum Angriff sammelten, befahl er, dem Feind durch beiderseitige Flankenangriffe zuvorzukommen, während gleichzeitig Prinz Friedrich Karl in der Front vorstoßen sollte. König Wilhelm selbst übernahm den Oberbefehl. Die Österreicher und Sachsen hatten mit 200000 Mann bei Sadowa Aufstellung genommen. Das Erscheinen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der sehnsüchtig mit seiner Heeresgruppe erwartet wurde, entschied den Kampf und brachte den Sieg. Die Österreicher flohen in voller Auflösung.

Es wird erzählt, daß vor dem Eintreffen des Kronprinzen, als die Schlacht in vollem Gange war, Bismarck besorgt das Gesicht Moltkes beobachtete. Als dieser aber aus der ihm gebotenen Zigarrentasche sich sorgfältig eine Zigarre aussuchte, war Bismarck beruhigt, denn wenn Moltke dazu Zeit hatte, stand es gut.

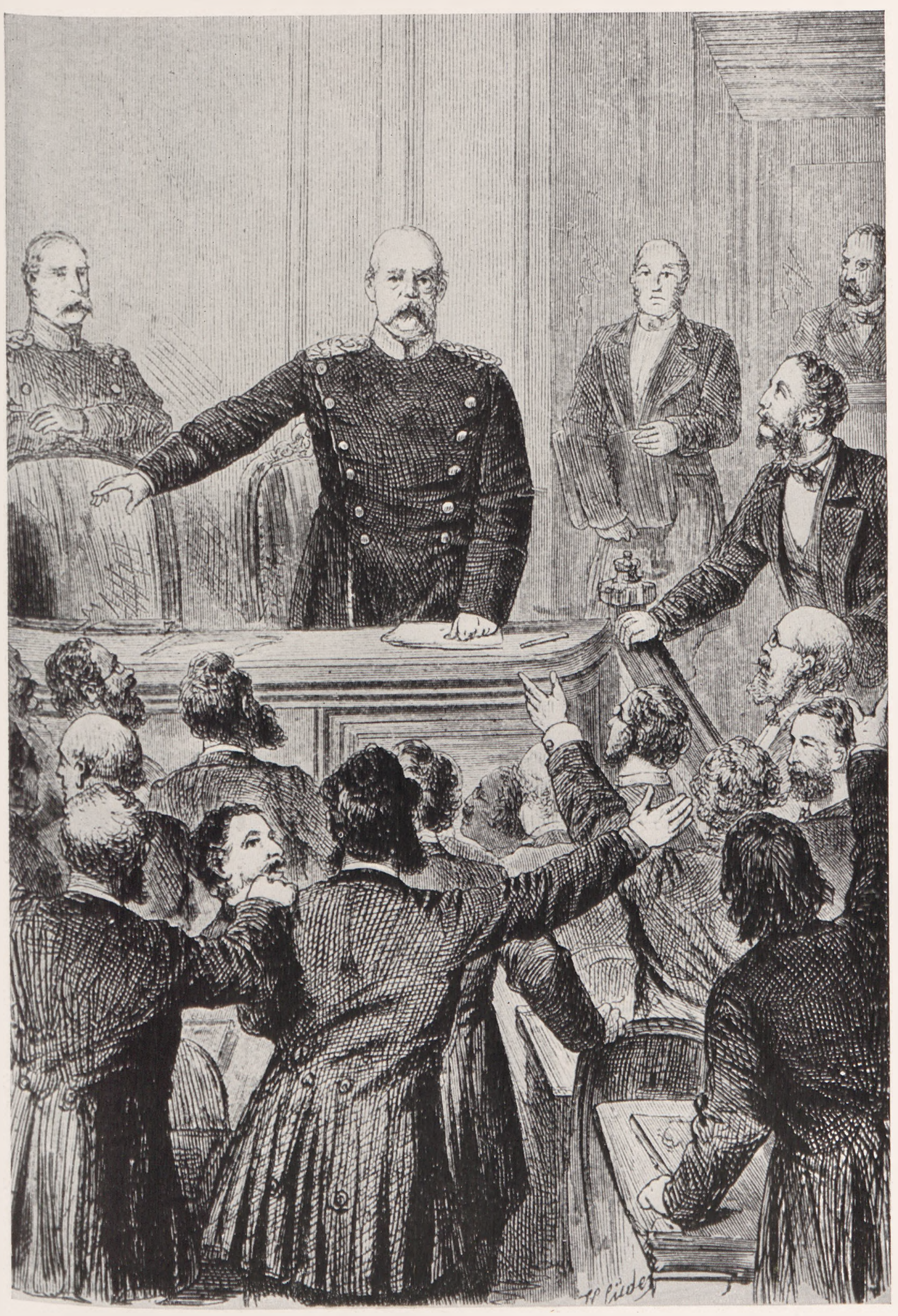
Bild 109.



1870. Wilhelm I. auf der Promenade in Bad Ems.

Als die Spanier ihre Königin Isabella verjagt hatten, boten sie die Krone dem Erbprinzen Leopold von Preußen an. Frankreich ließ durch den Gesandten Benedetti den in Bad Ems weilenden König Wilhelm I. in schroffer Weise auffordern, diese Kandidatur nicht zuzulassen und auch für die Zukunft Versprechungen zu geben. Der König wies den zudringlich auftretenden Gesandten höflich aber entschieden zurück. Als Frankreich gar noch Entschuldigung verlangte, ließ Wilhelm I. ihm mitteilen, daß er in dieser Sache nichts mehr zu sagen habe. Das war am 13. Juli 1870. Die Depesche des Königs an Bismarck, redigierte dieser und ließ sie veröffentlichen. In ganz Deutschland stand man auf seiten des Preußenkönigs, der in der Nacht zum 16. Juli die Mobilmachung des Heeres des Norddeutschen Bundes befahl. Während der Reichstagseröffnung am 19. Juli traf die offizielle Kriegserklärung Frankreichs ein.
Auf der Kurpromenade in Bad Ems befindet sich ein Gedenkstein zur Erinnerung an die Unterredung mit Benedetti.

Bild 110.



19. Juli 1870. Bismarck verliest die französische Kriegserklärung im norddeutschen Reichstag.



September 1870. Eine seltene Aufnahme aus der Frühzeit der Fotografie. Generalfeldmarschall Graf Wrangel und sein Stab im Hauptquartier in Corny a. d. Mosel bei Metz.

„Papa Wrangel" war 1870 bereits 86 Jahre alt, er begleitete die deutschen Armeen als Schlachtenbummler; ehrenhalber war ihm ein Stab zugeteilt.

23jährig als ostpreußischer Dragoner erwarb Wrangel sich bei Heilsberg 1807 den Orden Pour le Mérite. Im Deutsch-Dänischen Krieg 1848 hatte er den Oberbefehl über die deutschen Bundestruppen, und siegte am 23. April bei Schleswig.

1864 war Wrangel Oberbefehlshaber über die verbündete österreichische und preußische Armee. Er wurde aber seines Postens enthoben, da er den Feldzugplan Moltkes nicht befolgte und so die Abschneidung der Dänen im Danewerk vereitelte. Bereits 1866 erhielt Wrangel kein Kommando mehr.

Bild 112.

Rhein hinaus; am Ende des Jahres fielen Lüttich und Aachen in französische Hand. Um diese Zeit auch ist das berühmte Revolutionslied der Franzosen, die „Marseillaise" des Roger de l'Isle entstanden.

In Paris war unterdessen einmal wieder ein Personalwechsel in der Führung eingetreten: der energische Carnot nahm sich der Reorganisation der französischen Nationalarmee an. Aus dem Schlagwort der Massenerhebung, der „levée en masse", wurde unter seinem Zugriff nichts anderes als die „allgemeine Wehrpflicht der französischen Jugend". So heißt es u. a. in Carnots Gesetz: „Niemand kann sich vertreten lassen in dem Dienst, zu dem er eingezogen wird. Die Aushebung wird allgemein sein; die Bürger, welche nicht verheiratet oder kinderlose Witwer sind im Alter von 18 bis 25 Jahren, werden zuerst marschieren; sie werden sich unverzüglich in den Hauptort ihres Distriktes begeben, wo sie bis zum Marschbefehl täglich in der Handhabung der Waffen werden geübt werden." Also ist Frankreich der Vater der allgemeinen Wehrpflicht, deren Urheberschaft irrtümlicherweise oft Preußen und seinem militärischen Reorganisator, Scharnhorst, zugeschrieben wird. Die preußische Armee baute lediglich auf den Grundlagen auf, die lange vorher für die französische schon maßgeblich geworden waren.

So nahm es nicht wunder, daß während die deutschen Truppen sich auf dem Rückzug nach dem Mittelrhein befanden, die Franzosen schon Mainz einnehmen konnten und Frankfurt von ihnen geplündert wurde. Erst im nächsten Jahre erfolgte ein gewisser Umschwung, der zum vollen Siege hätte führen können, wenn die verbündeten Preußen und Österreicher nicht uneins gewesen wären. Auch glaubte Friedrich Wilhelm II. von Preußen sein Heer notwendiger in Polen zu benötigen, dessen neuerliche Teilung bevorstand. Der schimpfliche Friede von Basel kam zustande, darin Preußen Frankreich die weitere Besetzung des linken Rheinufers zugestand, um sich dafür in einem geheimen Artikel künftige Entschädigungen versprechen zu lassen. Die polnische Teilung zwischen Rußland, Österreich und Preußen geschah dann auch noch im gleichen Jahre. Bereits 1793 waren die Städte Thorn und Danzig, dazu die Woiwodschaften Gnesen, Posen und Kalisch an Preußen gefallen, eine Beute, die sich genügend gelohnt hätte. Wenn es jetzt für den Besitz des Gebietes von Warschau, das ihm aus der dritten und letzten Teilung Polens zufiel — womit dieser Staat aufgehört hatte, vorhanden zu sein —,

die Rheingrenze preisgab, so war dies nicht nur eine nationale Schmach, sondern noch dazu eine Kurzsichtigkeit ohnegleichen.

*

Der Nachfolger des großen Friedrich, sein Neffe Friedrich Wilhelm II., war alles andere als ein großer Herrscher. Nicht ohne Begabung und von regsamen Geist, fehlte ihm doch jeder große Gedanke, um das Werk seines Onkels fortführen zu können. Geboren aus seinem Hang zur Bequemlichkeit begann schon unter diesem preußischen König jener Geist eines falschen Pazifismus in die Politik des Landes Einkehr zu halten, der da glaubt, jeder gewaltsamen Auseinandersetzung aus dem Wege gehen zu können in der irrigen Voraussetzung, der jeweilige Gegner verzichte um des Friedens willen auf seine eigenen Pläne. Dabei boten sich gerade unter der Regierung des zweiten Friedrich Wilhelm mannigfache Gelegenheiten, um das Werk Friedrichs des Großen sicher fortentwickeln zu können; dem neuen König aber fehlte die geniale Entschlossenheit, im rechten Augenblick zuzupacken.

Das hatte sich schon 1790 gezeigt, als Rußland und Österreich, die beide in ihrer Übermacht fortdauernd bemüht blieben, sich in die preußischen Verhältnisse einzumischen, durch auswärtige Kriege stark gebunden blieben. Während sie in solche mit Schweden und der Türkei verwickelt waren — gegen letzteren Staat hatte sich Rußland mit Österreich verbündet —, die beide nicht überglücklich verliefen, hätte ein bewaffnetes Eingreifen Preußens gegen Österreich mit einem Schlage den Dualismus der beiden Mächte in Deutschland zugunsten des ersteren enden müssen, ein Werk, das später erst Bismarck glücken sollte. Preußen tat nur den ersten Schritt: es verband sich mit Schweden und der Türkei, begünstigte auch die Aufstände, die auf Grund der Reformen Josephs II., des Sohnes der Maria Theresia, überall habsburgische Lande, so Ungarn und Holland, erschütterten, aber dabei blieb es. Statt auch aktiv einzugreifen und die Armee marschieren zu lassen, begnügte sich Friedrich Wilhelm mit der Rolle eines Schiedsrichters zwischen Österreich und der Türkei. Die sogenannte Konvention von Reichenbach kam zustande, durch die sich Preußen, ohne auch nur einen Vorteil davon gehabt zu haben, glücklich aus der Gunst der Umstände selbst hinausbewegt hatte.

Als Friedrich Wilhelm im Baseler Frieden Österreich im Stich ließ, hatte

er damit den ersten Hammerschlag gegen das Werk Friedrichs des Großen getan, gab er damit doch einen wichtigen Bundesgenossen für die Zukunft preis; denn der Ansturm Frankreichs richtete sich gleichermaßen gegen Habsburg und Hohenzollern. Sein engstirniger und stetig schwankender Sohn Friedrich Wilhelm III., der ihm nach seinem schon zwei Jahre nach dem Frieden von Basel eintretenden Tode auf dem Thron folgte, trat eine bereits stark bedrohte Herrschaft an. —

Österreich, Sardinien und England setzten trotz des preußischen Abfalls den Feldzug gegen Frankreich fort, und aus dem ersten entwickelte sich der zweite Koalitionskrieg. Seit dem Frühling 1796 befehligte in den Heeren Frankreichs der erst siebenundzwanzigjährige General Napoleon Bonaparte. In wuchtigen Schlägen trieb jener eben noch unbekannte Mann die Österreicher in Italien vor sich her, siegte bei Lodi, Arcole und Mantua, während andere französische Heerführer in Deutschland unglücklich fochten. Ein Jahr später rückte Napoleon über die Alpen bis nach Villach und drohte auf Wien loszumarschieren. Österreich bequemte sich zu einem Waffenstillstand, welche Zeit Bonaparte dazu benutzte, um Italien enger an Frankreich zu ketten; es entstand dort eine zisalpinische und eine ligurische Republik. Im Frieden von Campo Formio, der am 18. Oktober 1797 geschlossen wurde, verlor Österreich das Herzogtum Mailand und die Niederlande, erhielt dafür aber als Ersatz Venedig, Istrien und Dalmatien. Auch erwies sich der Kaiser nicht reichsfreudiger als Preußen am Tage von Basel und willigte seinerseits in die Abtretung des linken Rheinufers; allein die preußischen Besitzungen blieben davon ausgenommen.

Aber schon im Jahre 1799 kam eine dritte Koalition gegen Frankreich zustande, der sich jetzt auch Rußland anschloß. Vor allem durch die Siege des russischen Generals Suworoff konnte ganz Italien den Franzosen entrissen werden; Napoleon war um diese Zeit auf seinem ägyptischen Feldzuge beschäftigt und kehrte erst nach Frankreich zurück, als Suworoff durch den Zaren Paul I. schon nach Rußland zurückberufen war. Unterwegs bezwang der Russengeneral mit seinen Truppen in einem abenteuerlichen Zuge die Alpen, deren Pässe ihm von siegreichen Truppen des französischen Marschalls Masséna versperrt zu werden drohten.

In Frankreich hatte Napoleon sich am 9. November 1799 in den Besitz aller Macht zu setzen gewußt; seitdem herrschte er dort als erster Konsul.

Den sehr scheinheiligen Friedensfühler, den Bonaparte den ihm feindlichen Mächten hinstreckte, griffen diese nicht auf. So hatte der Konsul, der gleich einem Diktator in Frankreich schaltete und waltete, guten Grund, den Krieg nachdrücklich fortzusetzen. Durch den Sieg Napoleons bei Marengo am 14. Juni 1800 erwarb dieser Feldzug sich seinen großen Namen. In Bayern siegte der französische Marschall Moreau bei Hohenlinden ebenfalls über die Österreicher. Da schloß Wien angesichts dieser schlimmen Ereignisse zu Lunéville einen Frieden, der im großen und ganzen den von Campo Formio bestätigte.

Kurz darauf rührte sich auch der — deutsche Reichstag, jenes halb vergessene Gebilde zu Regensburg. Am 25. Februar 1803 kam der Reichsdeputationshauptschluß zustande, der fast alle geistlichen Gebiete von der deutschen Landkarte fortstrich und allein das Kurfürstentum Mainz bestehen ließ. Österreich, Preußen und die andern Staaten verteilten die säkularisierten Gebiete unter sich, wobei Süddeutschland, das heißt Bayern, Württemberg und Baden besonders gut fortkamen. Das geschah auf den Einfluß Napoleons hin, der schon jetzt daran dachte, sich in diesen deutschen Staaten eine künftige starke Stütze gegen Preußen und Österreich heranzubilden. Auch die übrigen kleinen Reichsstände — man brauchte deshalb nicht traurig zu sein —, die meisten Städte, die Grafen und Freiherrn erfuhren kurz darauf das gleiche Schicksal. Das war die unmittelbare Wirkung der Friedensschlüsse von Basel und Lunéville, in denen den deutschen Fürsten für die Abtretung des linken Rheinufers von Frankreich Entschädigung zugesagt worden war, und bedeutete zugleich das Ende des Deutschen Reiches und seiner alten Verfassung, ohne daß jemand eine Träne darüber geweint hätte; denn nur eine Scheinherrlichkeit war ausgeträumt und, wenn man wollte, damit der Weg zu einem Neuen eröffnet.

Napoleon gebärdete sich schon jetzt als Herr in Deutschland. Um seinen verhaßtesten Feind England zu treffen, ließ er den General Moreau im Sommer 1803 in Hannover einrücken, dessen Kurfürst auch die Königskrone von England trug. Auf Anweisung der feigen Landesregierung kapitulierten die hannoverschen Truppen ohne einen Schwertstreich. Preußen aber, das mehr wie jede andere Macht, schon um seiner selbst willen, berufen gewesen wäre, helfend einzugreifen, tat wenig oder gar nichts und duldete es, daß schon jetzt sich Frankreich zwischen seine westlichen und östlichen Gebiete schob.

Es erscheint noch heute unbegreiflich, wie lebensfremd — von Politik gar nicht zu sprechen — sein König Friedrich Wilhelm III. den kommenden Weltereignissen gegenüberstand, die auf Grund des Auftretens Napoleons mit der ebenso einheitlichen, wie entschlossenen französischen Nation hinter sich für jeden Sehenden schon deutlich sich zurechtzogen.

Am 18. Mai 1804 verwandelte dann Napoleon seine Konsulatsherrschaft, die er schon zwei Jahre vorher als eine lebenslängliche festgesetzt hatte, in ein erbliches Kaisertum. Am 2. Dezember salbte ihn der eigens zu diesem Zwecke herbeigeeilte Papst in der Kirche von Notre Dame in Paris zum Kaiser der Franzosen. Wie Napoleon diese päpstliche Weihe verstanden wissen wollte, davon berichtet uns Thiers in seiner Geschichte des Konsulates und des Kaiserreiches: „Der Papst machte auf der Stirn des Kaisers, auf seinen Armen und seinen Händen die üblichen Salbungen; dann segnete er das Schwert, das er ihm umgürtete, das Szepter, das er ihm in die Hand gab, und näherte sich, um die Krone zu ergreifen. Napoleon, der alle diese Bewegungen beobachtete, nahm, nicht mit Ungestüm, sondern mit Entschiedenheit die Krone dem Papste aus den Händen und setzte sie sich selbst auf das Haupt. Dieser Vorgang, von allen Umstehenden wohl begriffen, brachte eine unaussprechliche Wirkung hervor."

Aus einem Meer von Blut war der neue Kaiser der Franzosen vom unbekannten kleinen Artillerieleutnant bis zur höchsten Würde, die ein Volk zu vergeben hat, emporgestiegen; nur durch neues Blut glaubte er sie sich bewahren zu können. Am 26. Mai 1805 nahm sich Napoleon I. auch die eiserne Krone der Lombarden und setzte als nunmehriger König von Italien seinen Adoptivsohn, Joseph, den ihm seine Gemahlin Joséphine Beauharnais aus ihrer ersten Ehe mitgebracht hatte, dort zum Vizekönig ein. Dann rüstete er unverzüglich gegen England, das unter seinem tüchtigen Minister Pitt alles versuchte, um Österreich und Rußland zu sich herüberzuziehen. Der letzte Friedensschluß bei Lunéville war geeignet, sein Bemühen mit Erfolg zu krönen. Napoleon, der mit einem großen Heere bei Calais lagerte, um den Übergang nach England vorzubereiten, begab sich sofort nach Paris und überschritt schon im Oktober mit einem Heere von 160000 Mann den Rhein. Nachdem er das österreichische Heer unter dem unfähigen General Mack in Ulm zur Kapitulation gezwungen hatte, stand er schon am 13. November vor Wien und besetzte die österreichische Hauptstadt. Unterdessen waren

die russischen Heere unter dem Zaren Alexander I., der nach der Ermordung Pauls den Zarenthron bestiegen hatte, erst im langsamen Anmarsch.

Was tat um diese Zeit Preußen, dessen eigene Lage gebieterisch, ob es den Frieden liebte oder nicht, den sofortigen bewaffneten Anschluß an die dritte Koalition gefordert hätte? Der ewig schwankende König, der noch dazu in der „Kriegspartei" seines Neffen, des Prinzen Louis Ferdinand, des Freiherrn vom Stein und der anderen eine Fronde im gewöhnlichen Sinne erblickte, erkannte die Gefahren, denen ganz Europa durch den Vormarsch Frankreichs bis in das Herz Österreichs ausgesetzt war, in hellen Augenblicken sehr wohl, aber er kam von dem Wahne nicht los, dennoch vom Brande verschont bleiben zu können, wo schon die ganze Welt von ihm erfaßt war. Napoleon, der in seiner besten Zeit nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein überragender Politiker war, benutzte das unentschlossene Wesen des Preußenkönigs, um den Staat Friedrich Wilhelms bis zum Siege über Russen und Österreicher in der Neutralität zu halten. Umsonst, daß Louis Ferdinand und Stein beim König immer dringlichere Vorstellungen erhoben, trotz aller Drohungen des Zaren Alexander, der Preußen zu seinem Glück zwingen wollte, indem er die entschiedene Forderung stellte: „Entweder für oder gegen mich!", blieb dieses Gewehr bei Fuß stehen. Umgehend erhielt es von Frankreich die Antwort: französische Truppen marschierten unter Bruch der beiderseitig vereinbarten Neutralität durch die hohenzollernschen Lande Ansbach und Bayreuth; seit 1791 gehörten diese Gebiete der preußischen Monarchie. Diese Herausforderung schien den König einen Augenblick lang zu einer Tat hinreißen zu wollen. Bei einem Besuch des Russenzaren in Potsdam, nicht ganz ohne den Einfluß der Gemahlin des preußischen Königs, Luise, kam der Potsdamer Vertrag zustande, und in der Gruft Friedrichs des Großen schlossen die beiden Herrscher ein festes Bündnis.

Aber Friedrich Wilhelm ward bange vor dem eigenen Mut. Dem ersten Schritt, der Mobilmachung des preußischen Heeres, die im ganzen Lande freudig begrüßt wurde, folgte kein weiterer. Statt dessen reiste auf Befehl des Königs der unselige Minister Graf v. Haugwitz zu Napoleon, der das Herannahen der Russen erwartete, deren Vereinigung mit den Österreichern er nicht hatte hindern können, und alle Ursache besaß, Preußen sich freundlich zu erhalten. Denn gerade auch hatten zur See die Franzosen von den Engländern unter Nelson bei Trafalgar eine vernichtende Niederlage erlitten. Haug-

witz besaß den Auftrag, Napoleon rundheraus zu erklären, er möge sofort Deutschland räumen oder müsse gewärtig sein, daß Preußen sonst mit 180000 Mann sich dem österreichischen und russischen Heeren anschließen würde. Dieses vernunftmäßig angesichts der Lage nicht mehr zu begreifende Zögern Friedrich Wilhelms besiegelte das Verhängnis von ganz Europa. Napoleon hielt den weichlichen und seiner Verantwortung kaum bewußten Haugwitz so lange hin, bis er in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz am 2. Dezember 1805 die Russen und Österreicher vollständig besiegen konnte; bald darauf beendete der Friede von Preßburg den Krieg glücklich für Frankreich. So hatte Napoleon den Preußen den Trumpf aus der Hand genommen, der gewißlich bei Teilnahme ihres Heeres an der Entscheidungsschlacht gegen ihn hätte schlagen müssen.

Nach diesen Siegen gebärdete sich der Franzosenkaiser gänzlich als ein brutaler Eroberer. Die süddeutschen Staaten, Bayern, Württemberg und Baden hatten sich ihm schon im Feldzuge von 1805 angeschlossen. Jetzt bildeten sie zusammen mit kleineren Staaten, darunter Mainz, Darmstadt u. a. am 15. Juni 1806 den schimpflichen Rheinbund; ihre Fürsten wurden von Napoleons Gnaden Könige, der selbst das Protektorat über dieses deutsche Werkzeug französischen Willens übernahm. Kaiser Franz II. von Österreich legte daraufhin als eine notwendige Ergänzung der Vorgänge, welche mit dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 begonnen hatten, am 6. August 1806 die Kaiserkrone nieder. „Wir erklären durch Gegenwärtiges", heißt es in seiner Abdankungsurkunde, „daß wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des Deutschen Reiches gebunden hat, als gelöst ansehen... Wir entbinden zugleich Kurfürsten, Fürsten und Stände und alle Reichsangehörigen ... von ihren Pflichten, womit sie an Uns als das gesetzliche Oberhaupt des Reiches durch die Konstitution gebunden waren. Unsere sämtlichen deutschen Provinzen und Reichsländer zählen wir dagegen wechselseitig von allen Verpflichtungen, die sie bis jetzt unter was immer für einem Titel gegen das Deutsche Reich getragen haben, los, und wir werden selbige in ihrer Vereinigung mit dem ganzen österreichischen Staatskörper als Kaiser von Österreich usw."

So war denn ein Traum des nationalen Deutschlands, an dessen Verwirklichung schon so viele edle Geister vergeblich Arbeit und Leben gesetzt hatten, in Erfüllung gegangen: das niemals deutschlandfreundliche Habsburg war

glücklich aus dem Reichsrahmen ausgeschieden. Aber unter welchen Umständen war dies geschehen! Das Reich war darüber endgültig zu Grabe getragen worden, nur ein Trümmerhaufen blieb zurück, und das Ausland wieder, wie so oft in der deutschen Entwicklung, war es gewesen, das dem Nebelgebilde von 1648, dem heiligen römischen Reich deutscher Nation und dem ersten Reich unserer Geschichte, den Fangstoß versetzte. Wo aber blieb Preußen, Friedrichs des Großen Staat?

Im Vertrage von Schönbrunn, elf Tage vor dem Preßburger Frieden, ließ sich Friedrich Wilhelm III. ein verräterisches Freundschaftsbündnis mit Napoleon aufnötigen, der ihn ganz in Sicherheit zu wiegen gedachte. Gegen Abtretung von Ansbach an Bayern und Überlassung verschiedener kleinerer Gebiete schämte Preußen sich nicht, als Ersatz dafür Hannover, darüber Frankreich gar nicht zu verfügen hatte, in Empfang zu nehmen. Auch hier wieder waren es Prinz Louis Ferdinand und der Freiherr vom Stein, die in Verbindung mit der Königin Luise den König beschworen, zu handeln, ehe es ganz zu spät wäre. Napoleon rüstete unterdessen schon fieberhaft und bot unter der Hand, um von England einige Zeit Ruhe zu haben, diesem das doch eben erst an Preußen vergebene Hannover wieder an. In Berlin kam es zu Kriegskundgebungen in Gegenwart des französischen Gesandten. Napoleon stand schon mit 200000 Mann, darunter deutsche Rheinbundtruppen, in Franken, als auch der bis zum Wahnsinn friedliebende Friedrich Wilhelm endlich aus seinen Träumen aufgescheucht wurde. Es war zu spät und auch nichts in den langen Jahren geschehen, die schon überalterte Kriegsmaschine des preußischen Heeres, das sich mit einer vorsintflutlichen Taktik der überlegenen Kriegskunst Napoleons stellen wollte, gründlich zu überholen. Statt dessen lebten gerade in der Generalität, die zum Teil noch die Kriege des großen Friedrich mitgefochten hatte, Dünkel und Vorurteil, wie sie ein langes und ruhmreiches Leben im hohen Alter mit sich zu bringen pflegen. „Friederizianische Knochengenerale" hat man nicht zu Unrecht später die Verantwortlichen von Jena und Auerstedt genannt.

Zur Entschuldigung des Königs muß angeführt werden, daß ihm der mangelhafte Zustand der Armee gut bekannt war und er schon deshalb bis zuletzt jeder Waffenentscheidung aus dem Wege ging. „Ich bin kein Friedrich der Große!" hat er oft in rührender Bescheidenheit gesagt, wenn man einen kühnen Entschluß von ihm verlangte. Und aus dem gleichen Gefühl heraus scheute er

sich auch, irgendwelche Neuerungen zu treffen, ob sie ihm auch bei näherer Betrachtung höchst verständig erschienen, und so ließ er alles in den alten Geleisen einer zwar ruhmreichen, doch längst überwundenen Zeit.

Auch in der Auswahl seiner Umgebung hatte er keine glückliche Hand. Es ist hauptsächlich dem klaren Blick der Königin Luise zuzuschreiben, wenn später nach dem Fall Preußens endlich Männer, wie Stein, Scharnhorst und andere zur Geltung gelangten, die schon vor Jena genug gewarnt und geraten hatten. Die Kabinettspolitik beherrschte Preußen, das heißt jene Kamarilla von Räten, darunter ein Lombard, ein Beyme, die in erster Linie das Ohr des Königs besaßen. Wer gleich ihm Ruhe und Frieden predigte, der war Friedrich Wilhelm angenehm. Das beste Beispiel hierfür bot sein langjähriger Adjutant, der unfähige General v. Köckritz, dessen Horizont über den Potsdamer Exerzierplatz nicht hinausging, während sein Einfluß die ganze Armee beherrschte. Der feurige Geist eines Louis Ferdinand war einer solchen Kreatur gewiß ein Greuel, und Köckritz tat darum auch alles, die Stellung des Prinzen, eines wahrhaften Führers inmitten der geistigen Öde ringsum, bei Hofe zu erschüttern, so daß die fast seherischen Ratschläge dieses bedeutenden Hohenzollernsprosses noch immer in ihr Gegenteil verkehrt wurden. Von diesem Köckritz schrieb der Freiherr vom Stein einmal: „Er war nur der flachsten Ansichten fähig, wünschte nichts als Ruhe und Frieden von außen und Verträglichkeit im Innern, um ungestört seine Spielpartie und Tabakspfeife genießen zu können. Er war unfähig, zu begreifen, daß in der Krisis, worin man sich befand, Nationalehre und Selbständigkeit nur durch Kampf und Anstrengung erhalten werden konnten." Und dieser Mann war nur einer von vielen, die damals in Preußen das große Wort führen durften.

Immerhin blieb Friedrich Wilhelm III. unter allen Monarchen Europas, die damals auf den Thronen ihrer Länder saßen, die menschlich sympathischste Erscheinung. Mehr ein Hausvater denn ein König, der zum Wohle seines Landes sich nicht scheuen darf, auch das Blut seiner Landeskinder in dem großen Spiel der Staaten untereinander einzusetzen, wenn die Stunde es erheischt, hat Friedrich Wilhelm III. in rastloser Arbeit Tag und Nacht sich unablässig bemüht, sein schweres Amt, dessen Bürde er drückend fühlte, nach seinen Kräften zu erfüllen. In der Sparsamkeit sah er ein Mittel, wenigstens in etwas dem Staate zu helfen. Der Sittenlosigkeit, die unter Friedrich Wilhelm II. eingerissen war, bereitete er streng ein schnelles Ende. Vorbildlich wurde das

Leben der königlichen Familie für das ganze Volk, das ihr dann auch durch Not und Tod angehangen hat.

*

Mit dem geringen Zutrauen, das er in die Fähigkeiten seiner Person hegte, übernahm Friedrich Wilhelm jetzt nicht den Oberbefehl über die Armee, sondern überließ diesen dem greisenhaften Herzog Friedrich Wilhelm v. Braunschweig. Daß er dennoch die Armee ins Feld begleitete, war für ihn als einen Hohenzollern eine Selbstverständlichkeit; so hat der König am Tage von Auerstedt an der Spitze seiner Truppen tapfer in der Bataille gestanden, in der ihm das Pferd unter dem Leib erschossen wurde. Aber für das Hauptquartier ergab diese Art Doppelbefehlshaberstellung mancherlei Schwierigkeiten. Scharnhorst, der Stabschef des Herzogs, schrieb darüber verzweifelt an seine Tochter: „Man weiß nicht, ob wir königlich oder herzoglich sind." Während die Franzosen sich bereits formierten und den Vormarsch antraten, beriet das preußische Hauptquartier in tagelangen Sitzungen in Erfurt. Sollte man angreifen oder den Feind erwarten? lautete die Frage, über die man sich nicht einig werden konnte. Schließlich erhielt das Detachement des Prinzen Louis Ferdinand, der die Vorhut der Hohenloheschen Armee befehligte, Auftrag, die Saale zu überschreiten. Da Hohenlohe sich aber Zeit ließ und nicht folgte, erlag der tapfere Prinz bei Saalfeld, allein gelassen, dem übermächtigen Angriff der Franzosen, die schon in drei Heeressäulen sich heranwälzten, und starb selbst den Heldentod. Am gleichen Tage, dem 9. Oktober 1806, wurde auch der General v. Tauentzien bei Schleiz zurückgeworfen: Napoleon hatte die Führung des Krieges bereits an sich gerissen.

Der endlich geplante Angriff der Preußen verwandelte sich somit in eine Abwehrschlacht. Die Hauptarmee unter dem Braunschweiger und dem König zog sich auf Auerstedt zurück, während Hohenlohe mit seinem unfähigen Stabschef Massenbach bei Jena und Dornburg sich den Franzosen in den Weg stellte. Dieser Oberst v. Massenbach nun, ein Prototyp der höheren Militärs jener Zeit, unterließ so gut wie alles, um die Armee recht in den Stand zu bringen, ihre Aufgabe zu erfüllen. So blieb auch der Landgrafenberg, jene Anhöhe, die sich oberhalb von Jena erhebt, gänzlich unbesetzt, obwohl genügend Zeit vorhanden gewesen wäre, diese wichtige Stellung fest in preußische Hand zu nehmen. Aber Herr v. Massenbach erklärte freund-

lich, die Wege seien so „impraktikabel“, daß Artillerie unmöglich diese Höhe zu gewinnen vermöchte. Der „Korporal“ Napoleon aber verstand es, noch dazu in der Nacht, indem er selbst mit der Fackel in der Hand seinen Kanonieren voranleuchtete, seine Geschütze auf den Berg zu bringen. Natürlich hatte der preußische Stabschef es auch übersehen, die Saalepässe bei Kamburg und Dornburg genügend zu sichern: so kam am 14. Oktober das Unheil über die Armee Hohenlohe, und trotz unglaublichster Tapferkeit der Mannschaften und Frontoffiziere — das ist ausdrücklich von Freund und Feind bezeugt worden! — wurden die Preußen vollständig geschlagen. Denn gegenüber der Tirailleurtaktik der Franzosen, die in losen Schützenschwärmen fochten, erwies sich die alte friderizianische Schlachtordnung in geschlossenen Formationen als verhängnisvoll.

Am gleichen Tage ereilte bei Auerstedt auch die Hauptarmee ihr Schicksal, und sie mußte auf Weimar zurückgehen, wo sie erst von dem Unglück erfuhr, das bei Jena geschehen war. Napoleon erließ sein Siegesbulletin: „Die Schlacht von Jena hat den Schimpf von Roßbach abgewaschen und in sieben Tagen einen Feldzug entschieden, der jene kriegerische Fieberhitze gekühlt hat, die sich der preußischen Köpfe bemächtigt hatte.“ Letzteres war nun eine Lüge, wie der große Kaiser sie oft seinen Völkern vorsetzte, denn kein anderer als er selbst hatte die Vernichtung der preußischen Armee, des letzten Bollwerks, das das von ihm schon unterworfene Europa noch besaß, längst beschlossen gehabt.

Die Wirkung von Jena und Auerstedt auf das Land war eine ungeheure. In dem Heere hatte der preußische Staat mit Recht seine einzige zuverlässige Stütze gesehen; dieses Heer war nun nicht mehr. In Eilmärschen rückte Napoleon auf Berlin. Die preußischen Festungen, voran Magdeburg, die wohl noch geeignet gewesen wären, eine längere Zeit Widerstand leisten zu können, ergaben sich ohne Schwertstreich und gegen den Willen ihrer Besatzung. Aber auch hier geboten „Mumiengeneräle“, und an diesem Beispiel jämmerlicher Feigheit vieler damaliger preußischen Festungskommandanten sehen wir auch einmal die traurige Kehrseite des sonst so nutzbringenden Kadavergehorsams der Armee: obwohl, wie es vor allem auch von der Festung Küstrin bewiesen werden konnte, vom Offizier bis zum geringsten Mann herab jeder darauf brannte, die Festung zu halten, befahl der feige Kommandant v. Ingersleben die Übergabe, und alles gehorchte zähneknirschend.

Der Fürst von Hohenlohe, der sich persönlich bei Jena tapfer geschlagen hatte, folgte später noch einmal dem Ratschlag seines unheilvollen Chefs, des Obersten v. Massenbach, und kapitulierte mit dem Rest seiner Feldarmee, 10000 Mann und 1800 Pferden, gegenüber einer Unterlegenheit des Feindes bei Prenzlau. Nur noch in Ostpreußen, wohin sich auch die königliche Familie begeben hatte — bekannt ist die Flucht der Königin Luise aus Berlin mitten in schneidender Winterkälte —, standen noch ungebrochene preußische Korps. Der König, der sich in der Stunde der höchsten Gefahr als ein ganzer Mann zeigte, schlug jetzt im Vertrauen auf die russische Waffenhilfe die schimpflichen Friedensbedingungen Napoleons aus, zu denen ihm die Clique der Haugwitz usw. kriecherisch riet. Er befolgte damit den Rat des Ministers vom Stein, der um diese Zeit noch die preußischen Finanzen betreute und als einziger unter den höheren Zivilbeamten den Kopf oben behalten hatte, indem er über Stettin zur See die Kassen des Reiches nach Königsberg rettete.

Auch sonst gab es noch manchen Lichtblick in diesen Wochen und Monaten des Zusammenbruches und der Schande. Da war der Oberst v. York, der mit seinen gut eingeübten Jägern, die als einzige in der Armee und nur auf den Kopf ihres Führers hin die neue Tirailleurkunst beherrschten, den Franzosen ein siegreiches Gefecht bei Altenzaun lieferte und sich später mit dem Korps des Generals v. Blücher vereinigte, bei dem Scharnhorst als Stabschef gebot. Dieses Detachement schlug sich bis nach Lübeck durch und verteidigte die Stadt, bis sie durch einen Überfall in die Hände Bernadottes geriet. York wurde bei diesem Kampf schwer verwundet und geriet in Gefangenschaft, aus der er jedoch bald durch Austausch wieder erlöst wurde. Blücher wollte noch weiter kämpfen, umstellt wie ein Hase und nichts mehr als Habe bei sich als die eigene grimmige Entschlossenheit. Da mußte er endlich bei Ratkau am 7. November die Kapitulationsurkunde unterschreiben, darin er eigenhändig seine Begründung vermerkte: „weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe und kein Schlächter bin“. Diese drei Männer vornehmlich, zu denen sich noch Gneisenau gesellte, der bei Saalfeld verwundet wurde, waren so recht die Seele der späteren Erhebung aus der Knechtschaft.

Schon zehn Tage vorher hatte der Kaiser der Franzosen in Berlin durch das Brandenburger Tor seinen feierlichen Einzug gehalten; der Gouverneur, Graf von der Schulenburg, hatte es vorgezogen, die Stadt zu verlassen. Be-

kannt ist seine Verlautbarung an die Berliner nach Erhalt der Kunde von der Schlacht bei Jena: „Der König hat eine Bataille verloren, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Damit allein war es sicherlich nicht getan, Widerstand bis zum letzten vielmehr hätte das Gebot der Stunde lauten müssen.

Unterdessen rückten die russischen Truppen langsam vor, aber ihre Kriegsführung blieb mehr als unentschlossen. Es schien ihren Führern wichtiger zu sein, die russische Grenze zu decken als gemeinsam mit den Preußen offensiv gegen Napoleon vorzugehen. Erst dem Franzosenkaiser war es zu verdanken, daß es dann doch im nächsten Jahre, am 7. und 8. Februar 1807, zu einer offenen Schlacht kam, an der die Preußen unter Scharnhorst — gleich York bei Lübeck gefangen und wieder ausgeliefert — ruhmreichen Anteil nahmen, ja durch ihr Eingreifen den Ausgang des Tages geradezu entschieden. Napoleon mußte vor sich selbst zum ersten Male bekennen, daß er nicht siegreich geblieben war. Den Preußen dagegen gab diese Schlacht bei Preußisch-Eylau einen Teil ihres verlorengegangenen Selbstvertrauens zurück. Auch das war schon ein Gewinn, der hoch angerechnet werden mußte. Napoleon streckte jetzt angesichts seiner erlittenen Verluste Friedensfühler aus und versuchte zunächst die Preußen von ihrem Bündnis mit Rußland abzuziehen. Der ehrliche Friedrich Wilhelm aber mißtraute auf Grund seiner bitteren Erfahrungen dem Bonaparte gründlich, auch schien es ihm unehrenhaft, seinen Alliierten im Stich zu lassen. So kam es noch einmal zur Schlacht bei Friedland am 14. Juni, in der die Franzosen siegten. Da schien es dem Kaiser an der Zeit, es nunmehr mit dem Zaren zu versuchen, und er knüpfte wie vordem mit Friedrich Wilhelm jetzt mit Kaiser Alexander diplomatische Verbindungen an. Und der Russenzar, noch dazu von einer starken Friedenspartei bedrängt, scheute sich nicht, Preußen zu verraten. Vielleicht dachte er auch daran, daß ihm einst Friedrich Wilhelm 1805 durch sein Schwanken die Austerlitzer Niederlage eingetragen hatte. Über den Kopf Preußens hinweg schlossen die beiden Kaiser Frieden, und Preußen bezahlte zu Tilsit am 7. und 9. Juli 1807 die teure Zeche.

So war alle tapfere Anstrengung des Jahres 1807 umsonst geblieben. Vergeblich hatten die Verteidiger von Kolberg und Graudenz, Gneisenau mit dem tapferen Bürgerrepräsentanten Joachim Nettelbeck und der greise Oberst L'Homme de Courbière, aller Welt bewiesen, daß es noch Preußen gab, die Ehre im Leibe hatten. Nicht mehr war von diesen und andern Taten, dar-

unter den tapferen Streifzügen eines Schill und Lützow, übriggeblieben als eine wehmütige Erinnerung. Erst die Folge konnte lehren, ob das Beispiel aller dieser Braven imstande war, neue Kräfte aus dem Volke zu gebären.

In der Verzweiflung über die brutalen Forderungen Napoleons hatten die Berater des Königs noch einen letzten Versuch unternommen, den grausamen Sinn des Eroberers umzustimmen. Die Königin, „unsere Luise", wie das Volk sie zärtlich nannte, mußte es über sich gewinnen, dem Kaiser, der sie noch dazu in Schmähschriften hatte verunglimpfen lassen, jetzt selbst Auge in Auge gegenüberzutreten. Napoleon hat später eingestanden, daß ihn der Liebreiz dieser holdseligen Frau um ein Haar von seiner Politik abgebracht hätte. Aber er blieb doch Napoleon, der Eroberer, und Luises Opfer war umsonst gegeben. Gebrochen von dem Leid ihres Volkes starb sie schon 1810 den frühen Tod.

Was Preußen in diesem Tilsiter Frieden verlor, war mehr als die Hälfte seines ganzen Besitzes. Alle Länder links der Elbe, Westfalen, Magdeburg, die Altmark, Halberstadt, dazu die Provinz Posen fielen an Frankreich, dessen Kaiser sie gnädig an seine Vasallen verteilte. Statt fünfzehn Millionen Einwohnern besaß Preußen jetzt nur noch fünf. Das Werk Friedrich des Großen und seiner Vorgänger war über Nacht vernichtet; gar viele wähnten hoffnungslos, es sei nur gleich einer Eintagsfliege in die Welt gesetzt worden und werde darum niemals wieder auferstehen.

*

Der Sieg des deutschen Idealismus
und die Befreiung von 1813

Immer muß es als ein Zeichen der unversieglichen deutschen Kraft gewertet werden, daß trotz des Zusammenbruches der preußischen Monarchie 1807 die anfänglich bange Verzweiflung bald einem neuen Geist Platz machte, der über die Hoffnungslosigkeit der Gegenwart den unerschütterlichen Glauben an das Kommende nicht preisgab. Die unvergänglichen Dichtungen unserer Klassiker wurden zum Trost des Volkes; der Geist Schillers und Kants fand jetzt stärkeren Einlaß denn vordem. Das Erhabene in der Geschichte, wie Schiller es gelehrt und besungen hatte, packte gerade jetzt die Menschen und rührte an ihren Seelen, wo ringsum nur Knechtschaft und Schande zu erblicken waren. Kant hatte die Pflicht um ihrer selbst willen gepredigt: „Die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuß zu schaffen; sie hat ihr eigentümliches Gesetz, auch ihr eigentümliches Gericht; und wenn man auch beide noch so sehr zusammenschütteln wollte, um sie vermischt, gleichsam als Arzeneimittel, der kranken Seele zuzureichen, so scheiden sie sich doch alsbald von selbst und tun sie es nicht, so wirkt das erste gar nicht, wenn aber auch das physische Leben hierbei einige Kraft gewönne, so würde doch das moralische ohne Rettung dahinschwinden."

Kants Lehre war so etwas wie die philosophische Untermauerung des friderizianischen Staates geworden. Wie aber, hatte dieser Staat denn nicht eben versagt, konnte aus ihm und seinen Begriffen noch Rettung kommen? Die wahren Schuldigen an dem großen Unglück mochten zu ihrer Entschuldigung das durchaus verneinen. Aber wer versagt hatte, war doch lediglich nur die veraltete Staatsmaschinerie gewesen, die die in Formen erstarrten Epigonen eines großen Königs aus eigener Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit bestehen gelassen hatten, obwohl ihr Schöpfer, wenn er noch gelebt hätte, sie allesamt zum Teufel gejagt und selbst Hand an ihre Neuwandlung gelegt haben würde. An dem Geiste des friderizianischen Staates, so wie ihn die Kantsche Philosophie gelehrt hatte, war jedenfalls nichts zu ändern. Und er drang jetzt erst in die Breite und Tiefe, als ein Mann auftrat, der es verstand, die für den allgemeinen Horizont in ihrer stilistischen Schwerfälligkeit und Gelehrsam-

keit nur schwer faßlichen Kantschen Maximen volkstümlich und mit der flammenden Beredsamkeit vorzutragen, wie sie aus einem vollen Herzen steigt: Johann Gottlieb Fichte.

Noch im Jahre 1804/05 hatte sich Fichte zum Weltbürgertum bekannt. Als Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers bezeichnete er „im allgemeinen Europa und insbesondere in jedem Zeitalter den Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht... In diesem Weltbürgersinn können wir über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns beruhigen für uns selbst und für unsere Nachkommen bis an das Ende der Tage". Solche „vernunftgemäße" Ansicht, die uns bedenklich an die Schwärmereien der pazifistischen Ideologen nach 1919 erinnert, war durch das Auftreten Napoleons gründlich über den Haufen geworfen worden. In Fichte stieg die tiefe Erkenntnis auf, daß der Begriff Vaterland doch mehr sei als nur der einer Scholle, auf die der Mensch zufällig gesetzt ist. Und mit dieser Erkenntnis wuchs auch die Kraft dieses deutschen Geistes. Am 29. Juli 1807 schrieb er es nieder: „Der gegenwärtigen Welt und dem Bürgertum hienieden abzusterben, hatte ich mich schon früher entschlossen. Gottes Wege waren diesmal nicht die unsern; ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden, aber siehe, sie ist ausgelöscht."

Unverzüglich machte Fichte sich ans Werk, für seinen Teil daran mitzuarbeiten, daß ein neuer deutscher Geist in der zerbrochenen auferstehe. Unbelästigt von den französischen Behörden — Napoleon sollte erst zu spät erfahren lernen, daß Ideen stärker als Kanonen sind —, hielt Fichte an der Universität von Berlin seine „Reden an die deutsche Nation". Unerhört war der Widerhall, den sie weckten. Nicht nur Studenten allein, Menschen aus allen Klassen und Ständen drängten sich bald in dem Hörsaal, darin jener Mann mit der scharfen Adlernase und den leuchtenden Augen gleich einem Lehrer der Zukunft von der deutschen Nation, ihrem Werden und Wachsen, ihrer Unvergänglichkeit predigte. „Ich spreche für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseitesetzend all' die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben." Fichte will aus der Pestalozzischen Volkserziehung eine deutsche Nationalerziehung entwickeln: „Lasset immer die Bestandteile unsers höheren geistigen Lebens ebenso ausgedorrt und eben darum auch die Bande unserer Nationaleinheit ebenso zer-

rissen und in wilder Unordnung durcheinander zerstreut umherliegen, wie die Totengebeine des Sehers; lasset unter Stürmen, Regengüssen und sengendem Sonnenschein mehrere Jahrhunderte dieselben gebleicht und ausgedorrt haben; der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen. Er wird auch unseres Nationalkörpers erstorbene Gebeine ergreifen und sie aneinanderfügen, daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben."

Und über die Ewigkeit der Nation sprach Fichte dies: „Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volkes, aus dem er selber sich entwickelt hat. Sein Glaube und sein Streben, Unvergängliches zu pflanzen, sein Begriff, in dem er sein eigenes Leben als ein ewiges Leben erfaßt, ist das Band, welches zunächst seine Nation und vermittels ihrer das ganze Menschengeschlecht innigst mit ihm selber verknüpft und ihrer aller Bedürfnisse bis ans Ende der Tage einführt in sein erweitertes Herz... Das Leben, bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins, hat für ihn ja ohnedies nie Wert gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des Dauernden; eben diese Dauer verspricht ihm allein die selbständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr lebe, das einzige Leben, das er von je gemocht hat."

Fichtes Reden besitzen gerade in unsern Tagen wieder hervorragende Bedeutung und erhärten die Unvergänglichkeit seiner Ideen; denn auch heute liegt die deutsche Nation, durch Frankreich gefällt, erneut am Boden und soll beweisen, ob sie noch der unvergänglichen Werte ihres Volkstums bewußt ist, aus denen allein ihr ein Genesen wiederkommen kann. „Charakter haben und deutsch sein", lehrte Fichte, „ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unserer Sprache keinen besonderen Namen, weil sie eben ohne alles unser Wissen und Besinnung aus unserm Sein unmittelbar hervorgehen soll". Und an die Jugend richtete der Prophet der deutschen Nation die Worte, die auch heute wieder den deutschen Jünglingen die Seele füllen mögen: „Der Schmelz der Jugend wird von euch abfallen und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren; aber fasset die Flamme und verdichtet sie durch klares Denken, macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken

erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte; wie auch euer Körper altere oder eure Knie wanken, euer Geist wird in stets erneuter Frischheit sich wieder gebären und euer Charakter fest stehen und ohne Wandel.“ Und mit Fichte klingt auch heute wieder die Mahnung an die deutsche Jugend im Reiche:

„Es hängt von euch ab, ob ihr das Ende sein wollt oder der Anfang einer neuen Zeit!“

*

Die preußische Monarchie war zerschlagen, aber die Männer, die schon lange vorher das große Unglück seherisch vorausgeahnt hatten, machten sich sofort ans Werk, dem Schicksal trotzig die Stirne zu bieten. Auch Friedrich Wilhelm III. hatte einsehen gelernt, daß es mit den bisherigen Methoden der Regierung ein Ende haben müßte. Obwohl er in seinem innersten Herzen das leidenschaftliche Temperament und das herrische Auftreten seines getreuesten Ministers, des Freiherrn vom Stein, ablehnte und ihn noch am 4. Januar 1807 in Ungnade entlassen hatte, entsann er sich nach dem Tilsiter Frieden des einzigen Mannes, der in dieser Stunde noch helfen konnte. Den Berichten nach ist es vornehmlich dem Zureden der Königin Luise zu verdanken gewesen, daß der nassauische Reichsfreiherr schon wieder am 3. Oktober des gleichen Jahres neu berufen wurde und auch ohne weiteres, trotzdem schwere Gicht ihn plagte, die weite Reise nach Memel antrat, an welch äußerstem Grenzort seines Staates der preußische König zu residieren gezwungen war. Stein erhielt sofort eine Stellung, wie sie bislang in der preußischen Monarchie unmöglich gewesen wäre; er wurde zum Oberleiter der gesamten Zivilangelegenheiten des Staates ernannt.

Als ob Stein ahnte, daß ihm nur eine kurze Zeit des Wirkens beschieden sein könnte, ging der große Mann mit Feuereifer ans Werk. Schon am 9. Oktober erschien das berühmte Edikt über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit in Preußen, das Gesetz über die Befreiung der Bauern, wie man es genannt hat. Die neuen Freiheiten, die darin gewährt wurden, beseitigten vollständig die Gesellschaftsordnung, wie sie in dem „Allgemeinen Landrecht für die preußischen Staaten“ vom Jahre 1794 festgelegt worden war. Es hieß fortan: „Vom Tag dieser Verordnung entsteht kein Untertänigkeitsverhältnis mehr, weder durch Geburt, noch durch Heirat, noch durch Übernehmung einer untertänigen Stelle, noch durch Vertrag. Mit der Ver-

öffentlichung dieser Verordnung hört das bisherige Untertänigkeitsverhältnis derjenigen Untertanen und ihrer Weiber und Kinder, welche ihre Bauerngüter erblich oder eigentümlich oder erbzinsweise oder erbpächtlich besitzen, wechselseitig gänzlich auf. Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsuntertänigkeit in unsern sämtlichen Staaten auf. Nach diesem Termin gibt es nur freie Leute, sowie solches auf den Domänen in allen Unsern Provinzen schon der Fall ist, bei denen aber, wie sich von selbst versteht, alle Verbindlichkeiten, die ihnen als freie Leute vermöge des Besitzes eines Grundstückes oder vermöge besonderen Vertrages obliegen, in Kraft bleiben." Ausführungsbestimmungen folgten: am 28. Oktober 1807 wurde die Erbuntertänigkeit in sämtlichen preußischen Domänen aufgehoben. Dieser Verleihung des Rechtes persönlicher Freiheit schloß sich hier dann die Verleihung des Eigentumsrechtes an den besessenen Grundstücken an. 47 000 bäuerliche Familien wurden nach Steins Berechnungen mit einer Grundfläche von 4 230 000 Morgen zu freien Menschen gemacht. Sie lebten und kämpften fortan nicht mehr für das Interesse der „großen Herren", sondern das Schicksal des Landes war auch das ihre; das aber gerade war die ethische Seite in dem Steinschen Reformwerk und sollte sich 1813 herrlich belohnen.

Der Bauernbefreiung folgte die Befreiung der Städte durch das Steinsche Gesetz der „Städtischen Selbstverwaltung durch freie Bürger". Stein fragte sich: „Wo fängt der Grad der Kultur an und wo hört er auf? Ein verständiger welterfahrener Gewerbetreibender urteilt besser über städtische Angelegenheiten als der Gelehrte, und es ist sehr zu wünschen, daß unter den Repräsentanten sich viele Menschen aus der gewerbetreibenden Klasse finden mögen." In der „Ordnung für sämtliche Städte der preußischen Monarchie" vom 19. November 1808 kam dann ein Gesetz zustande, das einmal die Gemeindefreiheit verankerte und zum andern sie mit den Pflichten gegenüber der Staatsordnung harmonisch in Einklang brachte. Staatliche und städtische Dinge waren streng unterschieden; der Staat besaß zwar notwendigerweise ein „oberstes Aufsichtsrecht", ohne daß aber dadurch die städtische Selbstverwaltung beeinträchtigt worden wäre.

Die Steinsche Selbstverwaltung ist für ganz Deutschland später gültig geworden. Erst den Verantwortlichen der Revolution von 1918, die so pomphaft den Deutschen Friede, Freiheit und Brot versprachen, ist es als Folge ihrer finanziellen Schleuderwirtschaft vorbehalten geblieben, an den Grund-

lagen der Steinschen Selbstverwaltung der Städte — eine der freiheitlichsten Errungenschaften unserer Geschichte — die Axt anzulegen. Dennoch feierten die gleichen Männer und Kreise den nationalistischen Staatsmann Freiherrn vom Stein als eine Art Paten der — Weimarer Verfassung anläßlich des 100. Todestages des großen Freiheitskämpfers und Deutschen im Jahre 1931.

Das dritte und letzte Reformwerk des Reformators Preußens und damit des Wegweisers in eine deutsche Zukunft wurde am 24. November 1808 verkündet und nannte sich „Verordnung, die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden in der preußischen Monarchie betreffend". Ein sogenannter „Staatsrat" wurde neu eingerichtet, der in sich die Geschäfte der obersten Verwaltung vereinigte, „um alle Kräfte der ganzen Nation und des einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Art in Anspruch zu nehmen". Weitere Einrichtungen, wie die eines Nationalrates, in den jede Provinz ihren gewählten Vertreter entsenden sollte, kamen nicht mehr zustande, denn bereits um diese Zeit war Napoleon auf Stein aufmerksam geworden, in dem er sehr richtig seinen gefährlichsten Gegner erkannte.

Hand in Hand mit dem Steinschen Reformwerk ging die Reorganisation der preußischen Armee, an der Stein das größte Interesse bekundete, was schon äußerlich zum Ausdruck kam; denn der König gestattete ihm ausdrücklich die Teilnahme an allen Sitzungen der schon am 25. Juli 1807 neu eingesetzten „Militär-Reorganisationskommission", an deren Spitze kein anderer als der nunmehrige Generalmajor Scharnhorst berufen wurde. Zu den weiteren namhaften Vertretern der Kommission gehörten ferner Oberstleutnant v. Gneisenau, der kühne Verteidiger von Kolberg, und die verdienstvollen Major v. Grolmann und Oberst v. Boyen. Friedrich Wilhelm III., den man durchaus als einen Fachmann auf militärischem Gebiete ansehen konnte mit dem einzigen Fehler, daß er seine schon vor 1806 als richtig erkannten Gedanken aus Scheu vor der „ehrwürdigen" Generalität verschollener Zeit nicht durchzusetzen gewagt hatte, brachte eigenhändig neunzehn verschiedene Punkte für das Arbeitsprogramm des Ausschusses zu Papier, von denen Scharnhorst urteilte: „Der König hat ohne alle Vorurteile hier nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele und dem Geist und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen gegeben."

Der sogenannte Pariser Vertrag vom 8. September 1808 hatte Preu-

ßen ausdrücklich angewiesen, in Zukunft nur noch ein stehendes Heer von 42000 Mann halten zu dürfen — wer erinnert sich dabei nicht an die Heeresbestimmungen des Versailler Vertrages! — und jede etwaige außermilitärische Betätigung strengstens untersagt. Dank der unermüdlichen Tätigkeit und Klugheit Gerhard Scharnhorsts, eines hannoverschen Bauernsohnes, wurden diese 42000 Mann dennoch die Pflanzschule einer neuen Armee, die sich rühmen darf, dem deutschen Heere von 1914 Pate gestanden zu haben. So vorsichtig ging Scharnhorst in seinem „Krümpersystem" vor, daß die Franzosen erst im Jahre 1811 dahinter kamen, wie es in Wahrheit um die deutsche Wehrkraft und Wehrwilligkeit bestellt war. Ein französisches Zeugnis aus diesem Jahre liegt vor: „Auf dem Papier hat die preußische Armee ihren vorgeschriebenen Mannschaftsstand nie verändert, das ist wahr; aber das ist nur leerer Schein. Wenn ihre Cadres immer dieselbe Anzahl Leute vorstellen, so sind es doch niemals dieselben Leute. Diese Cadres leeren und füllen sich wieder, immer mit andern Rekruten, die man im Gebrauch der Waffen unterrichtet und wieder zur Heimat entläßt, sobald man sie für genügend abgerichtet hält."

So konnte Scharnhorst es erreichen, daß die Zahl der im Heeresdienst ausgebildeten Leute, trotzdem die Armee nur 42000 Mann halten durfte, in drei Jahren auf 150000 gestiegen war. Sein Schüler, der berühmte Clausewitz, schrieb darüber später: „Im Jahre 1809 hatte die preußische Armee eine neue vollendete Verfassung, eine neue Gesetzgebung und neue Übungen und man kann sagen einen neuen Geist, der sie belebte. Sie war dem Volke nähergebracht; und man durfte hoffen, sie als eine Schule zur kriegerischen Ausbildung und Erziehung des Nationalgeistes zu betrachten."

Man erinnert sich: das preußische Heer bis 1806 war ein Söldnerheer, das höchstens deshalb in der Hauptsache aus einheimischen Mitgliedern sich zusammensetzte, weil schon der Große Kurfürst seinen Untertanen verboten hatte, auswärtige Kriegsdienste zu nehmen. Der nationale, beziehungsweise staatliche Zusammenhalt bestand in seinem Offizierkorps, das im übrigen zu Zeiten des großen Friedrich — man denke u. a. nur an die beiden Feldmarschälle v. Keith — viele Ausländer in seinen Reihen besaß. Damals wirkte der weltbeherrschende Name des großen Königs nach dieser Richtung. Die Ereignisse des Jahres 1806 forderten zuerst gebieterisch einen Neubau des Offizierkorps. „Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation

unentwickelt und unbenutzt", schrieb Gneisenau. „In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Scham vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar seinem Pfluge und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrag der Arbeit seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch findet, eine Laufbahn zu eröffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen den gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche der Adlige jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft."

Schon in den neunzehn Punkten des Königs war vermerkt gewesen: „Reinigung des Offizierkorps von allen physisch untauglichen und moralisch unwürdigen Elementen und Erweiterung des Eintritts der Unadligen in das Offizierkorps." Scharnhorst schrieb dazu: „Einen Anspruch auf Offizierstellen können im Frieden nur Kenntnisse und Bildung gewähren, im Kriege ausgezeichnete Tapferkeit, Tätigkeit und Überblick. Aus der ganzen Nation müssen daher alle Individuen, die diese Eigenschaften besitzen, auf die höchsten militärischen Ehrenstellen Anspruch machen können. Indem man bisher einem einzigen Stande diese Vorrechte gab, gingen alle Talente und Kenntnisse des übrigen Teils der Nation für die Armee verloren, und dieser Stand sah sich gar nicht in die Notwendigkeit versetzt, sich die militärischen Talente zu erwerben, da seine Geburt und eine lange Lebensdauer ihn zu den höchsten militärischen Ehrenstellen hinaufbringen mußten. Hierin liegt der Grund, warum die Offiziere in ihrer Bildung gegen alle übrigen Stände so weit zurück waren. Aus eben diesem Grunde wurde die Armee als ein Staat im Staate angesehen, von den übrigen Ständen gehaßt und zum Teil verachtet, da sie doch die Vereinigung aller moralischen und physischen Kräfte aller Staatsbürger sein sollte.

Scharnhorst hat dieses hohe Ziel, das er sich aufstellte, erreicht, wie nicht nur 1813, sondern das Jahrhundert nach ihm noch bewiesen hat. In der deutschen Armee von 1914 war in der Tat die Blüte aller Stände und Klassen in Deutschland vereinigt und aufgebrochen; in dem Offizierkorps dieses Heeres,

das weit über das aller am Kriege beteiligten Reiche und Staaten hinausragte, blieben höchste Pflichterfüllung und höchste Bildung überwiegend, die danach die Überlebenden dieses Standes, als ihnen Revolution und Versailles die Lebens- und Berufsgrundlage entzogen, befähigte, unter den schwersten Bedingungen in allen bürgerlichen Berufen Fuß zu fassen und darin gar oft bis zur Spitze vorzudringen. Der Satz, den der geistreiche Historiker Graf Yorck von Wartenburg um die Wende von 1900 prägte, worin er die Behauptung aufstellte, das deutsche Offizierkorps beanspruche alljährlich für seinen Ersatz die geistige Blüte der deutschen Nation, fand seine glänzende Bestätigung.

Mit dem Gesetz vom 31. August 1807 über die „Bildung einer Reservearmee" begann die Ära der allgemeinen Wehrpflicht für Preußen und später auch in den andern deutschen Ländern, die erst durch das Zwangsdiktat der Entente von Versailles ihr vorläufiges künstliches Ende gefunden hat. Der erste Paragraph dieses Gesetzentwurfes sagte aus: „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben." Und weiter: „Alle streitbaren Männer des Staates, welche sich nicht selbst bewaffnen und kleiden und in dem Gebrauch der Waffen auf eigene Kosten üben können, werden auf Kosten des Staates bewaffnet, gekleidet und geübt." Im Paragraphen drei hieß es dann: „Alle streitbaren Männer zwischen achtzehn und dreißig Jahren, welche nicht in die Klasse der Unvermögenden gehören, bewaffnen, kleiden und üben sich in Friedenszeiten auf ihre Kosten. Sie bilden die Reservearmee." Es ist selbstverständlich, daß diese und andere grundlegende Bestimmungen zwar schon jetzt insgeheim zur Anwendung gelangten, offen aber erst im Befreiungsjahre zutage treten konnten.

Denn Napoleon wachte unablässig. Seiner Aufmerksamkeit wäre die gefährliche preußische Reorganisation auf allen Gebieten des Staates, des Heeres und Geistes, gewiß nicht entgangen, wenn der Eroberer nicht überreichlich mit neuen und kühnen Plänen beschäftigt gewesen wäre. Ohne Frage hätte Mitteleuropa nach 1807 ein anderes und französisch bestimmtes Gesicht erhalten, wenn Napoleon sich damit begnügt hätte, die errungene riesige Erbschaft der zusammengebrochenen Reiche Österreich und Preußen, wozu sich seine willigen Trabanten, die Rheinbundfürsten, gesellten, auszubauen und zu entwickeln. Aber dem unruhigen Geist des großen und genialen Abenteurers gefiel solche Aufgabe nicht. Nichts anderes als die Eroberung der gesamten

Welt, Europas und Asiens, schwebte ihm schon damals in seinen Träumen vor. Wie er es selbst ausgesprochen hat, setzte er sich und seine Berufung einem Cäsar, einem Alexander und ihren Taten gleich. An den aus solchem Glauben entspringenden hohen Plänen sollte der Imperator später scheitern.

Das Reformwerk des Freiherrn vom Stein hatte seinem Schöpfer genügend Feinde auch im eigenen Lande eingetragen, wozu fast der gesamte preußische Adel gehörte, der, um sein eigenes Vorrecht besorgt, den Freiherrn als einen Phantasten und Revolutionär bezeichnete. Auch wollte man es ihm verargen, daß er als Nichtpreuße sich um preußische Zustände zu kümmern wagte; und Stein diente doch nur deshalb Preußen, weil er in diesem Staate die größten Kräfte für das Gesamtvaterland Deutschland schlummernd erkannte, dem allein er in Treue ergeben war; doch solche Tatsachen übersahen seine Kritiker geflissentlich oder auch aus ihrer Ahnungslosigkeit heraus.

Solange Frankreich noch nicht auf ihn aufmerksam wurde, konnte der Haß der Widersacher im Innern Stein gleichgültig lassen. Bald aber verband sich eine gewisse Kamarilla, wozu Köckritz und andere Gewaltige des glücklich überwundenen Systems gehörten, mit den Wünschen der französischen Feinde. Ein Brief, den Stein am 5. August 1808 von Königsberg aus an den Fürsten Sayn-Wittgenstein in Mecklenburg gerichtet hatte, darin er die Möglichkeiten erwog, die zu einer Erhebung der südwestdeutschen und norddeutschen Staaten im Rücken der französischen Armee führen könnten, fiel in die Hände des französischen Gouverneurs in Berlin. Sicheren Vermutungen nach hatten die inneren Feinde, die Stein in Preußen besaß, die französischen Behörden auf seinen Abgesandten, einen Assessor Koppe, ausdrücklich aufmerksam gemacht, so daß der geheime Bote von ihnen in seinem Quartier gewaltsam aufgehoben werden konnte.

Zunächst sparte sich Napoleon dieses Beweisstück für künftige Fälle auf und versuchte immer größere Tribute dem unglücklichen Preußen abzunötigen. In der Hoffnung, endlich den Abzug der französischen Besatzungstruppen zu erreichen, versuchten die Verantwortlichen alles mögliche, um die wachsenden französischen Forderungen zu erfüllen. Napoleon rühmte sich später: „Ich habe eine Milliarde aus Preußen gezogen!“ Stein und die Seinen betrieben eine offenbare Erfüllungspolitik, aber zu dem Zwecke, so schnell wie möglich den Feind vom Halse zu haben, um desto ungestörter die schon heimlich in Angriff genommenen Reorganisationsmaßnahmen zum Zwecke einer späteren

Freiheitserhebung durchführen zu können. Ein Minister der Weimarrepublik, Stresemann, hat sich in unsern Tagen gerühmt, seine Politik der Erfüllung gleiche ums Haar genau der damaligen des Freiherrn vom Stein. Was die Erfüllung betrifft, so hatte der liberale Minister von Gnaden der deutschen Sozialdemokratie und der liberalen Mitte recht; das Eigentliche aber, warum Stein erfüllte, die totale Mobilmachung Preußens auf allen Gebieten des Leibes und der Seele, hat Stresemann noch immer außer acht gelassen; gelegentliche patriotische Beteuerungen in Reden können an solchem Urteil nichts ändern, wo die Tatsachen bereits gesprochen haben.

Der abgefangene Brief des Ministers vom Stein wurde bald von den Franzosen zu weiteren Erpressungen benutzt. Schließlich ließ Napoleon das Schriftstück im „Moniteur" veröffentlichen. Damit seine Person kein Hindernis böte und auch seine Wirkungsmöglichkeit noch weiterhin gesichert blieb, bot Stein daraufhin dem König seine Entlassung an. Hardenberg, den er zu seinem Nachfolger empfahl, unterstützte seine Bitte. Erst dann gab der König widerwillig nach und gab dem Verabschiedeten Worte wie diese auf seinen ferneren schweren Weg: „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte."

Napoleon war es mit diesem freiwilligen Rücktritt noch nicht genug. Damals sah sich der Franzosenkaiser gerade in Spanien, das seiner Unterwerfung mit Hilfe der Engländer und ihres großen Generals Wellington tapfer trotzte, in äußerst heftige und gefährliche Kämpfe verwickelt; trotzdem fand Napoleon noch Zeit, am 16. Dezember 1808 folgendes Ächtungsdekret gegen den Freiherrn vom Stein zu erlassen: „Der namens Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, wird zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes besitzt, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere und unserer verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht werden." —

Es ist etwas Seltsames um diese Kampfansage eines Herrschers, der über mehr als die Hälfte der Welt gebot, gegenüber einem einzelnen Mann, und es war ein Fehler zugleich, denn Stein und seine Ideen standen damit plötzlich im Mittelpunkte aller und förderten damit nur das große Werk. Stein selbst,

dem zunächst Österreich eine Freistatt bot, arbeitete weiter unablässig an seinem hohen Ziel: der Befreiung Deutschlands.

*

Auch in Österreich hatte sich unter dem zielbewußten Minister Grafen Philipp Stadion der Versuch einer Neuordnung der Verhältnisse angekündigt. Aus begreiflichen Irrtümern heraus hielt das Habsburger Reich sich für vorbestimmt, einen allgemeinen Völkeraufruhr gegen Napoleon nicht nur entfesseln, sondern auch zum Erfolge führen zu können. Wäre Stein in diesem Augenblick noch im Amte gewesen, hätte der Ausgang des Jahres 1809 ein glücklicher sein können. Das Beispiel des tapferen Freiheitskampfes der Spanier hatte überall in Europa gezündet und die durch die Bajonette geknechteten Leidenschaften neu wecken helfen. „Warum wollen wir uns den Spaniern nicht gleichachten!" grollte der alte Blücher. Doch die Umstände entschieden gegen Österreich. Als Napoleon, aus Spanien zurückgekehrt, jetzt selbst mit den Kriegsrüstungen begann, stand Österreich allein. Rußland hatte sich mit Napoleon verständigt, und Preußen fühlte sich ohne Steins Rat und russische Hilfe zu schwach zum Entschluß. Das übrige Deutschland aber dachte gar nicht daran, die geheimen Hoffnungen Österreichs zu erfüllen und sich gegen den Usurpator Napoleon zu erheben. Vielmehr waren die Rheinbundfürsten, die süd- und westdeutschen Staaten mit den kleineren Trabanten, die ersten, die ihre Truppenkontingente zur französischen Armee stoßen ließen. So wurde es denn Tatsache: Deutsche kämpften gegen Deutsche unter welschem Oberbefehl und halfen den neuen Strick für ihr Vaterland knüpfen.

Doch sollte Napoleon in diesem neuen Kriege wenigstens erfahren, daß auch er besieglich war. Trieb er zunächst in schnellen Schlägen die Österreicher vor sich her und nahm nach den Siegen bei Regensburg, Landshut und Eggmühl am 13. Mai Wien ein, so stand ihm jetzt das gesamte Heer der Habsburger Monarchie am nördlichen Donauufer gegenüber. Gewohnt, den Feind anzugreifen, ließ der Kaiser Brücken über die Lobau schlagen, und am 21. Mai entbrannte die furchtbare zweitägige Schlacht bei Aspern und Eßlingen, in der Erzherzog Karl, Österreichs genialer Feldherr, mit Hilfe der bewundernswerten Tapferkeit seiner Truppen Napoleon mit den Seinen auf die Insel Lobau zurückwerfen konnte. Nach diesem Ereignis, so ist verbürgt, sank

der Kaiser der Franzosen zu Tode erschöpft in einen zwölfstündigen Schlaf; niemand in seiner Umgebung wußte, was zu tun sei, jeder frische Ansturm der Österreicher hätte das Ende des napoleonischen Heeres bedeutet.

Doch ein solcher Angriff unterblieb aus unverständlichen Gründen. Vermutlich hatten Intrigen, die unmittelbar vom kaiserlichen Hofe aus eingesetzt hatten, schuld daran; man berichtet, der Kaiser Franz habe seinem Bruder Karl den verdienten Sieg nicht gegönnt. Nun, wenn dem so war, so schaufelte der kurzsichtige Kaiser sich und seinen Völkern das eigene Grab. Napoleon benutzte die Wartezeit von einem Monat, die ihm vergönnt wurde, füllte sein Heer mit Reserven und Material auf und griff dann zum andern Male am 5. Juli den Gegner bei Wagram an; dieses Mal blieb er siegreich, und der Friede von Schönbrunn am 14. Oktober endete den österreichischen Befreiungsversuch, der mit so edler Begeisterung des ganzen Volkes unternommen worden war. Unvergeßlich blieb der Heldenkampf der Tiroler unter Andreas Hofer, dem Sandwirt von Passeier, dem ein weit besseres Herz für sein Vaterland in der Brust schlug als dem Kaiser Franz in Wien, für dessen Krone und Souveränität der fromme und tapfere Mann sein Blut drangab. Der plötzliche Frieden wollte Hofer nicht in den Sinn, hatten doch eben erst Abgesandte aus Wien ihn und seine Tiroler ermuntert, mutig im Kampfe auszuharren. So ließ sich Andreas verleiten, noch einmal die Waffen zu ergreifen, und sechs Wochen nach dem Schönbrunner Frieden, Ende November 1809, wogten wieder neue Kämpfe im Passeiertal hin und her. Schließlich mußte auch der treue Hofer dem Beispiel seiner Freunde folgen und vor den Feinden flüchten. In einer Sennhütte hoch oben in den Bergen nahm der tiroler Freiheitsführer seinen Aufenthalt, bis sich ein Verräter fand, der den bayrischen Soldaten den Weg wies. Hofer wurde gebunden ins Tal geschleppt und am 20. Februar 1810 auf Befehl Napoleons zu Mantua erschossen.

Auch bei den Heldenkämpfen der Tiroler erleben wir wieder die traurige Tatsache, daß auf Befehl des französischen Gewaltherrschers Deutsche gegen Deutsche ausgesandt wurden. So waren es die Bayern, die sich zur Niederwerfung der Tiroler hergeben mußten.

Im übrigen Deutschland zeitigte der vergebliche Kampf Österreichs gegen Napoleon ebenfalls seine Wirkungen. In Preußen erwarteten die Patrioten jeden Augenblick den Aufruf ihres Königs. Der Major v. Schill, aus den Zeiten der Belagerung Kolbergs rühmlich bekannt, verließ mit seinem Reiter-

regiment die Garnison Berlin, um so dem schwankenden Friedrich Wilhelm das Zeichen zu geben; auch hoffte der Major darauf, daß sich auf seinem künftigen Zuge Freiwillige genug anschließen würden, um das kleine Detachement zu verstärken. Schill stand in Verbindung mit Aufstandsbewegungen in der Altmark und in Hessen, wo Major v. Dörnberg gegen die Herrschaft des Königs Jérôme, eines Bruders Bonapartes, sich zu erheben gedachte. Aber diese beiden Unternehmungen waren schon zusammengebrochen, als Schill Berlin verließ, ohne daß er davon wußte. So war das tollkühne Unternehmen des Husarenführers von Anfang an zum Mißerfolg verdammt. Schill zog über Wittenberg, Dessau nach Bernburg im Anhaltischen, während Streifscharen seines Detachements Köthen und Halle vorübergehend besetzten. Ein Aufruf, den er an die Deutschen erließ, blieb ohne nennenswerten Erfolg, während von allen Seiten bedeutende Truppenaufgebote herbeieilten, um den „Briganten Schill", den Straßenräuber, wie Napoleon den kühnen Freiheitskämpfer wuterfüllt nannte, abzufangen. Bei Dodendorf, in der Gegend von Magdeburg, warf Schill sich anrückenden westfälischen Streitkräften entgegen und siegte in dem Bruderkampf, wenn auch unter schweren Verlusten. Er beschloß jetzt, sich bis nach Stralsund durchzuschlagen, um von dort das offene Meer zu gewinnen. Aber am 31. Mai ereilte ihn hier bei Verteidigung der Stadt sein Verhängnis; Schill fiel im Straßenkampf. Nicht genug, daß sie den Tapferen gestellt hatten, ließ der französische Befehlshaber der Leiche noch den Kopf abschneiden. Elf Offiziere des Schillschen Korps wurden dann später auf Beschluß des französischen Kriegsgerichtes zu Wesel erschossen; so war es der ausdrückliche Wille des Kaisers Napoleon.

Glücklicher verlief noch der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls, dessen Vater die preußische Armee bei Auerstedt befehligt hatte und in dieser Schlacht auf den Tod verwundet worden war. Friedrich Wilhelm, der „schwarze Herzog" genannt, hatte unter Opferung seines Vermögens eine Armee von Freiwilligen gesammelt und mit ihnen im Verbande der Österreicher gekämpft. Als die Kunde vom Waffenstillstande zwischen Habsburg und Bonaparte eingetroffen war, löste der schwarze Herzog sein Detachement nicht auf, sondern beschloß, um ganz Deutschland ein Beispiel zu geben, sich bis zur friesischen Küste durchzuschlagen und von dort nach England einzuschiffen. Über Halberstadt, Braunschweig, das seinen Herzog stürmisch begrüßte, Hannover und Bremen gelang es auch der mutigen

schwarzen Schar, sich nach mancherlei Fährnissen bis nach Nienburg an der Weser durchzuschlagen. In bei Elsfleth bereitgestellten Schiffen gewann der Herzog glücklich das offene Meer, noch von dem Feuer der Verfolger begleitet. Mit seinen Truppen bildete er später die „deutsche Legion" und kämpfte unter Wellington in Spanien weiter gegen die Franzosen. In dem Gefecht bei Quatrebras am 15. Juni 1815, das die Schlacht bei Belle Alliance einleitete, ist dieser vorbildliche deutsche Fürst und Führer dann gefallen.

Alle diese Unternehmungen von Dörnberg, Schill und dem Braunschweiger Herzog waren weder militärisch noch politisch von Wert, aber sie bewirkten etwas anderes, den in ihrer Knechtschaft verharrenden Deutschen zeigten sich endlich wieder Männer, die trotz Tod und Teufel um der Freiheit willen freudig das eigene Leben daransetzten. Das große Beispiel fand Tausende von Nachfolgern; in den späteren Freiheitskriegen waren es die Namen und Taten der Helden von 1809, die dem erwachten Volke auf seinen Rachezug voranleuchteten. —

Der Sieg über Österreich schien die Macht Napoleons unwiderruflich befestigt zu haben; allein nur noch England, dessen Macht auch die von dem Kaiser verhängte Kontinentalsperre nicht hatte brechen können, stand wider ihn, und mit den Erfolgen wuchs auch der weitere Machthunger Bonapartes. Kaiser Franz hatte ihm seine Tochter Marie Louise zur Gemahlin gegeben; als Schwiegersohn eines der ältesten Herrschergeschlechter der Welt wünschte der Eroberer, die ganze Erde unter seinen Füßen zu sehen. Von der Habsburgerin war ihm ein Erbe geboren worden, dem Napoleon schon vor der Geburt den Titel eines Königs von Rom verliehen hatte. Der Kaiser stand auf der Höhe seines Glücks. Da begannen die Schwierigkeiten, die schon lange zwischen ihm und seinem Verbündeten, dem Zaren Alexander von Rußland, schwebten, sich zur Krise zu entwickeln: Napoleon rüstete ein gewaltiges Heer, das größte, das die Welt bislang erlebt hatte, 650000 Mann stark, wovon allerdings die wenigsten Franzosen waren; sondern aus den unterworfenen Völkern Europas, aus Spaniern, Holländern, Italienern usw. setzte sich die „große Armee" zusammen und zählte nicht weniger als auch 200000 Deutsche in ihren Reihen!

Bei diesem Aufmarsch geriet Preußen, dessen heimliche Rüstungen weit vorgeschritten waren, in die höchste politische Bedrängnis. Der Invasion der großen Armee gänzlich preisgegeben, blieb dem König zuletzt nichts anderes

übrig, als das von Napoleon diktatorisch verlangte Bündnis anzunehmen und diesem für seine russischen Operationen ein Hilfskorps von 20000 Mann unter dem Befehl des Generals v. Yorck zur Verfügung zu stellen. Die Erregung im Lande stieg aufs äußerste, die Patrioten warfen dem König geradezu Verrat vor; viele Offiziere, darunter ein Clausewitz, verließen die Armee und stellten ihren Degen dem Zaren zur Verfügung. Und noch ein anderer wachte: der Freiherr vom Stein! In Prag erreichte ihn der Ruf des Zaren, sich nach Petersburg zu begeben, um dem Kaiser ein Berater zu sein. Stein folgte umgehend dieser Aufforderung und ist es dann in der Folge gewesen, der Rußland dazu bewegen konnte, nach der siegreichen Beendigung des Feldzuges von 1812 nicht an den russischen Grenzen haltzumachen, sondern Napoleon endgültig zu vernichten.

Nach der verlustreichen Schlacht von Borodino zog Napoleon am 14. September 1812 in Moskau ein, dessen Straßen menschenleer und dessen Häuser von den Bewohnern verlassen waren. Die Friedensverhandlungen, die der Kaiser einleitete, wußten die Russen so lange hinzuziehen, bis der Winter gekommen war. Da brach noch dazu der große Brand von Moskau aus, den die Russen selbst gelegt hatten. Napoleon mußte sich zurückziehen, und jener Marsch voll Furchtbarkeit und Grauen begann, der durch den Winterfrost und die Kugeln der nachdrängenden Russen die große Armee vernichtete, wie das Volkslied zu singen weiß: „Mit Roß und Mann und Wagen hat sie der Herr geschlagen."

Der linke Flügel der großen Armee unter dem Marschall Macdonald befand sich in den Ostseeprovinzen und hatte auch das preußische Korps Yorck unter seinem Kommando. Schon vor Riga hatten den General die ersten Angebote, mit Rußland zu paktieren, erreicht. Yorck bat Berlin um nähere Anweisung, zumal sich die Nachrichten von der schweren Niederlage Napoleons häuften; auch die Armee Macdonald mußte jetzt zurückweichen. Das Korps Yorck wurde vollständig umringt, und sein Führer stand jetzt vor der Frage, es für Frankreich zu opfern oder das unnatürliche Bündnis mit diesem in ein natürliches mit den siegreichen Russen zu verwandeln. Yorcks Adjutant Seydlitz hatte von Berlin, wohin er neuerlich gesandt worden war, wieder nichts anderes mitbringen können als den höchst zweifelhaften Befehl des Königs: „Nach den Umständen handeln!" Die Art, wie jetzt Yorck diese Umstände auffaßte, ließ ihn für immer in die preußische und deutsche Geschichte ein-

Monsieur mon frère

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté

Je suis de votre Majesté le bon frère

Napoléon

Sedan le 1 Sept. 1870

1. Sept. 1870. Napoleons III. Brief an Wilhelm I. nach der Schlacht bei Sedan.

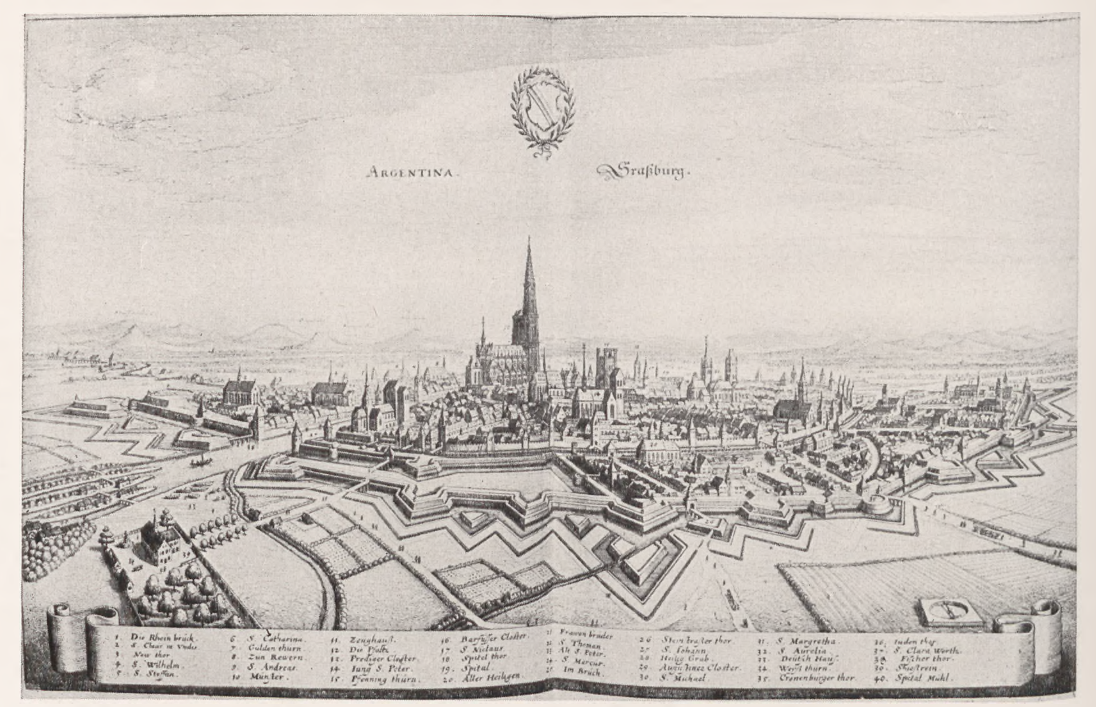
Monsieur mon frère

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté.

Je suis de votre Majesté

le bon frère

Napoléon.



Merian. Straßburg.

Unter Kaiser Augustus entstand die städtische Siedlung, Argentoratum, die der 8. römischen Legion als Standort diente. 406 fiel den Alemannen das Elsaß zu, die Stadt ging in Flammen auf. Seit dem 6. Jahrhundert trägt sie den jetzigen Namen. Die Bedeutung der Stadt wuchs seit Begründung des Bistums, 1015 legte Bischof Werner den Grundstein zum Münster, 1277 begann Erwin von Steinbach den Bau der Fassade und der Türme, den sein Sohn Johannes fortsetzte und Hans Hültz aus Köln zum Abschluß brachte.

Im 13. Jahrhundert wurde Straßburg freie Reichsstadt, 1475 hatte es über 20000 Einwohner. Gutenberg stellte die erste Druckerpresse in Straßburg auf, die Dichter Sebastian Brand, Thomas Murner und Johann Fischart wirkten in Straßburg. 1621 wurde die Universität errichtet.

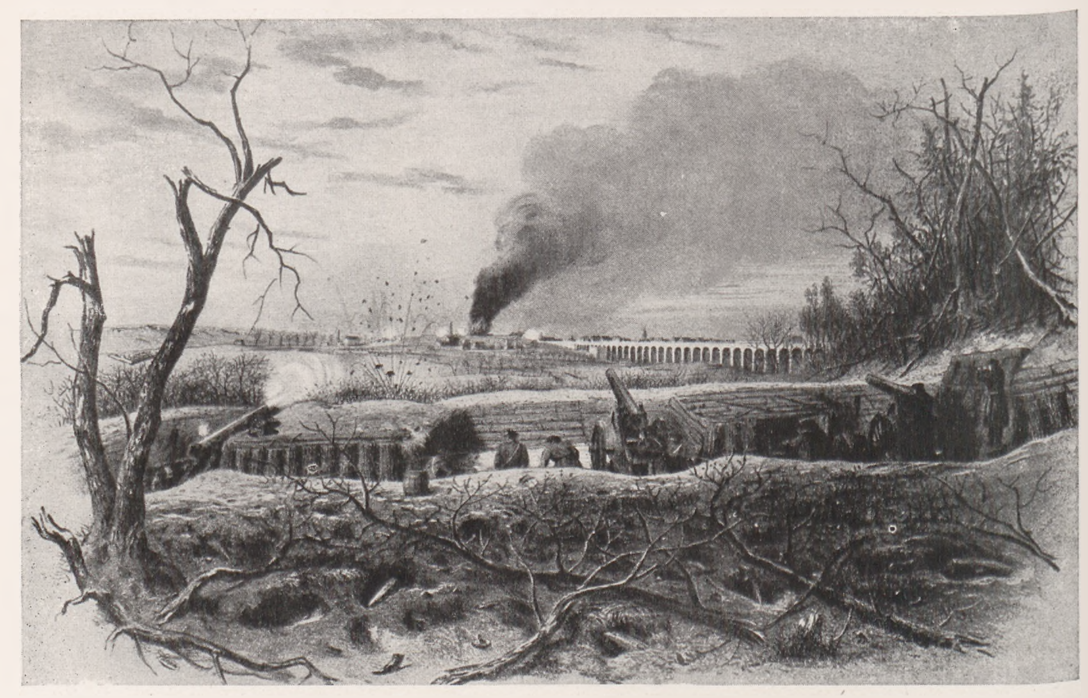
1681 griff Ludwig XIV. mitten im Frieden Straßburg mit 30000 Mann an und erzwang die Übergabe. Die neue Regierung begünstigte mit Erfolg die Ausbreitung des Katholizismus. 1870 wurde Straßburg bereits 7 Tage nach der Schlacht bei Wörth, am 13. August, durch General Werder eingeschlossen, vom 24.—27. August ergebnislos beschossen. Die dann beginnende regelrechte Belagerung hatte die Übergabe der Festung am 28. 9. 1870 zur Folge.

Bild 114.



1870/71. Batterie Nr. 8 „Kronprinz" hat die eroberten Geschütze gegen Paris gerichtet.

Über die Notwendigkeit der Beschießung von Paris herrschte im Deutschen Hauptquartier die größte Meinungsverschiedenheit. General Blumenthal hielt eine Beschießung für nutzlose Verschwendung. Dieser Ansicht schloß sich Moltke zunächst an, einmal, weil er die Kapitulation durch Hunger sowieso als gegeben ansah, weiter aber auch, weil das Herbeischaffen der Belagerungsartillerie große Schwierigkeiten verursachte. Bismarck und Roon waren für sofortige Inangriffnahme der Kanonade. Inzwischen waren die notwendigen Geschütze eingebaut. Und als das Drängen der Artilleristen und Ingenieure immer stärker wurde, entschloß sich Moltke zur Beschießung der befestigten Stadt Paris.



1870. Deutsche Angriffsbatterie vor Paris.

Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 hatten 200000 deutsche Soldaten Paris eingeschlossen, das als stark ausgebaute Festung etwa 500000 Bewaffnete barg. Groß angelegte Ausfälle wurden zurückgeschlagen. Moltke nahm sich Zeit mit dem Beginn der Beschießung von Paris, da er sie nicht unternehmen wollte, bevor die dazu gehörende Artillerie und Munition nicht ordnungsgemäß an Ort und Stelle aufgebaut war. Am 27. Dezember 1870 begann die Beschießung der Befestigungen des Mont Avron, der Forts Issy, Vanves, Montrouge Villejuif, die bald niedergekämpft waren. Enger wurde der Belagerungsgürtel gezogen. Inzwischen waren die französischen Truppen auf den anderen Kriegsschauplätzen überall geschlagen worden. Die Not in Paris wuchs. Am 18. Januar 1871 fand in Versailles die Kaiserproklamation statt. Am nächsten Tage unternahm die Pariser Besatzung mit 100000 Mann einen letzten großen Ausbruchsversuch, der mißlang. Am 23. Januar fanden mit Jules Favre zu Versailles die Friedensverhandlungen statt, am 28. Januar ergab sich Paris, die Besatzung wurde zu Gefangenen gemacht.

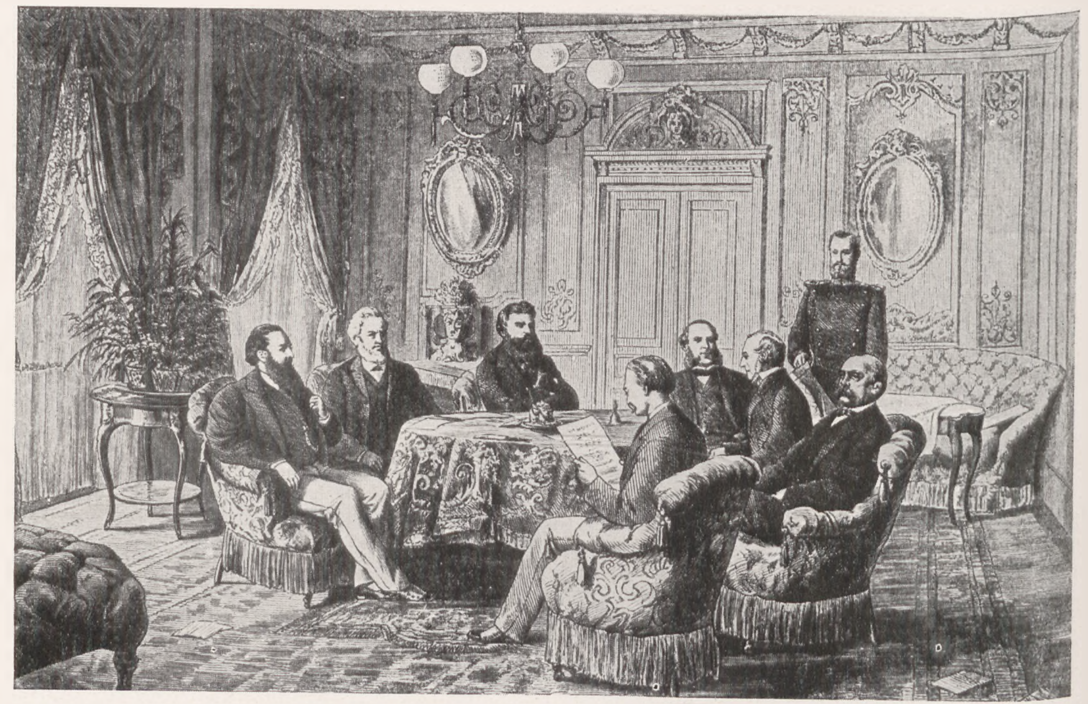
Bild 116.



G. Bleibtreu. Kapitulation von Sedan 1870.

In der Nacht des 1. September 1870 fanden nach der Schlacht bei Sedan die ersten Kapitulationsverhandlungen zwischen Moltke, Bismarck und dem französischen General von Wimpffen in einem Zimmer eines Hauses zu Donchery statt. Wimpffen verlangte Entlassung der Armee, Moltke und Bismarck bestanden jedoch auf Kapitulation und Gefangenschaft. Eine Einigung wurde nicht erzielt, den Franzosen aber die Beschießung der Stadt Sedan angekündigt, falls bis 9 Uhr morgens keine Kapitulation stattgefunden habe.
Um 5 Uhr morgens fand die denkwürdige Zusammenkunft Bismarcks mit Kaiser Napoleon auf einer Straße vor Donchery statt mit anschließender Unterredung in einem kleinen Weberhäuschen an der großen Straße, die nach Sedan führt.
Am 2. September 1870 um 10 Uhr morgens wurden die Kapitulationsbedingungen von Wimpffen unterzeichnet.

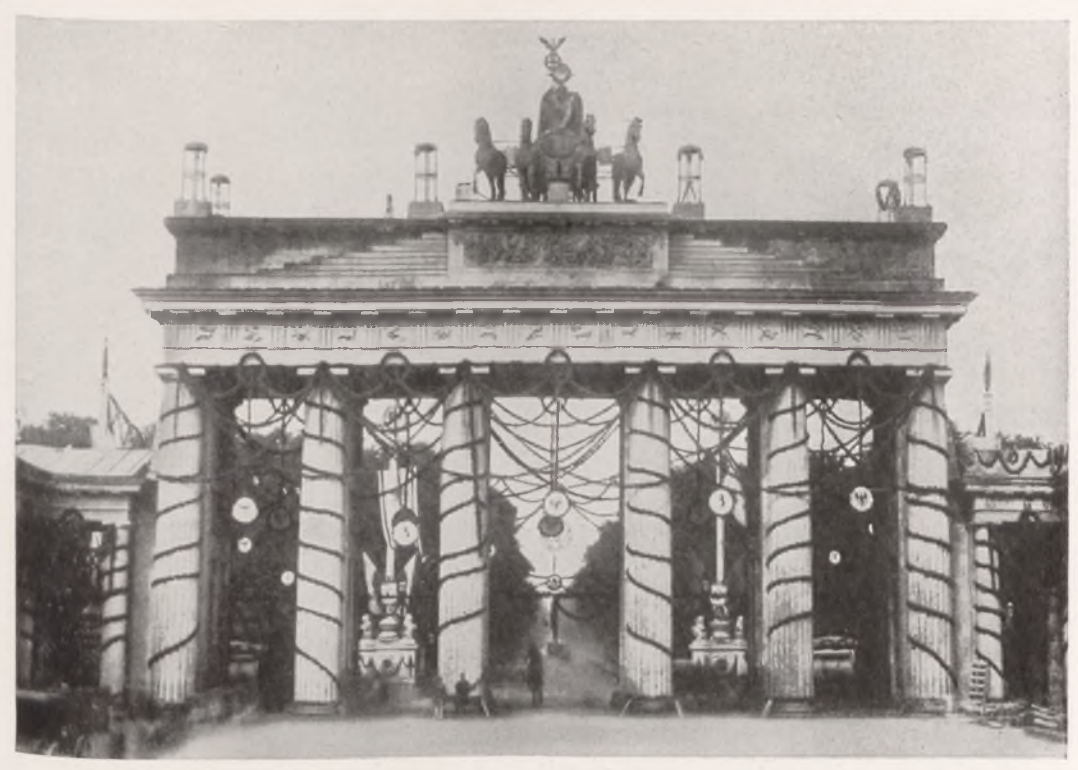
Bild 117.



1871. Friedensverhandlungen zu Frankfurt a. M.

Nach dem ruhmreichen Feldzug 1870/71 gegen Frankreich kam am 26. Februar 1871 nach langwierigen Verhandlungen der Friedens-Präliminar-Vertrag von Versailles, dem der endgültige Friedensschluß am 10. Mai 1871 zu Frankfurt a. M. folgte, zustande. Das Deutsche Reich erhielt das Elsaß mit Straßburg (ohne Belfort) und Deutsch-Lothringen mit Metz zugesprochen. Frankreich mußte eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Frank zahlen. Bis zur vollständigen Erfüllung der Friedensbedingungen blieben einige Departements von deutschen Truppen besetzt. Die Deutschen hatten etwa 50000 Tote zu beklagen, während der Verlust der Franzosen sich auf 139000 Tote belief.

Bild 118.



1871. Das mit Girlanden geschmückte Brandenburger Tor.

Am 17. März 1871 zog Kaiser Wilhelm I. nach der siegreichen Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges, überall jubelnd begrüßt, in der Hauptstadt Berlin wieder ein. Am 21. März wurde der erste Reichstag des neugegründeten Deutschen Reiches eröffnet, Bismarck als Schmied dieses Reiches und als ersten Reichskanzler in den Fürstenstand erhoben.

Am 9. März 1888 starb Kaiser Wilhelm I. im Alter von 91 Jahren, betrauert vom ganzen deutschen Volk.

Bild 119.



Wilhelm II. und Bismarck.

„Bismarck war der Götze in meinem Tempel, den ich anbetete. Aber Monarchen sind eben auch Menschen aus Fleisch und Blut, deshalb sind auch sie den Wirkungen ausgesetzt, die sich aus den Handlungen anderer ergeben. —
Meine Tragik im Falle Bismarck liegt darin, daß ich der Nachfolger meines Großvaters wurde, also gewissermaßen eine Generation übersprang. Das ist schwer. Man hat immer mit alten verdienten Männern zu tun, die mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart leben und in die Zukunft nicht hineinwachsen können. Wenn der Enkel auf den Großvater folgt und einen von ihm verehrten, aber alten Staatsmann von der Größe Bismarcks vorfindet, so ist das nicht ein Glück, wie es scheinen könnte und wie ich gedacht hatte."
Wilhelm II. in „Ereignisse und Gestalten" 1922.

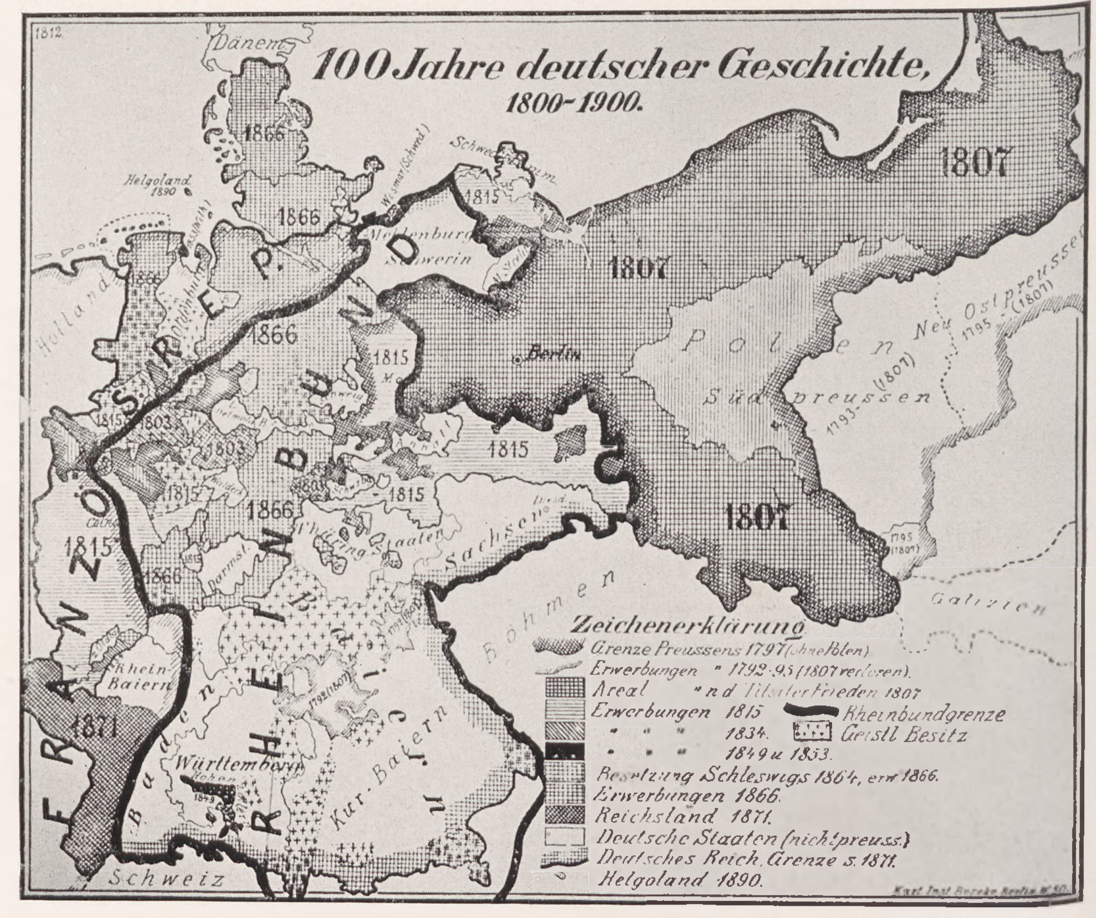
Bild 120.



Huldigung der Studenten vor Bismarck.

Otto, Fürst von Bismarck geb. 1815, gest. 1898), war Deichhauptmann in Schönhausen. 1845 Mitglied der Provinziallandtage von Pommern und Sachsen, 1849 Mitglied des Abgeordnetenhauses, 1850 des Erfurter Parlamentes, 1851 Eintritt in den Staatsdienst, 1851 bis 1859 Gesandter beim Deutschen Bundestag, dann Gesandter in Petersburg und Paris, 1862 preuß. Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen. 1864 veranlaßte Bismarck den Krieg Preußens und Österreichs gegen Dänemark, 1866 siegreicher Krieg gegen Österreich, 1867 Bundeskanzler des neuen Norddeutschen Bundes, nach 1871 Reichskanzler des deutschen Kaiserreiches, das hauptsächlich durch seine Einwirkung entstanden war. Er war ein scharfer Gegner der Sozialdemokratie, führte 1880 eine Zollreform durch. Von Wilhelm II. wurde er 1890 entlassen. Bismarck lebte dann in Friedrichsruh, politisch immer noch tätig. Er starb am 30. Juli 1898.

Bild 121.



1800—1900. 100 Jahre deutscher Geschichte.

Obige Karte veranschaulicht die Entwicklung der deutschen Geschichte im Verlauf von 100 Jahren. Der Vertrag von Versailles vom 28. Juni 1919 gab an Belgien Eupen und Malmedy, an Frankreich Elsaß-Lothringen, Nordschleswig an Dänemark, das Hultschiner Ländchen an die Tschechoslowakei, die Provinz Posen, Westpreußen (mit Ausnahme der Abstimmungsgebiete), größere Teile von Ostpreußen, Teile von Oberschlesien an Polen. Polen erhielt außerdem durch den „polnischen Korridor" den Zugang zur Ostsee. Danzig wurde Freistaat, Memel den alliierten Mächten zugesprochen, das Saarbecken für 15 Jahre einer Völkerbundsregierung übertragen. Sämtliche deutsche Kolonien wurden an die Alliierten abgetreten, die sie als Mandate verwalten.

Bild 122.



1900. Soldaten des 1. Ostasiatischen Infanterie-Regiments mit den beim Sturm auf die Peitangforts am 20. September 1900 eroberten Fahnen.

Im Jahre 1900 wahrten die großen Nationen, darunter auch das Deutsche Reich, ihre Rechte in China. Den Boxern gelang es, die Stadt Peking von der Küste abzuschneiden. Die Europäer hatten sich inzwischen in den stark verbarrikadierten Gesandtschaftsgebäuden zurückgezogen. Von den Takuforts beschossen die Chinesen die Kriegsschiffe der europäischen Mächte, jedoch konnten die Europäer am 18. Juni 1900 die Takuforts einnehmen. Von hier aus konnte dann Peking befreit werden. Die Gesandtschaften hatten sich in der Stadt halten können. Der deutsche Gesandte, Freiherr von Ketteler, war jedoch ermordet worden. Mit der Einnahme von Peking war die chinesische Regierung zum Nachgeben gezwungen worden.

Bild 123.



1900.

Einzug des deutschen 1. Ostasiatischen Infanterie-Regiments in Schanghai unter Oberst Norman. Vorbeimarsch vor dem Gebäude des Ostasiatischen Lloyd in der Nanking-Road.

Die Boxer (Ta-chuan) waren eine Organisation chinesischer Patrioten, die schon 1890 als chinesischer Geheimbund geschaffen wurde. Im Jahre 1900 erhoben sich die Boxer gegen die Christen und Europäer und riefen einen großangelegten Aufstand hervor. Die europäischen Mächte setzten ihre Truppen unter dem Oberbefehl des deutschen Generals Graf Waldersee gegen die aufständischen Chinesen ein und brachen ihren Widerstand. Man schätzt die von den Boxern getöteten Menschen auf etwa 30000.

Bild 124.



1901. Wilhelm II. in Maria-Laach.

„Als die Benediktiner um eine Niederlassung am Rhein baten, sorgte ich dafür, daß dem Orden die prächtige — damals unbenutzte — romanische Abtei Maria-Laach übergeben wurde. Der Orden, der feine Künstler — darunter den Pater Desiderius — unter seinen Mitgliedern besitzt, hat die Abtei aus Vernachlässigung und Verfall durch herrliche Innendekoration zu neuer Blüte emporgebracht. Oft habe ich Maria-Laach besucht und mich an dem Fortschreiten der Ausgestaltung erfreut, wie auch an dem Verkehr mit den klugen Äbten und dem herzlich-schlichten Empfang seitens der treuen Brüder."

Wilhelm II. in „Ereignisse und Gestalten" 1922.



1903. Wilhelm II. besucht die St. John-Kirche auf Malta.

Über einen Besuch im Jahre 1903 bei Papst Leo XIII. schreibt Wilhelm II.:

„Interessant war mir, daß der Papst mir bei dieser Gelegenheit sagte, Deutschland müsse das Schwert der katholischen Kirche werden. Ich wendete ein, daß das alte römische Reich deutscher Nation doch nicht mehr bestehe, daß die Voraussetzungen andere geworden wären. Aber er blieb dabei."

Wilhelm II. in „Ereignisse und Gestalten" 1922.

Bild 126.



1904—1905. Kamelreiterkompanie der ehemaligen deutschen Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika.

Das wichtigste Ereignis im großen Herero-Aufstand des Jahres 1904 war der eindrucksvolle Sieg der deutschen Schutztruppe über die vereinigten Kräfte der Hererostämme in den verlustreichen Kämpfen am Waterberge. Der Ausgang dieses Kampfes bewirkte das Ende des Aufstandes.

Im Vertrag von Versailles wurden die deutschen Kolonien unter Großbritannien, Frankreich, Japan, Belgien, Australien verteilt, wobei sie als Völkerbundsmandate erklärt wurden. Als Vorwand zu diesem Raub diente die Behauptung, daß Deutschland nicht fähig sei, Kolonien ordnungsgemäß zu verwalten, eine Behauptung, die sich in ihrer Dreistigkeit würdig der Kriegsschuldlüge zur Seite stellt.

Bild 127.



31. März 1905. Besuch des Kaiser Wilhelm II. in Tanger.

„In das Jahr 1905 fällt die mir sehr contre cœur unternommene Tangerreise — — trat Bülow mit dem weiteren Wunsche hervor, ich möchte auch Tanger anlaufen und durch den Besuch des marokkanischen Hafens die Stellung des Sultans den Franzosen gegenüber stärken — — schweren Herzens gab ich nach, denn ich befürchtete, daß dieser Besuch bei der Lage der Dinge in Paris als Provokation aufgefaßt werden könnte und in London die Geneigtheit zur Unterstützung Frankreichs im Kriegsfalle bewirken würde. Da ich Delcassé im Verdacht hatte, daß er Marokko zum Kriegsgrund machen wollte, fürchtete ich, daß er den Tangerbesuch dazu benutzen könnte. Den ersten Beweis für die Wirkung des Besuches in Tanger erfuhr ich, als ich in Gibraltar ankam und von den Engländern sehr förmlich und frostig empfangen wurde, im Gegensatz zu der herzlichen Aufnahme im Vorjahre. — — In Paris herrschte Erbitterung und Wut, Delcassé versuchte zum Kriege zu hetzen; er drang nur deshalb nicht durch, weil sowohl Marineminister wie der Kriegsminister erklärten, Frankreich sei noch nicht bereit."
Wilhelm II. in „Ereignisse und Gestalten". 1922.

Bild 128.

gehen: am 30. Dezember 1812 schloß er mit dem russischen General v. Diebitsch die Konvention von Tauroggen, in der sich die Preußen als neutral erklärten, bis König Friedrich Wilhelm den Vertrag ablehnte oder anerkannte.

Der eiserne York wußte, daß allein sein Kopf bei seiner kühnen Tat gefährdet war; er handelte dennoch, weil er die Größe des weltgeschichtlichen Augenblickes begriff. Auf dieses Zeichen hin rührte sich bald ganz Ostpreußen, das eben um diese Zeit auch den Besuch des Freiherrn vom Stein empfing, der im Auftrage des Zaren über die Bewaffnung der Provinz verhandelte. Die allgemeine Volksstimmung beendete nun auch das Schwanken des Königs, der aus dem gefährdeten Berlin sich nach Breslau begab, wo am 3. Februar 1813 der denkwürdige Aufruf: „An mein Volk!" erlassen wurde. Da schlossen sich die Universitäten und Kontore, da strömten aus allen Teilen des Landes die Freiwilligen herbei, Lützow sammelte seine Scharen: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" Am 28. Februar dann schlossen Rußland und Preußen zu Kalisch das Schutz- und Trutzbündnis gegen Frankreich.

Napoleon hatte unterdessen neue Heere aufgestellt. Am 2. Mai traf er bei Groß-Görschen mit den Verbündeten zusammen und zwang sie zum Rückzug. Dabei wurde Scharnhorst verwundet, aber ohne sich Schonung aufzuerlegen, begab sich der Reorganisator der preußischen Armee unverzüglich nach Österreich, um dort Verhandlungen einzuleiten, die den schnellen Anschluß der Monarchie an das preußisch-russische Bündnis zum Ziele hatten. Denn nur nach solcher Verstärkung war zu hoffen, daß man Napoleon vernichten könne. Wenige Monate später starb Gerhard Scharnhorst an den Folgen seiner Verwundung in Prag und hat selbst die Krönung seines Lebenswerkes nicht mehr gesehen.

Durch den unentschiedenen Ausgang der Groß-Görschener Schlacht war es nicht gelungen, Sachsen vom napoleonischen Bündnis abzuziehen. Die Stimmung der Truppen dürstete nach einer neuen Schlacht, abermals bei Bautzen konnte Bonaparte das Feld behaupten, wenn ihm auch keinerlei Beute in die Hände fiel. Am 4. Juni kam es zu einem Waffenstillstand, der sich als verhängnisvoll für den Franzosenkaiser erweisen sollte. Hochmütig lehnte er alle weitgehenden Vorschläge des österreichischen Kanzlers Graf Metternich ab, so daß schließlich auch Österreich sich zu Reichenbach den Preußen und Russen anschloß. Jetzt standen 440 000 Franzosen und Rheinbündler gegen 500 000 Mann der Verbündeten.

Am 23. August eröffnete General v. Bülow mit der Schlacht bei Großbeeren, unweit der preußischen Hauptstadt, die Reihe der deutschen Siege. Vier Tage später schlug kurmärkische Landwehr die Franzosen bei Hagelberg. Eben war auch Kunde von Schlesien eingetroffen, wo der Liebling des ganzen Heeres, der Volksgeneral „Old Blüchert", wie seine Leute ihn nannten, gemeinsam mit seinem genialen Stabschef Gneisenau, dem späteren Sieger von Belle Alliance, die Franzosen unter Macdonald entscheidend an der Katzbach geworfen hatte. Die Armee Blücher begann damit ihren glänzenden Siegeszug, der erst in den Mauern von Paris sein Ende finden sollte. Bei Wartenburg erzwang sie unter York den Übergang über die Elbe, riß so auch die andern Armeen mit sich, und vom 15. bis 18. Oktober 1813 tobte die Völkerschlacht bei Leipzig, nach deren völligem Verlust Napoleon Deutschland endgültig räumen mußte. Der Tag der Freiheit war angebrochen... Am Neujahrstage dieses ereignisreichen Jahres überschritt die Armee Blücher bei Caub den Rhein, und während trotz der siegreichen Schlacht bei La Rothière die Hauptarmee unter dem österreichischen Generalissimus Fürst Schwarzenberg nur zögernd weiter vorging, eilte Blücher stracks die Marne hinab über Chalons nach Paris. Bei Étoges und Vauchamps konnte Napoleon ihn aufhalten und wähnte den Marschall Vorwärts bereits vernichtet. Er hatte sich getäuscht; nach wechselnden Schlachtenerfolgen erreichten die Verbündeten am 30. März die französische Hauptstadt, und am nächsten Tage bereits hielten der Zar und König Friedrich Wilhelm III. ihren Einzug in Paris. Napoleon mußte der Krone entsagen und erhielt die Insel Elba als Zufluchtsort eingeräumt.

Von dort stieß der kühne Eroberer, der noch nicht wahrhaben wollte, daß die Sonne von Austerlitz endgültig verloschen war, auf einem kühnen Zuge im Februar 1815 noch einmal vor, um sich die Herrschaft Frankreichs zurückzuerobern. Unverzüglich sandten Engländer und Preußen ihre Armeen wider ihn, und bei Belle Alliance oder Waterloo endete der napoleonische Traum nach einer kurzen Herrschaft von hundert Tagen. Auf der einsamen Insel St. Helena endete am 5. Mai 1821 das Leben des großen Eroberers. Der Kongreß in Wien aber, auf dem seit dem Herbst 1814 die Fürsten Europas über eine Neuordnung der Welt berieten und den die Landung Bonapartes so unsanft gestört hatte, trat aufs neue zusammen.

Im Herzen des deutschen Volkes lebte die Hoffnung, daß jetzt die Gelegen-

heit gekommen sei, das Deutsche Reich in alter Herrlichkeit wiederherzustellen. Für Deutschland waren die Männer des Lützowschen Freikorps ins Feld gezogen, für Deutschland hatte Theodor Körner sein junges und zukunftsreiches Dichterleben bei Gadebusch hingegeben. Wohl stand vor diesem neu erträumten Vaterlande die Befreiung von den französischen Ketten; aber war es nicht dieses gleiche Frankreich gewesen, daß das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in Trümmer geschlagen hatte? Den wenigsten war es recht klar geworden, daß 1803 und 1806, der Reichsdeputationshauptschluß und die Niederlegung der Kaiserkrone durch Franz I., nur eine Entwicklung beendet hatten, die schon 1648 eingeleitet worden war. Auch nicht einer wußte, wie nun etwa ein neu zu errichtendes Reich beschaffen sein müßte; selbstverständlich blieb nur bei jeder Überlegung der Grundsatz, bei seiner Neugestaltung Österreich miteinzuschließen. Man übersah, daß dieser Staat nach wie vor außerdeutsch bestimmt blieb und durch ihn alle Spaltungserscheinungen der Vergangenheit wieder neu aufleben müßten. Aber man hoffte, hoffte mit der ganzen Inbrunst und heiligen Gläubigkeit, derer der deutsche Idealismus und das deutsche Gemüt fähig waren.

Desto vernichtender traf alle die Enttäuschung. Die Großmächte Österreich und Rußland, wozu sich dank seines geschmeidigen Vertreters Talleyrand auch das besiegte Frankreich gesellte, hatten auf dem Wiener Kongresse wichtigere Angelegenheiten zu beraten als sich um ein Märchengebilde zu kümmern, das, wie man spöttelte, von Ideologen ertüffelt war und sich Deutschland nannte. Preußen, auf das die Patrioten die größten Hoffnungen setzten, besaß nicht die geeigneten Vertreter und hatte auch nicht einmal die Macht, gegenüber den Großmächten entscheidend wirken zu können. So entstand nach ewigen Konferenzen, Intriguen und Wortfechtereien der sogenannte Deutsche Bund.

*



Theodor Körners Grab bei Wöbbelin.

Nach einer anonymen Zeichnung aus dem Jahre 1813, vier Wochen nach Körners Tode.

Der Dornenweg in die deutsche Einheit

Vor dem Jahre 1806 schrieb Goethe verzichtend:

„Zur Nation euch zu bilden, Ihr hoffet es Deutsche vergebens;
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!“

Auch Schiller hatte eine Unterscheidung getroffen, indem er das Deutsche in zwei Begriffe teilte, das Deutsche Reich und die deutsche Nation. Seit 1648, so fühlten diese beiden großen Männer ihres Volkes, gab es in der Tat kein Reich mehr. Dennoch hatte die deutsche Nation nicht zuletzt durch ihre Schöpfungen, die eine allgemeine Blüte in der Kunst hervorriefen, ein unvergängliches Geistestum bewiesen, das alle Welt anerkennen mußte. Goethe glaubte also auch in Zukunft eine deutsche politische Einheit entbehren zu können, bis die napoleonische Zeit und ihre Schrecken jedem lehrten, daß nur ein starker Staat dem Geistesleben der Nation den dauernden Rückhalt zu bewahren vermag, ohne den auch dieses auf die Dauer wieder versinken wird. Der Wiener Kongreß aber hatte es vermieden, die für alle sehenden Deutschen brennende Frage einer Lösung entgegenzuführen. Was war der Deutsche Bund, der hier entstand?

An die Stelle des ehemaligen ersten Reiches der Deutschen war eine Art loser Zusammenschluß der großen, mittleren und kleinen Staaten getreten. Da waren zunächst die beiden Großmächte Österreich und Preußen, von denen das erstere in dem Bunde höchstens ein Instrument sah, um als ein Puffer gegen Paris zu dienen, in dem Wien noch immer den alten Gegner fürchten mußte; das Deutsche kam durchaus in zweiter Linie, hatte doch Habsburg im Wiener Kongreß seinen außerdeutschen Besitz noch durch großen Landerwerb in Italien vergrößern können, um dafür seine deutschen Besitzungen am Oberrhein an Baden und Württemberg abzutreten. Preußen war damit schon rein geographisch, ganz abgesehen von seiner staatlichen und militärischen Macht, zum künftigen deutschen Führer bestimmt. Zwar war es beim Wiener Kongreß für seine Leistungen in den Befreiungskriegen, deren Seele es gewesen war, nicht gerade überreich belohnt worden; es erhielt einen Teil von Sachsen, die heutige Provinz Vorpommern, Jülich und Berg, das Siegener Land und

die ehemaligen geistlichen Fürstentümer von Köln und Trier. In Verbindung mit seinen früheren Besitzungen am Rhein entstand so die heutige Rheinprovinz, ein Ereignis von nationaldeutscher Bedeutung. Preußen war damit zwar in zwei Gebiete geschieden, die äußerlich nicht zusammenhingen, aber es hatte mit den neuen Erwerbungen auch den Schutz der deutschen Westgrenze übernommen: preußische und deutsche Interessen fielen eng zusammen. Und doch war das nichts mehr als nur Verheißung; schier übermenschliche Kraft war notwendig, um das neue Reich zu hämmern, in dem nur einer Führer sein konnte: Preußen oder Österreich.

Solche Binsenweisheit, wie wir heute urteilen können, war den Köpfen der Patrioten nach 1815 noch nicht aufgegangen. Ein Mann wie Ernst Moritz Arndt, der treue Begleiter des Freiherrn vom Stein, dachte mit vielen andern sich die Lösung bereits als vollendet, wenn das seltsame Gebilde des Deutschen Bundes sich nur ein Oberhaupt küren möchte. Es war also ein Rückfall in die Gedanken vergangener Jahrhunderte, wenn Arndt schrieb: „Nun ein deutscher Bundesstaat und ohne einen Kaiser? Und der soll in Eintracht und Kraft zusammenhalten? Das kann er nicht und wird er nicht: nur ein Mächtigster, der zwingen kann, mag viele zusammenhalten. Der Stuhl unserer Herrschaft ist ledig, wir warten dessen, der da kommen und wieder auf ihm sitzen soll." Gewiß bedurfte ein neues Deutsches Reich eines Oberhauptes, aber vorher war etwas anderes notwendig: der Dualismus Preußen-Österreich mußte beseitigt werden. Wie das geschehen sollte, darüber dachten die Männer von 1815 noch nicht nach; selbst ein Großer wie Stein hielt ein neues Reich noch immer für möglich, in dem Österreich und Preußen sich die Herrschaft teilen unter gleichzeitiger Schwächung der erst durch Napoleon entstandenen Mittelstaaten, in denen er nicht mit Unrecht eine Gefahr für eine Reichseinheit erblickte.

Die bittere Enttäuschung, die Deutschland durch den Ausgang des Wiener Kongresses erlebte, brachte es jetzt mit sich, daß die Ideen der französischen Revolution endlich Eingang fanden. Die französische Nation hatte ganz Europa unterwerfen können, weil sie mit der geeinten Volkskraft gegen die Staaten des Absolutismus, in dem es nur Regierende und Untertanen gab, vorstieß. Und nur deshalb war sie schließlich von der Vergeltung ereilt worden, weil jene Staaten sich notgedrungen dazu bequemen mußten, ihrerseits jetzt das Volk aufzurufen. Man tat das ungern genug und hielt es nach der

Beendigung der Freiheitskriege für selbstverständlich, daß die alten Zustände wieder zurückkehren müßten. Die „Heilige Allianz", in der sich auf Anregung des österreichischen Staatskanzlers Metternich und des Zaren Alexander Rußland, Österreich und Preußen zur Wahrung des Weltfriedens zusammengeschlossen hatten, diente bald ganz andern Zwecken: nämlich der rücksichtslosen Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung in den Völkern. In Preußen wurden Männer wie Arndt und Schleiermacher verleumdet und verfolgt; hier wie in Österreich führte die Reaktion das Wort. Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I., schrieb damals: „Hätte Preußen 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrigbleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber?"

Die Seele der reaktionären Unterdrückung war Metternich. Und weil die freiheitlichen Bestrebungen der Deutschen Hand in Hand gingen mit der Sehnsucht nach einem neuen Deutschen Reich, sehen wir in ihm zugleich auch einen Unterdrücker des deutschen Gedankens. Volle dreiunddreißig Jahre hat Metternich noch regieren können, ehe der große Sturm ausbrach, an dem er ein gerüttelt Maß von Schuld trug. In der Wiener Bundesakte war verheißen worden, daß alle deutschen Länder ständische Verfassungen erhalten konnten. Nur Herzog Karl August von Sachsen-Weimar hatte schon 1816 diesem Versprechen entsprochen; Bayern, Baden und Württemberg folgten, dann wurde es still ringsum. Kein Wunder, daß sich jetzt die Jugend, vor allem in den akademischen Verbindungen, den neuen Ideen mit heißem Herzen erschloß, so daß sie geradezu als der Träger der deutschen Freiheits- und Einheitsbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angesehen werden muß.

Kriegsteilnehmer von 1813 waren die ersten gewesen, die den Geist der Befreiungskriege, den deutschen Gedanken, in die Korporationen trugen; der Name der Deutschen Burschenschaft bleibt unzertrennbar mit dem Kampf um die deutsche Einheit, um das neue Kaisertum der Deutschen verknüpft. Von Jena aus, wo die erste Burschenschaft schon 1815 entstand, geschah der Gesamtzusammenschluß zur „Allgemeinen Deutschen Burschenschaft" drei Jahre später. Vorangegangen war das berühmte Wartburgfest am 18. Oktober 1817, dessen erhebenden und idealen Verlauf alle zeitgenössischen

Dokumente und Aufzeichnungen bestätigen. Wenn danach sich doch radikale Strömungen bemerkbar machten, so war das eine Folge der staatlichen Maßnahmen, vor allem auf Grund der Metternichschen Beeinflussung innerhalb des Deutschen Bundes. So kamen ein Jahr später die Karlsbader Beschlüsse zustande, durch die die Pressefreiheit aufgehoben wurde, während man außerdem zur Bekämpfung demagogischer Umtriebe, wie es hieß, eine Art Bundesexekutionsordnung schuf. Da die Anleitung hierfür ganz in den Händen Metternichs lag, erkannte Preußen bald die Absichten des klugen Staatskanzlers, die nichts anderes bezweckten, als die Souveränität der Bundesstaaten einschließlich Preußens unter österreichische Abhängigkeit zu bringen. In Verbindung mit den Mittel- und Kleinstaaten vermochte es jedoch den Angriff abzuschlagen.

Durch die ganze Welt gingen die Wellen der Freiheitsbewegung; in Italien, Spanien und Griechenland tobten Aufstände und Erhebungen; vor allem der Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken begeisterte jedermann. Als dann 1830 die Franzosen den von den Verbündeten 1814 eingesetzten Bourbonenkönig vom Thron jagten, darauf sich Louis Philipp von Orléans, der sogenannte „Bürgerkönig", setzte, kam es auf diese Nachrichten hin in Südwestdeutschland zu Unruhen, ohne daß daraus Ernsthaftes entstehen konnte. Metternich griff durch, und die Freiheitsbewegung in Deutschland schien für immer begraben worden zu sein. Österreich vermerkte mit Befriedigung, wie Preußen willig seinen Bahnen sich einfügte und darauf verzichtete, die reformatorischen Wege, die Stein einst eingeschlagen hatte, weiter zu verfolgen. Denn die Provinzialstände, die Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1823 einsetzte, konnten nicht als eine Verfassung gelten, die auf den neuen Geist Anspruch machte, hatten doch die Ritterlichen darin die Hauptstimme, und eine öffentliche Tagung war überhaupt nicht zugelassen. Das Preußen nach 1815 hatte zwar äußerlich die alte Machtstellung wieder errungen, auch blühten Kunst und Wissenschaft, und überall lebte der Glaube, kurz über lang würde aus ihm das neue Reich emporwachsen. Aber weil niemand sich offen dafür rührte oder, wenn er es tat, Gefahr lief, als Revolutionär geächtet zu werden, geschah es, daß gerade die süddeutschen Staaten immer mehr von einem gewissen Haß auf die preußische „Reaktion" erfüllt wurden.

Immerhin geschah 1834 etwas, dessen Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Die Länder des Deutschen Bundes, wie als Hohn auf

die wirkliche Bedeutung ihres mehr als losen Zusammenschlusses, glichen sämtlich auch wirtschaftlich völlig souveränen Staaten. Ein jedes besaß seine eigenen Zölle, Wegegelder und was sonst noch der Abgaben waren. Als Folge davon hatte es das Ausland leicht, an dessen Spitze England stand, Deutschland mit wesentlich billigeren Industrieerzeugnissen zu überschütten; die Fremden zogen also wieder einmal aus der deutschen Zerrissenheit, dem ewigen deutschen Partikularismus ihren eifrigen Nutzen, kein Wunder, wenn sie im Interesse ihres Geldbeutels eifrig darüber wachten, daß an diesem unmöglichen Zustand nicht gerüttelt wurde. Als ein einzelner Mann zuerst aufstand, der Württemberger Friedrich List — von dem leider unsere Geschichtsbücher viel zu wenig zu berichten wissen, der gleiche, dem Deutschland die ersten Eisenbahnen verdankt —, und für die deutsche Zolleinheit eintrat, wurde er von allen maßgeblichen Stellen verfehmt und endete später durch Selbstmord. Allein in Preußen hatte er ein gewisses Verständnis gefunden, ohne daß seine Regierenden es wagten, offen für List einzutreten, den Metternich wie einen Staatsverbrecher verfolgen ließ. So begnügte sich dieser Staat damit, zunächst einmal in seinem eigenen Lande schon 1818 alle Binnenzölle aufzuheben. Bei der Zerrissenheit der preußischen Landesteile, deren bisher offene Grenzen zu einer einzigen Zollinie gestaltet wurden, mußte dieser neue Zustand die Interessen der dazwischen befindlichen kleineren Staaten geradezu schädigen. Das war aber die Absicht des preußischen Finanzministers v. Motz, der wohl wußte, daß die Deutschen niemals gewillt sind, von ihren kleineren Rechten, so unsinnig sie sich auch für die Gesamtheit auswirken mögen, etwas freiwillig aufzugeben. Nur Macht konnte hier segensreich wirken, wie man sie jetzt angewandt hatte. Und seit 1828 kam dann auch einer nach dem andern von den kleinen Staaten, um mit Berlin Sonderzollverträge abzuschließen. Motz gelang es ferner, zollfreie Handelsstraßen durch die sächsischen Herzogtümer zu schaffen, so daß Preußen jetzt auch mit Württemberg und Bayern zu Zollabmachungen gelangen konnte. Das Gesamtwerk, das 1834 also entstanden war, der Zollverein, bedeutete tatsächlich die wirtschaftliche Einheit fast des gesamten deutschen Gebietes außer den Österreich gehörigen Landen und ergab erst das notwendige ökonomische Fundament für eine spätere Reichsgründung. Seitdem verschärfte sich wieder notwendigerweise der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich.

Nach dem am 7. Juni 1840 erfolgten Tode Friedrich Wilhelms III. folgte

sein Sohn, Friedrich Wilhelm IV., als König. Die Hoffnungen aller Freiheitsliebenden in Preußen gehörten dem neuen Herrscher, dessen reiche Begabung und hohes Wissen allgemein anerkannt wurden. Ein Erlaß befreite die politischen Gefangenen, und auch sonst, wollten Eingeweihte wissen, sei der neue König weitgehenden Reformen nicht abgeneigt. In der Tat versuchte Friedrich Wilhelm den Deutschen Bund zu reorganisieren, aber vor dem Widerstand Metternichs wich Friedrich Wilhelm jedesmal zurück. Mochte er auf der einen Seite die Berufung Preußens, die deutsche Frage in Angriff zu nehmen, wohl erkannt haben, so schreckte der romantische König im entscheidenden Augenblicke doch stets zurück, der nach wie vor in Habsburg noch den Träger des Kaisergedankens erblickte. Die Pressefreiheit, die Friedrich Wilhelm, der stets nur einen halben Schritt zu unternehmen wagte, vorübergehend gewährt hatte, wirkte sich wider die Krone aus. Als am 2. Februar 1847 der „Vereinigte Landtag" einberufen wurde, womit Preußen endlich seine Verfassung erhielt, war die öffentliche Meinung noch keineswegs zufrieden. Es bedurfte nur eines äußeren Anlasses, um sie in heller Empörung aufflammen zu lassen.

Wieder kam der Brand über Deutschland vom Westen her. Der Bürgerkönig Louis Philipp war in Paris im Februar 1848 gestürzt worden, und Frankreich erklärte sich zur Republik. Da glaubten auch alle übrigen Länder die Stunde der Freiheit hereingebrochen. Österreich erntete die Früchte der Metternichschen Politik, die durch den mit bewaffneter Hand erzwungenen Sturz des Staatskanzlers ein rauhes Ende fand; auch in Ungarn, Italien und Böhmen bedrohten Erhebungen den Bestand des österreichischen Staates. Diese Nachrichten riefen außer im übrigen Deutschland auch in Berlin Aufstände hervor. Jetzt rächte es sich, daß man die Lehren der französischen Revolution nirgends erkannt hatte. Nichts anderes war 1789 geschehen: der dritte Stand, die Bürger, hatten sich das Recht und den Platz im Staate erkämpft, der ihnen zustand. Die Revolutionsjahre von 1848 wären dem deutschen Volke erspart geblieben, hätte man dieses Zeichen der Zeit erkannt und den neu emporgekommenen Stand zur rechten Zeit in den Staat eingegliedert. So geschah jetzt mit Gewalt, was doch geschehen mußte, und weil es unter Zwang durchgesetzt wurde, litt dabei die Staatssouveränität im Innern, also die Krone, einen empfindlichen Schaden, dessen Wirkung noch bis in unsere Tage gereicht hat. Und ist dann wohl im 20. Jahrhundert etwas an-

deres geschehen, stehen wir heute nicht wieder in der gleichen Entwicklung, nur daß dieses Mal der dritte Stand, das Bürgertum, aus einer Kurzsichtigkeit sondergleichen heraus — niemand lernt selbst aus den eigenen Erfahrungen — einem neuen, dem vierten Stande der Arbeiter, der erst in der Mitte des Jahrhunderts sich entwickeln konnte, den Weg als Gleichberechtigter im Staate verwehrt hat! Die Folgen davon sind bekannt...

Anfangs schien sich die Erregung der Volksmassen in Berlin wieder zu legen, als der König Neueinberufung des Landtages zusagte. Da kam es durch einen Zufall — zwei Schüsse sollen gefallen sein — zu Streitigkeiten zwischen Zivil und Militär. Der Funke flog auf, mit einem Male war die Menge bewaffnet und errichtete Barrikaden, so daß bald ein Straßenkampf im Gange war. „Der Lärm war an diesem Abend entsetzlich", berichtet ein Augenzeuge. „Das heisere Geschrei der Kämpfenden, das ununterbrochene Rollen des Infanteriefeuers, dazu der Baß, den die Kanonen brummten, deren Erschütterung die Fenster der benachbarten Häuser zu Staub zertrümmerte, so daß der hinunterstürzende Glasregen auf die Köpfe der Kanoniere fiel und sie wie mit Mehl bestreute, das fortwährende Sturmleuten mit allen Glocken der im Bereich der Aufständischen befindlichen Kirchen, die Dunkelheit und die sich daraus abhebenden großen Feuersbrünste machten den Abend zu einem grauenerregenden."

Der Hauptkampf zwischen Truppen und Aufständischen spielte sich in der Breiten Straße in Berlin ab, darin die letzteren eine große und nur schwer einnehmbare Barrikade errichtet hatten. Prinz Hohenlohe-Ingolfingen erzählt: „Die Barrikade in der Breiten Straße mußte nun doch beschossen und gestürmt werden. Dahinter war das dicht besetzte Rathaus. Die Aufrührer schossen mit allen Arten von Gewehren, aus Kellerfenstern und Dachfenstern, mit Projektilen der verschiedensten und grausamsten Art. Ein unglücklicher Soldat ward schwer verwundet durch einen Schuß Stahlfedern in den Unterleib. Unsere Leute wurden dadurch wütend.... Lange genug hatten sie mit Geduld die Beleidigungen des Pöbels ertragen müssen. Öfter hatten sie, ruhig dastehend, einen Hagel von Steinen ausgehalten. Die Disziplin war stark genug, um jede Vergeltung zu verhindern, solange der Gebrauch der Waffen nicht erlaubt wurde. War es doch in den letzten Tagen wiederholt vorgekommen, daß, wenn die Frechheiten des Pöbels unerträglich geworden waren, der kommandierende Offizier bei geladenen Gewehren schon ‚Legt — an!'

kommandiert hatte. Wenn dann der Pöbelhaufe fortlief, war statt des Kommandos ‚Feuer!' das Kommando ‚Setzt — ab!' erfolgt, und es war dann kein Schuß gefallen, eine Probe von Exerzierdisziplin, die selbst auf dem Exerzierplatz nicht immer gelingt."

Die gleiche Disziplin bewiesen die siegreichen Truppen, als dann der König, der den Kopf verloren zu haben schien, ihren Abzug aus der Hauptstadt befahl und sich damit in die Hände der Aufständischen begab. Der Krone war durch solches Verhalten ein kaum mehr zu ersetzender Schlag zugefügt worden; mit einer roten Mütze auf dem Kopf erwies Friedrich Wilhelm IV. der Revolution seine Achtung. Am 22. Mai 1848 trat dann die preußische konstituierende Nationalversammlung zusammen, während fast um die gleiche Zeit eine solche aus Vertretern der gesamten deutschen Nation sich in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. versammelte. Die Ära des öffentlichen Geredes um die deutsche Freiheit und das neue Deutsche Reich begann, die außer schönen Worten nur Mißerfolge verbuchen sollte.

Die beiden Hauptparteien in dieser Versammlung zu Frankfurt waren die Kleindeutschen und die Großdeutschen. Die ersteren wünschten ein Deutschland unter preußischer Führung unter Ausschluß Österreichs; die andern bestanden darauf, daß Österreich miteinbegriffen sein müßte, ohne angeben zu können, wie das geschehen sollte; so bestand also ihre Hauptaufgabe darin, den Kleindeutschen Opposition zu machen. Schließlich wählte man als Reichsverweser den Erzherzog Johann von Österreich. Mochte man dazu ein Reichsministerium ihm zur Seite geben, praktisch blieb das alles ohne Wirkung, denn die größeren und mittleren Staaten dachten gar nicht daran, auf diese seltsame Paulsregierung irgendwelche Rücksicht zu nehmen.

Nach endlosen Verhandlungen kam dann schließlich eine Reichsverfassung zustande. Die Österreicher hatten vorgeschlagen, der Kaiser von Österreich und der König von Preußen sollten jährlich abwechselnd die Reichsstatthalterschaft übernehmen; das hätte also die Verewigung des schädlichen Dualismus bedeutet. Noch dazu sollte es ein Direktorium geben aus sieben Fürsten oder deren Stellvertretern, in deren Hand sich der Reichsstatthalter naturgemäß befunden hätte; das wäre also wieder einer Ohnmacht Preußens gleichgekommen, da dieses Direktorium stets dem Einfluß Wiens gehorcht hätte. Schließlich kam dann der Antrag des badischen Bevollmächtigten Karl Welcker mit einer knappen Mehrheit von nur vier Stimmen durch, während

sich 248 Mitglieder der Frankfurter Versammlung ihrer Stimme enthielten: dem König von Preußen die erbliche Kaiserwürde anzutragen. Aus den Kämpfen, die dieser Abstimmung vorausgingen, ist einiges aus einer Rede des norddeutschen liberalen Geschichtsprofessors Dahlmann aus Göttingen bemerkenswert, der folgendermaßen für Preußen und die Hohenzollern eintrat:

„Ein Haus gilt mehr als ein Individuum... An den Hohenzollern Preußens können wir ein Herrscherhaus nicht nur haben, sondern mit dem schlechtesten und dem besten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihm hätten. Es ist gar keine Zukunft für Deutschland möglich ohne Preußen... Die Bahn der Macht ist die einzige, die den gärenden Freiheitstrieb befriedigen und sättigen wird, der sich bisher selbst nicht erkannt hat; denn es ist nicht bloß die Freiheit, die er meint, es ist zur größeren Hälfte die Macht, die ihm bisher versagte, nach der es ihm gelüstet. Deutschland muß als solches endlich in die politischen Großmächte des Weltteils eintreten: das kann nur durch Preußen geschehen, und weder Preußen kann ohne Deutschland, noch Deutschland ohne Preußen genesen..."

Das waren alles sehr weise Worte, wie überhaupt das Frankfurter Parlament mit den erlauchtesten Männern des deutschen Geisteslebens beschickt worden war. Aber Reden, mögen sie auch noch so klug durchdacht sein, haben niemals die Schwierigkeiten des harten Lebens aus dem Wege räumen können. Dieses Parlament aus eigenen Gnaden besaß keine Macht. So hatte Friedrich Wilhelm IV. recht, wenn er in einem Briefe an Bunsen schrieb — Ranke nennt diesen „eines der für die Geschichte bedeutendsten Schreiben, die je aus Friedrich Wilhelms Feder geflossen sind" — und damit keinen Zweifel über seine Absichten ließ: „Wäre es der Paulskirchlichen Mojorität wirklich um die Sache zu tun gewesen, so gebot der gesunde Menschenverstand so gut als ein Quäntchen Rechtsgefühl und ein Löthchen Glauben an die Ehrlichkeit meiner offiziellen Äußerungen diesen Patrioten, zuvor die Zustimmung der rechtmäßigen Obrigkeiten einzuholen. Warum nicht? Die Antwort ist mir nicht zweifelhaft. Weil diese Patrioten (!) die Revolution, die Souveränität deutscher Nation unwiderruflich dadurch befestigen wollten, daß sie dem Narren, dem Preußenkönig ein Hundeshalsband umschnallten, das ihn unauflöslich an die Volkssouveränität fesselte, der Revolution von 48 leibeigen macht!... Man nimmt nur an oder schlägt nur aus, eine Sache, die geboten werden kann — und Ihr da habt gar nichts zu bieten!"

Am 3. April 1849 empfing der preußische König im Berliner Schlosse die Abgesandten der Frankfurter Nationalversammlung, die unter Führung des derzeitig amtierenden Präsidenten Simson ihm nach einer feierlichen Ansprache die Kaiserkrone anboten. In einer glänzenden Rede wies Friedrich Wilhelm IV. das Angebot zurück: „Die deutsche Nationalversammlung hat auf mich vor allen gezählt, wo es gilt, Deutschlands Einheit und Kraft zu begründen. Ich ehre Ihr Vertrauen ... aber ich würde es nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich, mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen, ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands, eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben darf... Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das verkündigen Sie in allen seinen Gauen: bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere und innere Feinde, so werde ich, auch ohne Ruf, nicht fehlen."

So der preußische König, und noch ein anderes Zeugnis aus dem Munde des Mannes, der dem deutschen Volke seine Einheit unter einem wahrhaften Kaisertum bescheeren sollte, sei hier noch angeführt; Bismarck erklärte am 21. April 1849 im preußischen Landtag: „Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden; und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde."

Schon in der schleswig-holsteinischen Frage hatten Nationalversammlung und deutscher Bund eine schwere und beschämende Niederlage erlitten. Nach Erlöschen des älteren dänischen Königstammes wünschten die Herzogtümer Schleswig und Holstein sich unter dem Herzog von Augustenburg enger an Deutschland, das gemeinsame Vaterland, anzuschließen. Das Frankfurter Parlament trat freudig für die deutschen Herzogtümer ein, und die Welle der Erregung ging hoch in ganz Deutschland, als König Friedrich VII. von Dänemark die Einverleibung Schleswigs in sein Stammland förmlich aussprach. Die Bevölkerung der Herzogtümer erhob sich, deutsche Bundeskontingente unterstützten sie, und am 23. April 1848 schlugen preußische Truppen die Dänen bei Schleswig. Aber der Waffenstillstand von Malmö,

den Preußen bald darauf schloß — er erregte erbitterte Unzufriedenheit in allen deutschen Gauen —, gab den Dänen wieder Luft. Doch es kam noch nicht zum Frieden, schließlich gar kämpften die tapferen Schleswig-Holsteiner allein. Die deutsche Nationalversammlung hatte gewiß recht, wenn sie in diesen Vorgängen eine deutsche Schmach erblickte. Aber die politischen Realitäten, die sich aus der wachsenden Aufmerksamkeit der Engländer und Russen ergaben — diese Mächte begannen jetzt eine drohende Haltung einzunehmen —, erachtete sie in ihrer ideologischen Auffassung der Gesamtlage als ein Nichts. Sechs Jahre darauf sollte der Versammlung der Redner und Gelehrten von einem Manne der Tat gezeigt werden, wie dennoch die brennende Schleswig-Holsteiner Frage ohne Gefährdung für Deutschland zu lösen sei. Das Londoner Protokoll 1852 vernichtete vorerst alle Hoffnungen auf Befreiung der Herzogtümer, die noch zwölf weitere bange Jahre der Knechtschaft unter dänischem Joch erleben mußten. Dänemarks Herrschaft blieb, der Augustenburger verzichtete auf die Erbfolge, aber ausdrücklich hatte sich der Dänenkönig verpflichten müssen, Schleswig niemals seiner Krone einzuverleiben, ein Zugeständnis, das von den fremden Mächten England und Rußland „garantiert" wurde. Diese, wie es schien, unbedeutende Klausel wurde später für den Meister der Politik, Bismarck, der Angelpunkt, um das Ganze seinem glücklichen Ende zuführen zu können. —

Die Frankfurter Nationalversammlung, die so viele deutsche Hoffnungen getragen hatte, nahm ein unrühmliches Ende. Österreich und die meisten andern deutschen Länder hatten ihre Abgeordneten schon abgerufen. Der Rest des Parlamentes zog sich von Frankfurt nach Stuttgart zurück, darunter auch der Dichter Ludwig Uhland, um am 18. Juni 1849 durch Truppenaufgebot gesprengt zu werden.

Auch die preußische Politik ging keinen glücklichen Weg. Zwar hatte Friedrich Wilhelm IV. es noch nicht aufgegeben, den deutschen Bund zu reformieren. Preußische Truppen waren es auch, die zunächst in Norddeutschland, dann im Südwesten und Süden revolutionäre Erhebungen niederschlugen, und der Dreikönigsbund Preußen, Sachsen und Hannover kam zustande. Aber schon durchkreuzte Wien, dessen Politik von dem unbedenklichen Fürsten Schwarzenberg geleitet wurde, jede Möglichkeit, aus diesem Bündnis einen neuen deutschen Kern- und Kristallisationspunkt zu entwickeln. Österreich verwarf die Verfassung, die das einberufene Unionsparlament von Er-

furt beschlossen hatte, und verlangte Wiederherstellung des alten Bundestages. Hannover und Sachsen fielen von Preußen wieder ab und schlossen sich mit Bayern und Württemberg an Habsburg an. Schon jetzt kam es in Kurhessen fast zum Kriege, als bayrische und österreichische Truppen dort einrückten, um die Rechte des geflüchteten Kurfürsten zu schützen. In Kassel standen bereits preußische Regimenter, und die ganze Armee wurde in den Mobilmachungszustand versetzt. Aber kurz vor dem Ausbruch der Waffenentscheidung wich im letzten Augenblick der preußische Ministerpräsident von Manteuffel auf der ganzen Linie zurück — man wollte diese plötzliche Nachgiebigkeit auf russische Drohungen zurückführen — und begab sich nach Olmütz, um alle österreichischen Bedingungen anzunehmen. So hatte sich Preußen Österreich unterworfen, der alte Bundestag wurde wiederhergestellt; es schien, als seien die Kämpfe der letzten Jahre völlig vergeblich gewesen... Berlin hatte die Hoffnungen aller Deutschen getäuscht, so war damals die öffentliche Meinung. Zu der Schmach von Schleswig-Holstein war die noch schlimmere von Olmütz getreten. Woher sollte noch Rettung kommen?

Sechs Jahre darauf, im Oktober 1857, erkrankte König Friedrich Wilhelm IV. so ernstlich, daß sein Bruder Wilhelm sehr bald die dauernde Regentschaft übernehmen mußte. Den „Kartätschenprinzen" hatten die Berliner Wilhelm von Preußen getauft, weil er tatkräftiger, soldatenhafter als sein Bruder damals im Jahre 1848 leidenschaftlich dagegen gesprochen hatte, als der König den Abzug seiner siegreichen Truppen aus der Hauptstadt befahl; Prinz Wilhelm hatte sich vor der Wut des Pöbels durch eine Flucht nach England retten müssen. Später zurückgekehrt befehligte er die Truppen, die 1849 in Sachsen, Baden und der Pfalz die Revolution niederschlugen. Doch wie seltsam wandelbar bleibt Volksgunst zu allen Zeiten: aus dem angeblichen Feind des Volkes, dem Reaktionär und Blutsäufer erwuchs im Herzen aller Deutschen, als endlich das Verständnis darin eingezogen war, die Lichtgestalt des alten Kaisers, Wilhelms I.

*

Bismarck hämmert das zweite Reich

Friedrich Wilhelm IV. war mit dem besten Willen an die Lösung der deutschen Frage herangetreten, und doch verbucht die unbestechliche Richterin Geschichte, daß er nicht der Mann gewesen ist, sie vorwärts zu bringen; im Gegenteil hatte der König sämtliche Gelegenheiten verpaßt, in denen die Stunde sich günstig für Preußen und Deutschland erzeigte. Als Friedrich Wilhelm endlich dem Lande eine Verfassung gab, war es eine Halbheit, die sich blutig rächte, wie wir gehört haben. Als er später durch die sogenannten unionistischen Bestrebungen seine Einigungsversuche wieder aufnahm, hätte der König sich bewußt sein müssen, daß am Ende dieses Weges notwendigerweise die bewaffnete Auseinandersetzung zwischen ihm und Habsburg stehen mußte; sein ängstliches Kabinett wich ihr aus, und die Schmach von Olmütz folgte. Jetzt richtete sich die neue Hoffnung der Patrioten auf den Regenten Prinzen Wilhelm. Wenn er selbst nicht der Mann war, würde er dann wenigstens eine Kraft finden und sie berufen, die schier übermenschliche, die jetzt noch in der Lage sein würde, die hoffnungslose Lage zum Guten zu wenden? Der Schwabe Johann Georg Fischer faßte alle Wünsche des so schmählich getäuschten deutschen Volkes zusammen, indem er dichtete:

„Komm, Einz'ger, wenn du schon geboren,
Tritt auf, wir folgen deiner Spur!
Du letzter aller Diktatoren,
Komm mit der letzten Diktatur!"

Und das Schicksal war den Deutschen endlich einmal gnädig, ja, der Mann und Kämpfer lebte schon, von stahlhartem Willen und weltumspannenden Plänen erfüllt, der allein imstande war, die große Tat der Einigung und Einheit zu vollenden; im gleichen Jahre war er geboren worden, da Napoleons Tyrannenherrschaft bei Belle Alliance zum zweiten Male und endgültig erlag: der preußische Junker Otto von Bismarck.

Mit leidenschaftlicher Anteilnahme hatte der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen der konservativ-christlichen Partei in seinen Reden den bürger-

lichen Liberalismus bekämpft, in dem er mit Recht das System der Halbheiten erblickte. Die Märzereignisse 1848 riefen ihn sofort auf den Plan, und er bestürmte den König, der vor dem Ungestüm dieses gewaltigen Temperamentes zurückschreckte, auszuharren und nicht nachzugeben. Damals also ein Weggenosse Friedrich Wilhelms IV., bekämpfte Bismarck ebenso heftig die späteren unionistischen Pläne des Königs. Schon frühzeitig erkannte das Genie in ihm, daß die deutsche Frage nur in Verbindung mit den auswärtigen Fragen zu lösen war. Als echtes Temperament, als ein ganzer Mensch war sein Charakter ebenso stark im Lieben wie im Hassen, wie kein Ding auf Erden ohne den echten Widerstreit dieser beiden urmenschlichen Empfindungen erzeugt und geschaffen werden kann. Seine Liebe galt Deutschland von frühester Jugend auf; für dieses Deutschland focht der Student Bismarck schwere Säbelduelle, und es einmal selbst zu schaffen, war schon jetzt sein geheimer Wille. Mit Haß aber verfolgte er alles, was sich diesem hohen Ziel entgegenstellte, und wer anders wohl war der schärfste Gegner der deutschen Einigung unter der einzig möglichen, der preußischen Führung als — Österreich? Schon im Jahre 1855 legte der preußische Bundesgesandte in Frankfurt, Otto von Bismarck, dem Prinzen Heinrich VII. von Reuß klar, daß in nächster Zeit ein preußisch-österreichischer Krieg unvermeidlich sei. Für den Politiker, der mit seinem überragenden Verstand, seiner gebändigten Phantasie alle Möglichkeiten klar überschaute, war es selbstverständlich, daß der Dualismus in Deutschland, der in dem Augenblicke begonnen hatte, als der große Friedrich seine Hand nach Schlesien ausstreckte, nur mit der abermaligen und endgültigen Niederlage Österreichs beendet werden könnte.

So hatte sich Bismarck von einem Mitkämpfer des Königs in den erbitterten Widersacher jener Politik gewandelt, die nach Olmütz führte. Und doch gab er sich, nachdem die Ereignisse Wahrheit geworden waren, zufrieden, weil er längst nach neuen Möglichkeiten Ausschau hielt. Hauptaufgabe schien ihm jetzt, gegen die Liberalen vom Leder zu ziehen, die allerdings den Krieg um diese Zeit begrüßt hätten, ohne daß ein Finger dafür gerührt worden war, die preußische Armee aus den veralteten Zuständen, in denen sie sich befand, herauszuführen. Seine große Landtagsrede nach Olmütz hob den fünfunddreißigjährigen Abgeordneten an die Spitze seiner Partei; bald darauf ernannte ihn der König zum Gesandten beim Deutschen Bunde in Frankfurt.

Man erinnert sich gern der kleinen Begebenheit, als der preußische Bundes-

vertreter von Bismarck dem Beispiel des österreichischen folgte und sich geruhsam bei Eröffnung einer Sitzung ebenfalls eine Zigarre ansteckte, welches Privileg bislang nur dem Vertreter des mächtigsten Staates vorbehalten war. Diese Episode zeigt, wie der Gesandte Preußens seine Stellung auffaßte: trotz Olmütz als die des Vertreters einer gleichberechtigten Macht neben Österreich; und zugleich sagte er damit offen Kampf an, wobei ihm gleichgültig blieb, daß man ihn als Störenfried betrachtete. Was nutzte das liberale Gewimmer von Einigkeit, wenn dabei das Interesse Preußens, ohne welches auch die erträumte deutsche Einheit ewig ein Frankfurter Geschwätz bleiben würde, Schaden erlitt! Österreich und die Mittelstaaten mußten von Anfang an als Feinde betrachtet werden; so focht der Preuße nach seiner Weise mit ihnen und benutzte im übrigen die Zeit, um in die Zusammenhänge der großen Politik immer mehr Einblick zu gewinnen.

Im Jahre 1853 brach der Krimkrieg aus: Frankreich und England verbanden sich mit der Türkei gegen Rußland. Österreichs Interesse lag auf seiten der Westmächte, und es wünschte, Preußen mit in diesen Krieg zu verwickeln. Der Prinzregent erwog in der Tat einen bewaffneten Anschluß in der unbestimmten Hoffnung, die Scharte von Olmütz auswetzen zu können. Da trat Bismarck auf den Plan. Was die deutsche Geschichte, der Schicksalsweg seines Volkes seit Jahrhunderten gezeigt hatten, daß wieder und wieder Deutsche für Habsburgs ausländische Interessen und Gebiete ihr Blut hatten dahingeben müssen, sollte es sich noch einmal wiederholen? Preußens Stärke bestand in seiner Unabhängigkeit; fern von den Streitigkeiten der andern, die es nichts angingen, mußte es seine Kräfte sammeln um Deutschlands willen. So urteilte Bismarck und drang nach schweren Kämpfen auch mit seiner Auffassung durch. Bezeichnend blieb, daß die lebensfremden Liberalen, die doch gerade eine deutsche Einheit erstrebten, am heftigsten zum Kriege gegen Rußland rieten; ihre westlerischen Neigungen, die weltanschauliche Gebundenheit an Paris überwogen das nationale Interesse. Genau so erlebten wir das in unsern Tagen, die die letzte Blüte jenes bürgerlichen Denkens und zugleich ihren endgültigen Niedergang erblickten.

Wie anders dagegen Bismarck! Für ihn existieren nur nationale Interessen, die sich vorerst auf die Unabhängigkeit Preußens erstrecken müssen, damit es für seine deutsche Aufgabe neu gerüstet wird. Um diesem Ziele näherzukommen, ist ihm jeder Bundesgenosse recht, im Innern wie im Äußern. Das zeigte sich

nach dem Krimkriege. Napoleon III., der die französische Republik längst wieder in ein Kaisertum unter seiner Führung durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 verwandelt hatte, wünschte den eben im Orient frisch gewonnenen Ruhm zu vermehren. Er warf sich zum Anwärter der italienischen Freiheitsbestrebungen auf, und bald durfte man mit einem Zusammenstoß der beiden Mächte Österreich und Frankreich rechnen. Bismarck hatte 1855 Napoleon persönlich kennengelernt. Wenn man folgerichtig die preußische Politik im Sinne ihrer deutschen Aufgabe weiter führte, so gab es nur einen Rückhalt um diese Zeit: das war Frankreich. Aber solche Gedanken, als Bismarck sie äußerte, fanden nicht das Gefallen des Königs, der in seinem streng legitimen Bewußtsein die durch die Revolution errungene Herrschaft des dritten Napoleon ablehnte. Bismarck urteilte dagegen und offenbarte die strenge Realität seiner politischen Auffassung: „Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht."

In Denkschriften legte der Frankfurter Gesandte schon jetzt seine Ansichten über die Gesamtlage nieder und stellte die Prognose für die Zukunft. Man würdigte in Berlin, erst Friedrich Wilhelm IV., dann der Prinzregent, die hochfliegenden Gedanken des Schreibers, aber man behielt doch immer ein Gefühl des Unheimlichen vor jenem leidenschaftlichen Temperament, das geeignet schien, Welten einzureißen. So kam Bismarck noch nicht zur Wirkung innerhalb eines Ministeriums oder gar an der Spitze eines Kabinetts. Der Prinz von Preußen hatte sich auf den liberalen Kurs eingeschworen; da wurde Bismarck aus Frankfurt abgerufen und als Gesandter nach Petersburg befohlen. Damit war der Mann, den jeder Sehende in Preußen und Deutschland schon jetzt als einen großen Staatsmann erkannte, wieder aus dem Hauptgang der Politik ausgeschaltet.

Doch ist jene Petersburger Zeit für Bismarck und das Reich keine verlorene gewesen. Er konnte jetzt jene vertrauten Beziehungen zum russischen Zarenhofe spinnen, die dereinst ihren hohen Wert erweisen mochten. Auch lernte er den leitenden russischen Minister Gortschakoff kennen, und der gemeinsame Gegensatz zu Österreich führte die beiden genialen Politiker enger zusammen. In diese Petersburger Zeit fiel der längst erwartete Krieg Frankreichs und Sardiniens unter dem großen Staatsmann Cavour, der seinem Vaterland Italien die Freiheit und Einheit schenken sollte, gegen Habsburg.

Würden jetzt die Ratschläge befolgt werden, so bangte Bismarck, die er immer und immer wieder den verantwortlichen preußischen Stellen eingehämmert hatte? Neutralität hieß das Gebot der Stunde, unbedingte Ablehnung jener offenen Versuche, Preußen gleich einem Vasallenstaat in einen Krieg für die italienischen Interessen des Wiener Kaiserhauses hineinzuhetzen. In banger Sorge vernahm Bismarck in Rußland, daß der Prinzregent bereits das preußische Heer mobilisiert hatte und der Eintritt Preußens in den Krieg an der Seite Österreichs nur noch von der Frage abhing, ob Wien dem Prinzen von Preußen, wie dieser gefordert hatte, auch den Oberbefehl über die Bundesarmee zugestand. Die Österreicher waren unterdessen schon bei Magenta und Solferino von Napoleon, seinem Verbündeten Sardinien und den Freischaren des Garibaldi geschlagen worden. Es kam — zum Glück für die künftige Entwicklung der deutschen Frage — nicht mehr dazu, daß Preußen der Versuchung unterlag, sich an Österreichs Seite zu stellen, sondern bei Villafranca schlossen die beiden Kaiser einen Frieden, in dem Österreich die Lombardei an Sardinien verlor. Jedermann in Preußen aber hatte erlebt, daß auch im Unglück Österreich, selbst ein außerdeutsches Reich, auch nicht einen Augenblick lang gewillt war, dem Gedanken der Vorherrschaft in Deutschland freiwillig zu entsagen.

So war es natürlich, daß dieser italienische Krieg in Deutschland wieder alle nationalen Leidenschaften aufleben ließ, die die traurigen Ereignisse bis zum Verzicht von Olmütz hatten trostlos versinken lassen. Ein Bismarck, sofern er an der Macht gewesen wäre, hätte gewiß nicht die große Gelegenheit aus der Hand gegeben und sich Seite an Seite mit Frankreich die deutsche Einheit und Preußens Vormacht mit den Waffen erkämpft. Solche Gedanken mochten nachträglich jetzt auch in andern Köpfen aufleben, und sie lenkten die Blicke auf eine Frage, deren Inangriffnahme allerdings schon für diese und auch alle kommenden Möglichkeiten ausschlaggebend sein mußte: War denn die preußische Armee in der Tat noch so aufgebaut, daß sie in einem Waffengang mit der österreichischen Macht sich als überlegen erweisen konnte?

Es ist das große nationale Verdienst des nachmaligen Kaiser Wilhelms I. und seines treuen Beraters Albrecht von Roon, daß die preußische Staatsführung sich nicht damit zufrieden gab, etwa auf die unerhörten Leistungen der Befreiungskriege zu pochen, sondern feststellte, daß in der Organisation des

Heeres in der Tat vieles der Reform bedürfte. Mit einer Liebe ohnegleichen und einem tiefen Verständnis, das den geborenen Soldaten verriet, hat der Prinzregent, seit dem am 2. Januar 1861 erfolgten Tode seines Bruders Friedrich Wilhelm nunmehr König Wilhelm I. von Preußen, diese schwere Arbeit in Angriff genommen. Das Heer sollte in der Tat ein Volksheer werden. Dazu gehörte, daß die Regimenter vermehrt wurden entsprechend der Einwohnerzahl der Monarchie, die von 11 schon auf 18 Millionen gewachsen war. Weil aber noch das alte Wehrgesetz von 1814 galt, so konnten alljährlich Tausende ihrer Wehrpflicht nicht genügen, während ohne ihre Schuld andererseits die meist verheirateten Landwehrleute bei jeder Mobilmachung mit einberufen wurden. Das war eine soziale Ungerechtigkeit, und die Reformen schlugen daher vor, zunächst die stehenden Regimenter so weit zu vermehren, daß statt 40000 Mann nunmehr 63000 unter Waffen gehalten werden konnten; ferner beabsichtigte man, die jüngeren Jahrgänge der Landwehr ersten Aufgebotes zu den Reservepflichtigen mit hinzuzuziehen, deren Dienstzeit man von zwei auf vier Jahr erhöhen wollte; damit wären die älteren Jahrgänge der Landwehr, die als zweites Aufgebot galten, von einer Mobilmachung verschont geblieben.

Man könnte die Ansicht hegen, daß die Liberalen, welche das Kabinett des Königs stützten, diese ebenso real notwendige als auch ausgesprochen soziale Heeresreform freudig hätten begrüßen müssen. Das Gegenteil von dem war der Fall! Es liegt nicht im Wesen des Liberalismus, jener Philisterphilosophie, die vom gemächlichen Ausreifen der Dinge träumt und solche „natürliche Entwicklung" preist, die harten Tatsachen dieses Lebens auch hart anzupacken. Zwar lehrten die Ereignisse der letzten Jahrzehnte reichlich genug, aber der Bürger zog daraus genau die entgegengesetzten Schlüsse: „Wie denn? War nicht bisher jeder Krieg vermieden worden, würde das nicht auch in Zukunft so geschehen können? Wozu sollte Preußen Kriege führen?" Das erklärten die gleichen Leute, die doch von deutscher Einheit und Freiheit den Mund voll nahmen und noch immer nicht sehen wollten, daß diese ewig ein Nebel- und Ohnmachtsgebilde bleiben würde, wenn man nicht Blut und Eisen an ihre Gewinnung setzte, wie es Bismarck gesagt und gewagt hat. Jetzt also verweigerten sie die Mittel zur Heeresreorganisation und fielen damit der Krone und dem Staate verräterisch in den Rücken. Welch ein kurzes Gedächtnis doch auch besitzen Liberalisten, denn in unsern Tagen haben sie sich gerühmt, das

zweite Reich geschaffen zu haben; doch nur das eine kann das Schicksalsbuch unseres Volkes verzeichnen, daß sie selbst die Nutznießer und Schößlinge seines Reichtums, seiner Macht, alles dazu taten, um es später zu zerstören.

Für König Wilhelm war dieses Verhalten der Regierungspartei ein schwerer Schlag. Als im Frühling 1862 die Krise schon ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien, entsann er sich plötzlich Bismarcks und rief ihn von Petersburg ab. Roon, der lange die außerordentliche Begabung des derzeitigen Gesandten erkannt hatte, wies auf ihn hin als den einzigen, der hier noch einen Ausweg in dem Streit zwischen Krone und Parlament finden würde. Der König sprach lange mit Bismarck, aber noch immer scheute er das Vulkanische in der gewaltigen Natur dieses großen Deutschen, das ihm Furcht einflößte; es kam zu keiner Entscheidung, und Bismarck reiste nach Paris. Wieder traf er mit dem dritten Napoleon zusammen und maß in Gesprächen mit ihm seine Kräfte. Der Weitvorausschauende wußte längst, sollte das Werk der Einigung gelingen und ein zweites Reich der Deutschen entstehen, so war einmal die kriegerische Auseinandersetzung mit dem alten Erbfeind Frankreich unabwendbar, für den die Ohnmachthaltung Deutschlands, die Einflußnahme auf die deutsche Westgrenze als ein unveräußerlicher Bestandteil seiner Politik seit Jahrhunderten gegolten hatte. Doch noch brauchte man Napoleon, und Bismarck tat alles, um den Kaiser der preußischen Freundschaft zu versichern.

Von Paris begab sich Bismarck nach Biarritz; schon spürte er, daß die Entscheidung seines Lebens und das Schicksal eines großen Volkes über ihm schwebten. Zuweilen erreichte ihn in der Herbstruhe ein Brief Roons: der Streit in Berlin ging weiter, die Krone stand auf dem Spiele, Staatsführung *oder* ihre Unterwerfung unter das Parlament lautete die Frage. Denn das Abgeordnetenhaus würde niemals, soviel stand schon fest, die Ausgaben für die Heeresreform bewilligen. Endlich erhielt Bismarck das entscheidende Telegramm seines klugen Freundes: „Die Birne ist reif!" Sofort reiste er von Biarritz ab und fand in Berlin höchste Bestürzung vor. Weil er den Untergang der Krone nicht erleben wollte, war der König schon entschlossen, abzudanken. In Neubabelsberg empfing er den Mann, den man ihm als Retter gezeigt hatte und vor dem er noch immer in seiner ruhigen, fast pedantischen Art eine gewisse Scheu behielt. Vorher hatte Bismarck den Kronprinzen Friedrich, den nachmaligen Kaiser Friedrich III., aufgesucht, der ihn zu sich befohlen hatte. Schon das mochte auf den König keinen guten Eindruck

gemacht haben; er konnte nicht ahnen, daß Bismarck in seine Abdankungsabsichten nicht eingeweiht war, und glaubte, dieser suche Anschluß an die „neue Sonne".

Nach Bismarcks eigenem Bericht empfing ihn König Wilhelm mit den Worten: „Ich will nicht regieren, wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und meinen Untertanen verantworten kann ... ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, ohne sich und mich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Regierung niederzulegen ..." Und der König zeigte Bismarck bereits das Aktenstück, in dem er seine Thronentsagung formuliert hatte. Bismarck widersprach, aber er hielt seine Worte ruhig und gebändigt. Seit dem Mai des Jahres, so führte er aus, wisse der König, daß er bereit sei, in das Ministerium einzutreten; auch Roon würde sich nicht versagen. Darauf stellte der König die klare Frage: „Sind Sie als Minister bereit, für die Militärreorganisation einzutreten?" Da antwortete Bismarck: „Ja!", und er hob erst den Ton in der Stimme das zweitemal, als er ebenso einfach des Königs andere Frage beantwortete, ob er auch dazu willens sei, gegen die Majorität des Landtages sich durchzusetzen.

So fiel der Würfel, und das Schicksal neigte sich an diesem 22. September 1862 gnädig zu Deutschland. König Wilhelm richtete sich straff empor, ein Offizier, der vor dem Feinde nicht zurückweicht, und entschied: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich danke nicht ab!"

Noch am gleichen Tage vollzog der Monarch Bismarcks Ernennung zum Staatsminister und gleichzeitigen interimistischen Vorsitzenden des preußischen Staatsministeriums.

*

Schon im nächsten Jahre zeigten sich Ereignisse, die Bismarck die Möglichkeit eröffneten, die deutsche Frage neu aufzurollen, an der seit Jahrhunderten deutsche Männer zerbrochen waren, und sie in der erstaunlich schnellen Frist von nur sieben Jahren ihrer großartigen Vollendung zuzuführen. Der neue Ministerpräsident hatte sich nicht gescheut, getreu seinem dem König gegebenem Worte mit den Liberalen den Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen. Als, wie erwartet, die Ausgaben für die Heeresreform verweigert wur-

den, erklärte Bismarck, die Regierung werde auch ohne Budget weiterregieren. Die Liberalen antworteten mit der Drohung der Steuerverweigerung, aber es erwies sich, daß sie ihre Kraft überschätzt hatten, denn die Steuern gingen nach wie vor ein. Bismarck und mit ihm der getreue Roon hielten durch, es war ein Zustand, den man als verfassungswidrig bezeichnen konnte, doch alles andere hätte den völligen Verzicht auf die Preußen vom Schicksal zugewiesenen Aufgaben bedeutet. Die Schwierigkeiten im Innern konnten nur durch Ereignisse von außen überwunden werden, so rechnete Bismarck, und wartete.

Es war selbstverständlich, daß seine Zeitgenossen — wenige ausgenommen — die Größe seiner Maßnahmen nicht begriffen; denn wo jemals ist das Genie schon zu seinen Lebzeiten gewürdigt worden! Als Bismarck im polnischen Aufstand sich an die Seite Rußlands stellte, das sich von Österreich und England bedroht sah, erntete er dafür nur den Entrüstungssturm der liberalen Freiheitsschwärmer. Seine reale Absicht aber, die er voll erreichte, war, sich den Zaren zu verpflichten; und auf Jahrzehnte hindurch gewann Deutschland in der Tat die Sympathien seiner östlichen Nachbarn. Schon zwei Monate darauf starb der Dänenkönig, die Frage Schleswig-Holstein trat aufs neue in den deutschen Gesichtskreis, und die Erinnerungen der nahen Vergangenheit ließen die deutsche und nationale Begeisterung nicht nur in Preußen helle Flammen schlagen.

Kein anderer als Bismarck mag von größerem Idealismus erfüllt gewesen sein; er aber wollte, daß aus Fühlen auch Tat wurde und es nicht Geschwätz blieb wie vordem zu den Zeiten der Ohnmacht Preußens und der Wortführung der deutschen Schwärmer und Schreier. Sie regten sich allerdings auch jetzt wieder, als Dänemark versuchte, die beiden deutschen Provinzen nach den alten Rechten, die durch die frühere Zerrissenheit Deutschlands entstanden waren, jetzt ganz seinem Staatsverbande einzuverleiben. So war die Rechtslage: Schleswig gehörte fraglos lose zu Dänemark, Holstein aber zugleich dem Deutschen Bunde. Verwickelt wurde die Sachlage dadurch, daß die beiden Provinzen durch ständische Verfassungsrechte wieder den Anspruch auf eine enge Verknüpfung untereinander besaßen. Im Londoner Protokoll, so lasen wir schon, war die Erbfolge des Dänenkönigs anerkannt worden, der Augustenburger hatte ausdrücklich verzichten müssen. Jetzt erklärte sich sein Sohn nicht an diese Abmachung gebunden und erhob Anspruch auf die beiden Provinzen. Ganz Deutschland aber war geneigt, begeistert dafür einzutreten; niemand dachte

daran, daß England und Rußland Garanten der Londoner Akte waren und jede deutsche Einmischung ihrerseits zu einem Kriege gegen Deutschland benutzen konnten, solange sie nicht von Dänemark verletzt war. Das Ziel der Bismarckschen Politik, die durchaus von Anfang an die Losreißung der Provinzen von Dänemark ins Auge faßte, war also, Dänemark den Vertragsbruch zuzuschieben. So ging Bismarck seinen Weg, der ihm zeitweilig den Haß des ganzen Volkes eintragen sollte.

Die Mittelstaaten Sachsen, Bayern, Baden hatten sich des Augustenburgers mit tausend Freuden angenommen. Einmal zeigten sie sich nach der öffentlichen Meinung deutsch und national, das war eine billige Popularitätspropaganda, und zum andern würden bei einem Eingreifen der Waffen doch die Preußen die Kastanien aus dem Feuer holen müssen. Gelang dann das Werk, wurde der Krieg gewonnen, so war damit ein neuer Mittelstaat entstanden, der sich ihnen im Widerstreit gegen Preußen anschloß. Sie hatten also auf jeden Fall gewonnen, und Preußen ging leer aus; die deutsche Frage aber war nicht einen Schritt vorwärts gebracht worden.

Da handelte Bismarck. Geradezu als einen Schlag ins Gesicht empfanden es alle Patrioten, als er das dänische Erbrecht anerkannte und die Ansprüche des Augustenburgers verwarf. Er aber wollte „korrekt" vorgehen, denn er rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß die dänischen Chauvinisten sich nicht mit dem Besitz Holsteins allein begnügen, sondern auch die förmliche Einverleibung Schleswigs wider die Abmachungen des Londoner Protokolls betreiben würden. Dann aber erst hatte Preußen freie Hand, dann war den Engländern, die keinen weiteren Zugang Deutschlands an das Meer wünschten, dem zwar befreundeten Zaren, der aber in diesem Falle legitimistisch gebunden war, oder zuletzt Frankreich, dessen Kaiser Napoleon bei solcher Gelegenheit ebenfalls zugegriffen hätte, eine bewaffnete Einmischung unmöglich gemacht: es wiederholte sich nicht, was 1848 und 1852 geschehen war: Schleswig und Holstein wurden wirklich deutsch! Bismarck erkannte das Londoner Protokoll entgegen der allgemeinen Stimmung in Deutschland an, um einen Feind zu binden, von dem er wußte, daß er die Fesseln sprengen und sich damit vor aller Welt ins Unrecht setzen würde!

Und etwas zweites gelang dem genialen Staatsmann: er gewann den ewigen Feind von gestern und morgen bis zum Tage der Beseitigung des Dualismus in Deutschland, Österreich, als Bundesgenossen. Habsburg hatte ja gemein-

sam mit Hohenzollern die Londoner Akte herbeigeführt, und Bismarck brauchte Österreich jetzt als Rückenschutz für seine geheimen Pläne, die die gewöhnlichen Sterblichen nicht überschauten. Sie gingen auf nichts anderes aus als auf Einverleibung der beiden Provinzen in Preußen, um dieses für seine deutsche Aufgabe nur noch mehr zu stärken; das Entstehen eines neuen Mittelstaates hätte sie nur hemmen können.

Sachsen und Hannoveraner waren unterdessen in einer Stärke von 12000 Mann auf Grund eines Bundesbeschlusses im Dezember 1863 in Holstein eingerückt; Preußen, auf das man gehofft hatte, versagte sich mit Rücksicht auf das Londoner Protokoll. Trotz heftiger Kämpfe, denen sich gar die königliche Familie anschloß, blieb der große Bismarck hart und wartete. Und seine Rechnung ging auf, der dänische Trotz spielte ihm in die Hände, Dänemark beanspruchte jetzt auch Schleswig und zerriß damit von sich aus das völkerrechtliche Dokument von London, indem es sich weigerte, die Verfassung von 1863 wiederherzustellen. Da marschierte Preußen, das zusammen mit Österreich auf dieser Forderung bestanden hatte, unter Wrangel und Prinz Friedrich Karl in die umstrittenen Provinzen ein. Nach einer Belagerung der Düppeler Schanzen im sogenannten Sundewitt, dahinter sich die dänische Armee gesammelt hatte, begann unter Prinz Friedrich Karl am 18. April 1864 der Sturm, der die Dänen aus ihrer Verteidigungsstellung warf und seit langer Zeit wieder den preußischen Waffen einen ruhmreichen Sieg bescherte. Österreicher und Preußen beschossen Fridericia, und bei Rügen fochten preußische Schiffe ebenfalls wacker gegen dänische Übermacht. Da mischte sich England als Friedensvermittler ein und lud die am Protokoll von 1852 beteiligten Mächte nach London. Ein Waffenstillstand wurde festgesetzt, aber die Dänen hatten noch nicht genug und beharrten darauf, die Provinzen ganz behalten zu wollen. Am 29. Juni setzten daraufhin die Preußen nach der Insel Alsen über und drangen bis in die äußerste Spitze von Jütland. Jetzt erst mußte Dänemark nachgeben. Am 30. Oktober 1864 unterzeichneten seine Beauftragten zu Wien den Frieden, in dem der König von Dänemark zugunsten Österreichs und Preußens auf Schleswig, Holstein und Lauenburg verzichten mußte.

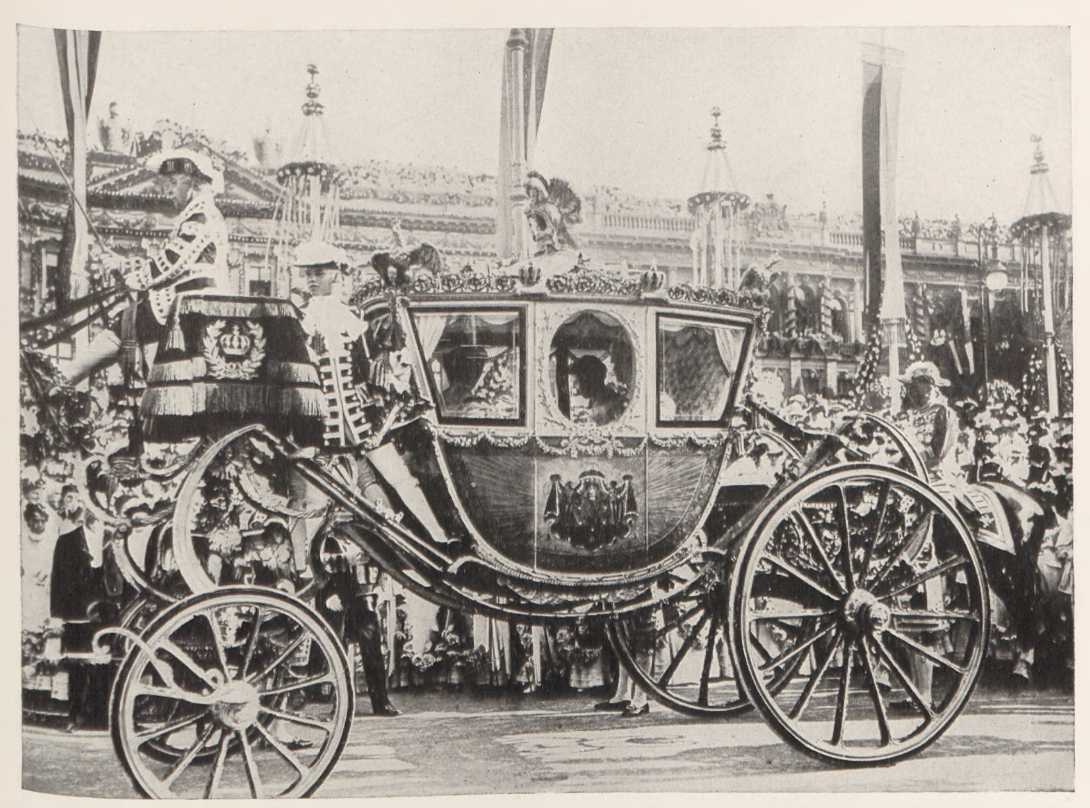
Wieder begannen trotz der Befreiung der Lande von dänischer Herrschaft die Schwierigkeiten für Bismarck. Er hatte nichts dagegen, daß der Augustenburger die Provinzen regierte, aber nicht deshalb hatten die preußischen Waffen

den Sieg entschieden, damit ein neuer und preußenfeindlicher Staat dort entstünde, der seine Interessen bei den andern Mittelstaaten gesucht hätte. Deshalb bedang sich Preußen aus, daß das Heer des Landes in die preußische Armee aufzugehen habe und auch die auswärtigen Angelegenheiten seiner Führung überlassen blieben. Österreich unterstützte aus egoistischen Gründen heraus die Vorschläge des Augustenburgers und lehnte das preußische Ansinnen, also seines Mitbesitzers an den Herzogtümern, rundweg ab. Schon im Laufe des Sommers von 1865 schien ein Sturm losbrechen zu wollen, denn der Deutsche Bund stand auf seiten des Augustenburgers, demnach Österreichs.

Die Gasteiner Konvention, die bei einer persönlichen Begegnung des Kaisers Franz Joseph und König Wilhelms zu Ischl am 14. August zustande kam, schien die Krisis noch einmal zu beschwören. Man einigte sich darauf, daß Schleswig von Preußen und Holstein von Österreich verwaltet werden sollte, während Lauenburg gegen eine Geldentschädigung an Österreich ganz an Preußen fiel. Der Augustenburger ging also leer aus, aber seine Partei, von Österreich heimlich unterstützt, wühlte weiter in den Provinzen. Für Bismarck war es trotz Gastein, in welchen Abmachungen er nur einen Aufschub erblickt hatte, klar, daß die endliche Auseinandersetzung um die Vorherrschaft in Deutschland dicht bevorstand. Preußen beharrte, sofern man an eine Neuordnung in den Herzogtümern dachte, bei seinen alten Forderungen. Da drohte Österreich, die Angelegenheit dem deutschen Bund zu übergeben, dessen Ergebenheit es versichert war. Gleichzeitig forderte Wien die ihm befreundeten deutschen Höfe auf, ihre Truppen kriegsbereit zu halten.

Bismarck hatte seine Gegenvorbereitungen getroffen. Mit Italien schloß Preußen ein festes Bündnis, und als Österreich jetzt wirklich seine Drohung wahr machte und dem deutschen Bund die Entscheidung über Schleswig-Holstein übertrug, erklärte Bismarck, der Gasteiner Vertrag sei damit von Wien gebrochen worden. Preußische Truppen rückten in Holstein ein, wo sich die Stände, von Österreich berufen, versammelt hatten, und nahmen den kaiserlichen Kommissar fest; Bismarck legte eine neue Bundesverfassung vor, die Österreich aus Deutschland ausschied. Der Bruderkrieg war unvermeidlich geworden ...

Preußen stand fast allein, denn auch Hannover ging zu dem feindlichen Süden über, dennoch zweifelte Bismarck nicht eine Minute an den Sieg. Er kannte die Meister des Heeres, Helmuth v. Moltke und Roon; er hatte



1905. Die Hochzeit des deutschen Kronprinzenpaares.

Am 6. Juni 1905 fand in Berlin die feierliche Hochzeit des Kronprinzen Wilhelm mit der Herzogin Cecilie von Mecklenburg statt. Die neue Kronprinzessin wurde traditionsgemäß in öffentlichem Zuge in die Hauptstadt eingeholt und am Brandenburger Tor im Namen der Bürgerschaft von dem Oberbürgermeister begrüßt.

Kronprinzessin Cecilie mit der Kaiserin im Prunk-Einholungswagen während der Begrüßungsansprache des Oberbürgermeisters.

Bild 129.



1910. Landung des Zeppelin-Luftschiffes in Düsseldorf.

Graf Zeppelin hatte bei seiner Forscherarbeit mit ungeheuren Widerständen zu rechnen. Sein erstes Fahrzeug erhob sich am 2. Juli 1900 zum ersten Male in die Lüfte, das zweite wurde bei der ersten größeren Fahrt durch Sturm bei Kißlegg im Allgäu zerstört. Zeppelin IV wurde 1908 bei Echterdingen vernichtet, aber nun war bereits der große Gedanke im deutschen Volke verbreitet, und eine große Spende kam durch die Opferwilligkeit aller Kreise zustande, die es dem alten Grafen ermöglichte, weiter erfolgreich zu arbeiten.

Die dann folgenden Fahrten Zeppelins wurden von einer Begeisterung getragen, die ungeheuer war. Daß das Lebenswerk des weitausschauenden Grafen Zeppelin nicht umsonst blieb, beweisen die Südamerika- und Arktis-Fahrten der Zeppeline.

Bild 130.

Kaiser Wilhelm II., Großadmiral von Tirpitz, Generaloberst v. Moltke an Bord des Flottenflaggschiffes. 1912.



Kaiser Wilhelm II. mit seinen sechs Söhnen bei einer Paroleausgabe.



1913. Rekrutenvereidigung in Berlin. Der Kaiser nimmt den Schwur entgegen.

Der Fahneneid.

„Ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden einen leiblichen Eid, meinem Allergnädigsten Landesherrn in Kriegs- und Friedenszeiten und an welchen Orten es immer sei, treu und redlich zu dienen, wie es pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebühret, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.“

Die Vereidigung der preußischen Rekruten der Berliner Garde fand alljährlich vor dem Schloß statt. Man sieht auf dem Bilde die Figuren der Schloßbrücke und dahinter das Zeughaus. Der Vereidigung geht stets der Kirchgang voran. Man sieht die rechte Hand mit dem Schwurfinger erhoben.

In den Garnisonen fand die Vereidigung meist auf dem Kasernenhof statt. In Preußen traten vier Mann von jeder Kompagnie an die Fahnen und berührten mit der linken Hand die knisternde Seide der Fahnen, während der Gerichtsoffizier den Fahneneid vorsprach, sprachen die Rekruten den Eid Satz für Satz nach. Die Rekruten mußten vorher nach Landsmannschaften Bayern, Sachsen, Württemberger, Hessen usw. gegliedert werden.

Bild 132.

1914.

Verlesung der Mobilmachung 1914 in Berlin.

Der Weltkrieg 1914—1918.



Wiesbadener Tagblatt.

Wöchentlich 12 Ausgaben.

Sonder-Ausgabe.

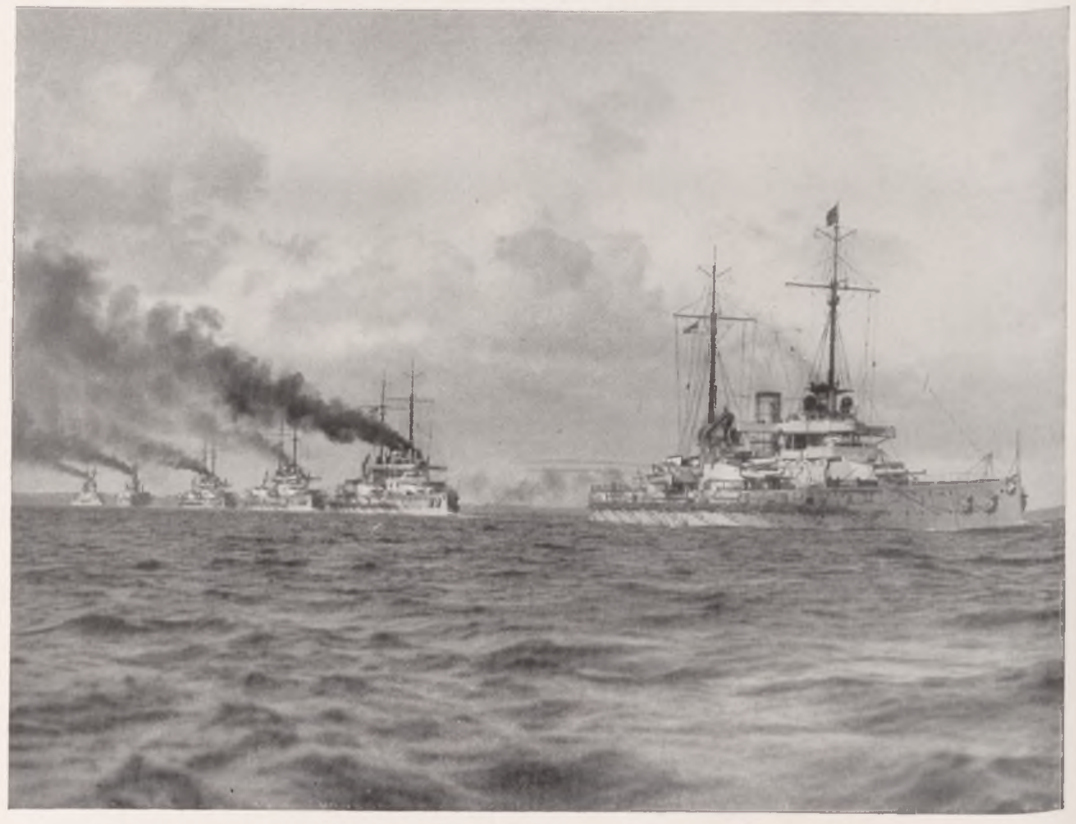
Wiesbaden, 1. August, 6.30 Uhr abends.

Die Mobilmachung des deutschen Heeres und der Flotte!

Die Mobilmachung des deutschen Heeres und der Flotte ist soeben verfügt worden.

Der 1. Mobilmachungstag ist der morgige Sonntag, 2. August.

Extrablatt einer Zeitung über die Bekanntmachung der Mobilmachung von Heer und Flotte am 1. August 1914.



1914. Deutsches Dreadnought-Geschwader in der Ostsee.

Nach den Standorts- und Bereitschaftslisten setzten sich die deutschen Seestreitkräfte im Februar 1915 wie folgt zusammen:

Hochseeflotte: Flottenflaggschiff, 39 Linienschiffe in 5 Geschwadern, wovon 6 z. Z. nicht verwendungsfähig waren; 19 Kreuzer, wovon 4 z. Z. nicht verwendungsfähig waren; 91 Torpedoboote, wovon z. Z. 15 nicht verwendungsfähig; 27 U-Boote, davon 7 Boote nicht verwendungsfähig; 12 Schiffe im Küstenschutzverband.

Ostseestreitkräfte: 4 Kreuzer, 6 Torpedoboote, 4 Unterseeboote, 14 Schiffe in der Küstenschutzdivision.

Übersee: „Königsberg" in Ostafrika, „Dresden" an der Westküste Amerikas.

In der Nordsee standen Ende Januar 1915 sich 23 britische Großkampfschiffe gegen 18 deutsche und 71 britische Zerstörer gegen 70 deutsche gegenüber.

Bild 134.



1914—1918. Der Kronprinz und Prinz August Wilhelm im Westen.

Die Heeresstärke der kriegführenden Mächte 1914—1918:

Deutschland	13000000	Frankreich mit Kolonien	8200000
Österreich-Ungarn	9000000	England mit Dominions und Indien	8300000
Türkei	2800000	Italien	5250000
Bulgarien	?	Belgien	380000
		Rumänien	1000000
		Vereinigte Staaten von Amerika	1500000
		Rußland	?

Bei Betrachtung dieser Zahlen ist zu berücksichtigen, daß Deutschland und seine wenigen Verbündeten bezüglich Kriegsmaterial, Rohstoffe, Ernährung usw. auf sich selbst angewiesen waren, während den Gegnern die ganze Welt offen stand.

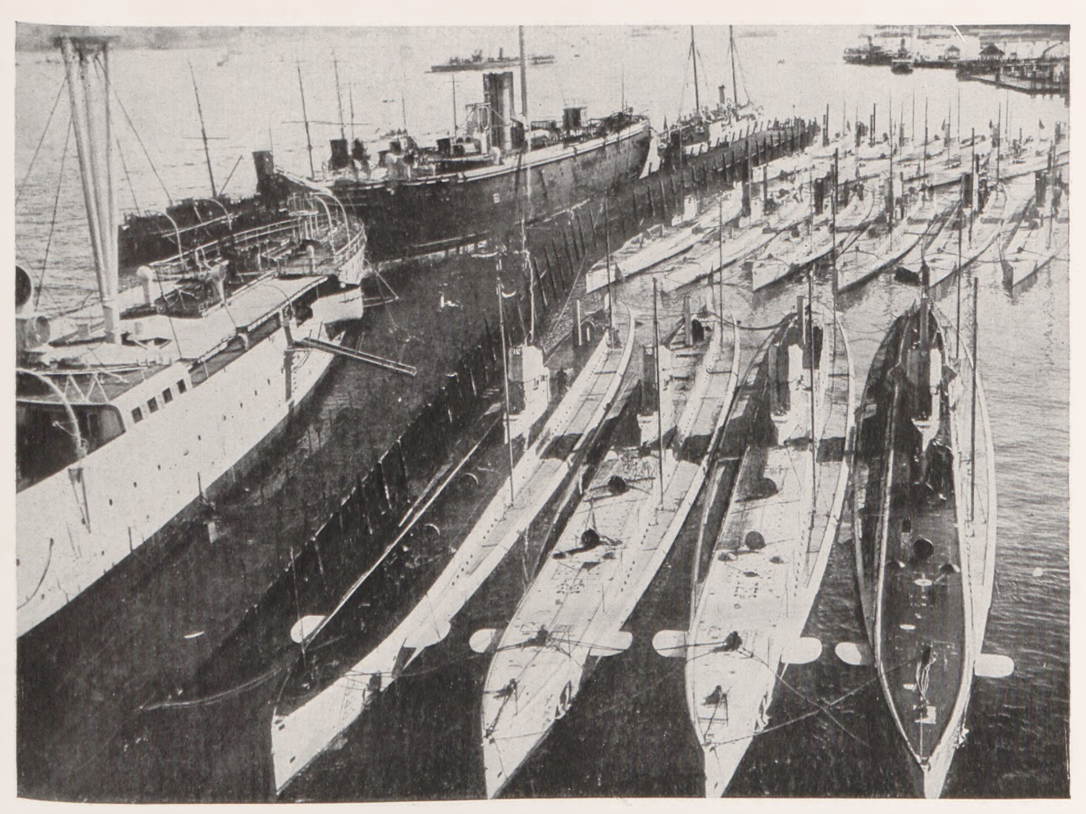
Bild 135.



Weltkrieg 1914—1918. Westfront.

Das Bild zeigt die Besetzung eines riesigen Minentrichters unmittelbar nach der Sprengung durch deutsche Soldaten an der Westfront. Entgegen der ursprünglichen Ansicht vor 1914, daß bei modernen Kriegen ein Kampf von Mann gegen Mann immer seltener würde, hat gerade der langjährige Stellungskrieg die Persönlichkeit des Kriegers zur vollsten Geltung kommen lassen. Es sind Heldentaten vollbracht worden, wie sie sich die kühnste Phantasie nicht hat träumen lassen. Es mögen nur die Orte Verdun, Douaumont, Arras, Ypern genannt sein. Und daß ein Volk, wie das deutsche, sich vier Jahre gegen fast die ganze Welt hat behaupten können, zeugt von seiner unzerstörbaren Kraft.

Bild 136.



Weltkrieg 1914—1918. Deutsche U-Boote im U-Boothafen in Kiel.

Während Deutschland mit 24 Unterseebooten in den Großen Krieg eintrat, wurden im Laufe des Krieges etwa 360 deutsche U-Boote verwendet, deren erfolgreiches Kämpfen und Wirken bekannt ist. Etwa 200 U-Boote wurden ein Opfer des Seekrieges. Während bis Anfang 1917 der U-Bootkrieg beschränkt durchgeführt wurde, erforderte die Lage des isolierten Deutschen Reiches die uneingeschränkte Verwendung der U-Bootflotte. Während vorher monatlich (1915) etwa 125000 Tonnen feindlichen Schiffraumes versenkt wurde, stieg nach Aufhebung der Beschränkung diese Zahl auf 750000 bis 1 Million Tonnen, um später auf monatlich 800000 Tonnen zu sinken.

Bild 137.



1914—1918. U-Bootkrieg im Mittelmeer.

Der bewaffnete englische Dampfer „Maylewood" (mit 5175 Tonnen Eisenerz von Tunis nach England) wird von dem deutschen U-Boot „U 53" auf der Fahrt im Mittelmeer durch Torpedotreffer versenkt.

Bild 138.



1914—1918. Schlangenstehen nach Brot und Butter während des Krieges in einer Provinzstadt.

Wider alles Völkerrecht führten die verbündeten Feindmächte den schlimmsten Krieg gegen die Zivilbevölkerung, gegen Greise, Frauen und Kinder, indem sie Deutschland von jeder Lebensmittelzufuhr abschnitten durch die sog. „Hungerblockade", eine der beschämendsten Kriegsmaßnahmen sogenannter Kulturvölker. Die Folge war äußerste Knappheit an Lebensmitteln, so daß diese rationiert werden mußten, es wurden „Lebensmittelkarten" ausgegeben. Vor den Butter-, Milch- und Eiergeschäften bildeten sich Schlangen von Frauen und Kindern, die die ihnen zugestandenen kärglichen Mengen von Lebensmitteln abholen wollten, und das dauerte oft Stunden. —

Bild 139.



1914—1918. Deutscher Heldenfriedhof am Bärenstall nahe dem Hartmannsweilerkopf.

Die Totenliste des Weltkrieges:

Deutschland	1808555	Italien	600000
Österreich-Ungarn	1000000	Belgien	44000
Frankreich mit Kolonien	1383000	Rumänien	159000
England mit Dominions und Indien	869000	Türkei	325000
Rußland	2500000	Bulgarien	65000
Vereinigte Staaten von Amerika	58500		

Bild 140.



1916. Wenn Frankreich allein gesiegt hätte ...

Eine Landkarte, in Paris im Jahre 1916 zusammengestellt und in großer Zahl verbreitet. Wenn schon der Vertrag von Versailles einen Wahnwitz der Weltgeschichte bedeutet, zeigt oben wiedergegebene Karte, wie sich in den Köpfen maßgebender französischer Kreise das Deutsche Reich aufteilen ließe, um es für Frankreich in aller Zukunft ungefährlich zu gestalten.

Bild 141.



28. Juni 1919.

Das Goldene Buch zum Unterzeichnen des Friedensvertrages wird in das Schloß von Versailles gebracht.

Im deutlichen Widerspruch zu den Vierzehn Punkten Wilsons, die durch einen Notenwechsel zwischen dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten von Amerika als Grundlage für die Friedensverhandlungen festgelegt waren, wurde Deutschland am 11. November 1918 zur Unterzeichnung der von den Feindmächten diktierten Waffenstillstandsbedingungen gezwungen. Nachdem das Reich dadurch gänzlich machtlos geworden war, wurde am 23. Juni 1919 von der Deutschen Nationalversammlung der Friedensvertrag von Versailles angenommen, nachdem deutsche Proteste und Kritik ungehört verhallt waren. Am 28. Juni 1919 unterzeichneten daraufhin die Bevollmächtigten der deutschen Regierung, Herm. Müller und Dr. Bell, in Versailles den schändlichsten und unklugsten „Friedensvertrag", den die Welt je gesehen hat und der die Zertrümmerung der gesamten Weltwirtschaft zur Folge hatte.

Bild 142.



Unterzeichnung des Friedensvertrages von Versailles. Clémenceau unterschreibt.

Artikel 231:

Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben.

1919. Das Dokument der „Kriegsschuldlüge".



1919. Spartakisten auf dem Alexanderplatz in Berlin.

Karl Liebknecht hatte unter Pseudonym seit Anfang 1916 sog. „Spartakusbriefe" herausgegeben (Spartacus war ein römischer Sklavenbefreier), die die Herrschaft des Proletariats predigten. Rosa Luxemburg stand ihm zur Seite. Ende 1918 traten die „Spartakisten" unter dieser Bezeichnung in Aktion. Im Januar 1919 brach dann unter Liebknechts und Rosa Luxemburgs Führerschaft der Aufstand der Spartakisten in Berlin los. Am 15. Januar 1919 wurde Liebknecht nach seiner Verhaftung auf dem Wege zum Gefängnis erschossen, während Rosa Luxemburg am nächsten Tage ermordet wurde.

Bild 144.

getan, was schier schon über Menschenkraft hinausging, nun mußte ein Höherer das Werk segnen. Als der Deutsche Bund mit neun gegen sechs Stimmen auf Antrag Wiens die Mobilmachung des Bundesheeres gegen Preußen aussprach, erklärte der preußische Gesandte den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen; Mecklenburg, Anhalt, Oldenburg, Weimar, Braunschweig, Koburg-Gotha, Altenburg und Bremen schlossen sich ihm an. Alles Übrige trat auf die Seite Österreichs. So begann der Krieg von 1866.

Noch einmal versuchte Preußen Hannover, Sachsen und Kurhessen von Österreich abzuziehen; Bismarck ließ diesen Staaten die Forderung überreichen, entweder gegen Garantie ihrer Souveränität dem neuen Bunde beizutreten und ihre Rüstungen sofort zu beendigen oder gewiß zu sein, daß Preußen sie sonst gewaltsam dazu zwingen würde. Alle drei Länder wiesen diese Forderung hochmütig zurück, und schon rückten preußische Truppen in ihre Gebiete ein mit einer Schnelligkeit, die alle Welt verblüffte. Am 17. Juni war Hannover, am 18. Kassel besetzt, wo der Kurfürst in preußische Gefangenschaft geriet; seine Truppen konnten sich noch rechtzeitig der Umklammerung entziehen und vereinigten sich mit dem 8. Bundesarmeekorps. Die hannoversche Armee versuchte bei Eisenach nach Bayern durchzubrechen. Noch einmal bot König Wilhelm Hannovers Regenten, dem König Georg, an, auf Grund der neuen Bundessatzungen Bismarcks sich Preußen anzuschließen. Der blinde König, schlecht beraten, blieb bei seinem Nein; das kostete Hannover seine Selbständigkeit und ihm den Thron. Trotz des Sieges von Langensalza unweit der Stätte, wo einst Heinrich IV. mit den Sachsen gestritten hatte, mußten die Hannoveraner, bald von allen Seiten umringt, samt ihrem König am 29. Juni kapitulieren.

Auch Sachsen hatte den preußischen Ansturm in gleicher Schnelligkeit erleben müssen; wie einst im Siebenjährigen Kriege, so war seine Armee auch diesesmal zu den Österreichern gestoßen und vereinigte sich mit ihnen in Böhmen. Nach siegreichen Gefechten der vordringenden Preußen bei Trautenau, Nachod und Skalitz — nur bei dem ersteren Ort konnten die Österreicher schließlich den Erfolg des Tages für sich verbuchen — zog sich langsam Österreichs Schicksal zusammen. Die erste preußische Armee unter Prinz Friedrich Karl und die Elbarmee unter Herwarth v. Bittenfeld vereinigten sich nach dem scharfen Gefecht bei Podol; der blutige Tag von Gitschin näherte diese beiden Armeen auch der zweiten Armee. Bei der Festung Königgrätz hatten die

Österreicher unter Benedek eine feste Stellung bezogen, die jetzt Prinz Friedrich Karl anzugreifen gedachte. Moltke begrüßte den Plan und traf sofort alle Maßnahmen, die zweite Armee unter dem Kronprinzen in Marsch zu setzen, damit sie rechtzeitig den Erfolg des Tages entscheiden könne. Am Dienstag, den 3. Juli, begann die Schlacht; die Österreicher kämpften vorbildlich, und ohne das rechtzeitige Eingreifen der Kronprinzenarmee war das Schlimmste zu befürchten. Selbst Bismarck, als die Nachrichten eintrafen, daß die Truppen am Ende ihrer Munition seien, begann einen Augenblick unruhig zu werden und bot Moltke, der unbeweglich neben dem König hielt, sein gefülltes Zigarrenetui an. Bedächtig wählte der General die beste aus, und Bismarck wußte, daß alles in Ordnung sei. Bald darauf donnerten die ersten Kanonen und meldeten das Eingreifen des Kronprinzen. Da wurde die Auflösung des österreichischen Heeres unvermeidlich; nach einem Feldzug von nur sieben Tagen hatte Habsburg eine vernichtende Niederlage erhalten.

Ein Augenzeuge, der Bismarck auf dem Schlachtfelde erblickt hatte, berichtet darüber: „Wie er im grauen Mantel hochaufgerichtet dasaß und die großen Augen unter dem Stahlhelm glänzten, gab er ein wunderbares Bild, das mich an kindliche Vorstellungen vom Riesen aus der nordischen Vorzeit erinnerte." Der gleiche Mann, der unerbittlich den Waffengang gesucht hatte, um endlich die Zweiherrschaft in Deutschland zu beenden, sprach jetzt nach dem gewaltigen Siege das Wort aus: „Jetzt gilt es, Österreich wieder als Freund zu gewinnen!" Denn schon drohte Frankreich mit einer Intervention; ein Einzug der preußischen Truppen in Wien, so wie der König, Moltke, fast alle in Preußen es jetzt in ihrem Jubel wünschten, mußte Österreich zum ewigen Feinde machen. Das durfte niemals geschehen im Hinblick auf den kommenden Waffengang mit Frankreich, den Napoleon jetzt nach Königgrätz oder Sadowa, wie die Franzosen die Schlacht nannten, drohend ankündigte. Zu Nikolsburg hat Bismarck mit seinem Kaiser gerungen, der hartnäckig nur den augenblicklichen Vorteil sah und nicht nachgeben wollte. Es ist bezeugt worden und stammt auch aus des eisernen Kanzlers eigenem Munde, daß der gewaltige Mann so nah der Vollendung seines Werkes und doch durch den Unverstand der andern ihm wieder weltenfern gebracht, in einem Weinkrampf schließlich zusammenbrach.

In letzter Minute gelang es dem Kronprinzen — ein Verdienst, das Deutschland ihm nie vergessen möge! — den Vater umzustimmen. Noch bevor Öster-

reich die milden Friedensbedingungen annahm, trat Sachsen in den Norddeutschen Bund zusammen mit Hessen-Darmstadt; Schleswig-Holstein, Kurhessen, Hannover, Nassau und Frankfurt fielen an die preußische Krone. So grenzte jetzt der Staat Friedrichs des Großen an beide Meere, und die neugewonnenen Staaten samt Wien bewunderten die Milde des Siegers und konnten vier Jahre später beim Zuge gegen den gemeinsamen Feind der Jahrhunderte, gegen Frankreich, ihren Dank abstatten, die einen mit den Waffen in der Hand, und Österreich, indem es nicht den Versuch unternahm, das Jahr 1866 wieder auszulöschen.

Am 24. Februar 1867 trat der neue Reichstag des Norddeutschen Bundes zusammen und konnte schon am 17. April die neue Verfassung feierlich verkünden. Der König von Preußen war sein Führer mit dem Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. Er auch bestimmte den Bundeskanzler und berief Bundesrat und Reichstag; so war Deutschland in seinen wichtigsten Ländern endlich geeint. Mit Süddeutschland aber verstand es der Kanzler Bismarck, Schutz- und Trutzbündnisse zu schließen; dankbar erkannte Bayern an, daß Preußen trotz der alten Besitzansprüche der Hohenzollern auf Ansbach und Bayreuth, welche Gebiete ihm erst Napoleon I. abgetrotzt hatte, sich bezwang — nach einem langen Ringen Bismarcks mit dem König — und trotz seines unbedingten Übergewichtes sich auch hier als der kluge Sieger erwies. Nun sahen wohl alle, daß Bismarck zwar durch Preußen und als Preuße, doch nicht aus egoistischen Landesgründen, sondern um des künftigen Deutschland willen geraten und gehandelt hatte: Nord und Süd begannen sich innerlich näherzukommen. Die letzte Etappe vor dem endlichen Ziel war erreicht...

Da bemerkte auch Napoleon III. die Gefahr für Frankreich, die aus einem geeinten und starken Deutschland nach seiner Ansicht für die europäische Vormachtstellung seiner Nation erwachsen mußte. „Rache für Sadowa!" Das waren die Gefühle, die man jenseits des Rheins für Bismarck und den Norddeutschen Bund hegte; mit einem Male erwärmten sich die Franzosen für Habsburg, den alten Erbfeind. Aber diese bedrohliche Entwicklung, die Bismarck längst, seitdem er die Lösung der deutschen Frage in Angriff genommen, klar erkannt hatte, barg dank seiner meisterhaften Staatskunst nur die endliche Lösung des großen Problems in ihrem Schoße. Und der Schmied der Einheit und Freiheit war entschlossen, zuzupacken, wenn die Stunde gekommen war ...

Schon nach Nikolsburg hatte Frankreich sich gemeldet: es beanspruchte als Entschädigung für die Gewinne Preußens aus dem Kriege mit Österreich jetzt Abtretungen deutschen Landes am linken Rheinufer. Bismarck lehnte dieses Ansinnen schroff ab, und Napoleon wagte noch keinen Krieg, wo eben erst der Norddeutsche Bund geschaffen worden war; der deutsche Süden aber horchte auf, die alte Abneigung gegen Preußen verlor sich, von dem man jetzt wußte, daß es auch für die Gesamtinteressen Deutschlands einzutreten bereit war.

Im Jahre 1867 unternahm der französische Kaiser einen abermaligen Vorstoß. Der König von Holland war zugleich Großherzog von Luxemburg und als solcher Mitglied des alten deutschen Bundes gewesen, wie ja auch der Dänenkönig auf Grund seiner damaligen Besitzrechte an Schleswig-Holstein diesem angehört hatte. Dem Norddeutschen Bunde beizutreten hatte der König von Holland sich geweigert; Bismarck war es recht gewesen, denn um Luxemburgs willen gleichzeitig auch holländische, also ausländische Interessen in das deutsche Gebilde hineinzubekommen, schien ihm als Preis für diesen Anschluß zu hoch. Im Jahre 1867 ließ sich der Holländer auf Verhandlungen mit Frankreich ein, das gegen eine bedeutende Geldentschädigung das Großherzogtum zu erwerben trachtete. Gleichzeitig erhob Napoleon Anspruch auf Belgien und verhieß dafür gnädig, die deutsche Einheit zulassen zu wollen.

Aber auch dieses Mal blieb Bismarck hart; es hätte dem Gefühl der gesamten Nation, voran dem Denken König Wilhelms I., widersprochen, wenn die deutsche Einheit durch solche Zugeständnisse an den Erbfeind seit den Raubkriegen des vierzehnten Ludwig, seit der Schreckensherrschaft des ersten Napoleon erkauft worden wäre. Das langsame Zusammenwachsen der deutschen Stämme, durch die weise bismarckische Mäßigungspolitik von Nikolsburg angebahnt, wäre sofort wieder zerrissen worden. Auch sprachen noch andere Gründe gegen die Überlassung von Luxemburg und Belgien an Frankreich: diese Staaten konnten als eine Art Puffer zwischen den beiden Reichen gute Dienste leisten. So ließ Bismarck denn Paris wissen, daß der Norddeutsche Bund sich gegen den Plan des Kaisers erklären müsse, das hieß also auch, Preußen und die mit ihm verbündeten deutschen Staaten würden gegebenenfalls auch vor einem Kriege nicht zurückschrecken. Da gab Napoleon zum andern Male nach; ein Kompromiß kam zustande: Belgien behielt seine Selbständigkeit, die Festung Luxemburg, in der Preußen eine Besatzung unterhielt,

wurde von dieser verlassen und dann geschleift, das Land aber blieb unter der oranischen Herrschaft.

So war der deutsch-französische Krieg noch einmal vermieden worden, aber Napoleon spähte nach neuen Gelegenheiten aus, um ihn dennoch vom Zaune brechen zu können; die innere Lage des Kaiserreiches verlangte gebieterisch einen auswärtigen Erfolg. Auch Bismarck sah den Augenblick nahen, wo der dritte Waffengang um die deutsche Einheit gewagt werden mußte. Er hoffte sogar auf ihn, denn erst die Abrechnung mit dem unruhigen Frankreich konnte seinem Werk die Krone verleihen.

Die sogenannte spanische Frage ließ die schleichende Krisis offen ausbrechen. Die Spanier hatten ihre Königin Isabella vertrieben und boten einem weitläufigen Verwandten des Hohenzollernhauses, dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, die spanische Krone an. Der französische Außenminister, Herzog von Gramont, gab daraufhin in der französischen Kammer die Erklärung ab, solche Thronkandidatur sei nur dem preußischen Ehrgeiz entsprungen und Frankreich werde niemals diese „Machterweiterung" Preußens dulden können. Deutlich wies König Wilhelm, der damals gerade zur Kur in Bad Ems weilte, diese französische Anmaßung zurück, aus der klar hervorging, daß Frankreich einen Grund zum Kriege suchte. Aber der preußische König zeigte dabei eine maßvolle Haltung, die seinen unbedingten Friedenswillen offen darlegte; König Wilhelm erklärte nämlich, er habe zwar nicht das Recht, dem Erbprinzen von Hohenzollern eine Kandidatur zu verbieten, werde ihm jedoch nahelegen, sich die Angelegenheit sorgsam zu überlegen. Das war schon wie Wasserflut auf den Brand, den Frankreich geschürt hatte, und noch mehr durchkreuzte es die Angriffspläne des dritten Napoleon und seines kriegswütigen Kabinetts, als ein Telegramm bekannt wurde, das der „Schwäbische Merkur" am 12. Juli 1870 veröffentlichte: „Der Erbprinz von Hohenzollern, um der spanischen Regierung die Freiheit ihrer Initiative zurückzugeben, entsagt seiner Thronkandidatur, fest entschlossen, eine untergeordnete Familienfrage nicht zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen."

Dieser unliebsame Aufschub der Ereignisse zerschlug alle französischen Pläne. Da ließ sich der Herzog von Gramont herbei, den schon damals schwer kranken Kaiser Napoleon zu bestimmen, dem preußischen Gesandten in Paris mitzuteilen, Frankreich sei noch keineswegs befriedigt, sondern Napoleon erwarte ein entschuldigendes Schreiben König Wilhelms von Preußen. Gleichzeitig wies

das Pariser Kabinett seinen Botschafter Benedetti an, den preußischen König in Ems aufzusuchen und von ihm zu verlangen, er solle sich verpflichten, auch in Zukunft niemals einer hohenzollernschen Kandidatur seine Einwilligung zu geben. Das war eine Unverschämtheit, die neben allem andern auch den letzten Zweifel über Frankreichs Angriffsabsichten beseitigte.

Bismarck, der um diese Zeit in Berlin weilte, zögerte auch nicht einen Augenblick, durch die von ihm selbst redigierte „Emser Depesche" der ganzen deutschen Nation von der welschen Herausforderung Kenntnis zu geben. In Gegenwart von Moltke und Roon, die gerade bei ihm zu Tisch waren, strich er aus dem soeben aus Ems über die neuesten Vorgänge eingelaufenen telegraphischen Bericht alles Entbehrliche, ohne jedoch selbst ein neues Wort einzufügen; es kam also damit dem Sinne nach genau das gleiche zustande, was der französische Botschafter in Ems bereits gelesen hatte. Doch die kürzere Form bewirkte, daß aus der Schamade, wie Moltke sich ausdrückte, eine Fanfare wurde. Dieses aber war der Wortlaut der Emser Depesche, wie ihn Bismarck an die gesamte deutsche Presse und die auswärtigen Gesandtschaften übermittelte:

„Telegramm aus Ems, 13. Juli 1870. Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Sr. Majestät, den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Sr. Majestät sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Sr. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Sr. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

Wie König Wilhelm empfunden und gehandelt hatte, so entsprach es dem Gefühl des ganzen Volkes. Man hatte den Krieg schon beigelegt gesehen, nun zeigte der Franzosenkaiser, daß er mit dem errungenen Erfolge nicht zufrieden war, weil er eben den Krieg unbedingt wünschte... Und wie ein Mann stand ganz Deutschland auf; nicht nur der Norddeutsche Bund, wie es seine Pflicht war, folgte den preußischen Fahnen, sondern in noch nie gesehener Einmütigkeit erhoben sich auch die süddeutschen Staaten, und die trennende Mainlinie

versank in dem großen Strom einer allgemeinen deutschen und nationalen Begeisterung: Bismarcks Saat war aufgegangen und die Ernte nahe.

Der französische Kriegsminister, Marschall Le Boeuf, hatte seinem Kaiser erklärt: „Wir sind voll bereit!" Mit 250000 Mann gedachte Napoleon den Rhein in der Gegend von Karlsruhe zu überschreiten, um so die süddeutschen Staaten zum Abfall zu bringen. Die Veröffentlichung der Emser Depesche vereitelte seine Absichten, und das übrige lag in der Hand Helmuth v. Moltkes. Seit Jahren schon waren im preußischen Generalstab die Pläne bereit, wie einem französischen Einfall sicher zu begegnen sei. In drei Armeen unter dem Kommando des Generals v. Steinmetz, des Prinzen Friedrich Karl und des Kronprinzen setzten sich die deutschen Truppen in Bewegung. Bei Saarbrücken kam es zum ersten Zusammenstoß. Der Kronprinz mit der dritten Armee, darunter bayrische, württembergische und badener Armeekorps, überschritt am 4. August 1870 die Grenze und schlug die französische Division des Generals Abel Douay, der selbst tot auf dem Schlachtfeld blieb, bei Weißenburg. Unterdessen hatte Mac Mahon versucht, in Eile seine Korps bei Wörth zusammenzuziehen; noch in seinem Aufmarsch stieß der Angriff der dritten Armee, und am Abend dieses 6. August 1870 befand sich die französische Front in voller Auflösung. Am gleichen Tage hatte die Brigade des Generals v. François, des Vaters des Siegers von Tannenberg 1914, unter unerhörten Verlusten die Höhen von Spichern erstürmt. Der General selbst starb, seinen Musketieren vorausstürmend, auf der Kuppe des schon eroberten Berges den Heldentod. Die letzten Worte dieses preußischen Führers aus einem alten Refugiégeschlecht, dem die deutsche Armee bis in unsere Tage hinein eine stattliche Anzahl vorbildlicher Offiziere verdankte, lauteten: „Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfeld; ich sterbe gern, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht."

War die Überlegenheit der Zahl bei Weißenburg und Wörth auf Seite der Deutschen gewesen, so fochten sie bei Spichern gegen eine überwältigende Übermacht. Um so größer war der Eindruck der unvergleichlichen Tapferkeit der stürmenden Regimenter. Ein englischer Berichterstatter und Augenzeuge schrieb darüber: „Ein furchtbareres Werkzeug der Zerstörung als die deutsche Armee hat niemals seine Arbeit verrichtet. Es ist die physische Kraft eines ganzen Volkes zusammengefaßt und gegen den Feind geführt mit solcher Schulung und Manneszucht und so

bereitwilligem Mitwirken eines jeden, daß sie handelt, wie ein einziger Mensch unter dem Willen seines Kopfes und Herzens handeln würde."

Paris wurde unterdessen mit falschen Siegesnachrichten überschüttet. Der freventliche Ruf: „A Berlin!", mit dem die Franzosen diesen Krieg eröffnet hatten, erhob sich zum hysterischen Jubelgebrüll. Da traf am 7. August aus dem kaiserlichen Hauptquartier ein Telegramm ein: „Mac Mahon hat die Schlacht verloren. Frossard ist gezwungen, sich auf die Saar zurückzuziehen. Dieser Rückzug wird in guter Ordnung bewerkstelligt. Alles kann wieder gut werden. Napoleon." Das schlug wie ein Blitz in die aufgeregte Stimmung der Pariser, und die eben noch sich als die wildesten Kriegshetzer erwiesen hatten, beschuldigten jetzt die kaiserliche Regierung.

Das Schicksal Napoleons zog sich schnell zusammen. Wohl selten im Leben der Völker ist Übermut und Anmaßung so schwer gestraft worden, wie es das Frankreich von 1870 erleben sollte. Die drei deutschen Armeen setzten den Vormarsch in das Innere des Landes fort. Nach dem Siege bei Colombey über Bazaine schloß die erste Armee Teile des Heeres dieses französischen Marschalls in der Festung Metz ein. Die zweite Armee warf die Franzosen in dem berühmt gewordenen Gefecht bei Vionville und Mars la Tour. Am 18. August tobte eine entscheidende Schlacht bei Gravelotte, die den Rest der Bazaineschen Armee unter die Mauern von Metz trieb. Eine neu gebildete vierte Armee unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen sollte in Verbindung mit der dritten des preußischen Kronprinzen auf Paris marschieren, fand aber bei Chalons den Weg schon frei: Napoleon hatte sich trotz Abraten des Marschalls Mac Mahon entschlossen, vorläufig die Hauptstadt preiszugeben, um die Verbindung mit Bazaine wiederherzustellen und mit ihm gemeinsam noch einmal das Schlachtenglück zu versuchen. Das sollte ihm zum Verhängnis werden.

Denn Moltke erfaßte sofort die neue Sachlage: die vierte Armee, am nächsten dem Feinde, erhielt neue Marschbefehle und verstellte Napoleon und Mac Mahon schon an der Maas den Weg; bei Nouart und Beaumont am 29. und 30. August wurden die Franzosen hinter den Fluß zurückgeworfen und zogen sich unter der scharfen Verfolgung des Kronprinzen von Sachsen zurück. Auch die dritte deutsche Armee unter dem Kronprinzen rückte in Eilmärschen heran. Schon sahen sich die Franzosen, im Rücken die belgische

Grenze, von drei Seiten umfaßt und wagten bei der kleinen Festung Sedan ihren letzten Kampf. Bei Bazeilles wurden sie von bayrischen Korps gepackt und nach grimmigem Kampfe, der in dem Dorfe keinen Stein mehr auf dem andern ließ, geworfen. Zuletzt blieben nur noch die Wälle der Festung übrig, wo sich die Reste des französischen Heeres verzweifelt zusammendrängten.

Nach der Verwundung des Marschalls Mac Mahon versuchte sein Nachfolger General Ducrot noch einmal eine Rettung und befahl Versammlung der Armee auf den Höhen von Illy. Sein durchaus richtiger Plan, an dieser Stelle, wo die Deutschen sich eben die Hände reichen wollten, durchzubrechen, wurde durch den General v. Wimpfen, der ihn im Oberbefehl ablöste, zunichte gemacht; Wimpfen versuchte den Durchbruch bei Carignan, wo die Deutschen schon in voller Stärke hielten, und so brach der Untergang über das französische Kaiserreich herein. Im vernichtenden Feuer der preußischen Gardeartillerie unter dem Prinzen Hohenlohe-Ingelfingen wurde jetzt Illy genommen und der rechte französische Flügel geradezu zertrümmert. Heldenmütige Attacken französischer Kürassiere, Chasseurs und Husaren versuchten bei Floing und Cazal von dem linken Flügel das gleiche Schicksal vergeblich abzuwehren. Über die Hälfte ihres Bestandes an Offizieren, Mannschaften und Pferden verloren die tapferen Reiter bei ihrem fruchtlosen Entlastungsversuch; auch der französische Divisionsführer Marguérite blieb tot auf dem Schlachtfelde. Jetzt vereinigten die deutschen Batterien von allen Seiten ihr vernichtendes Feuer auf Stadt und Festung Sedan. Schon sah man auf deutscher Seite, wie stellenweise Flammen aus Häusern und Bastionen zum Himmel schlugen; Spitzen des 5. bayrischen Infanterieregimentes näherten sich dem westlichen Festungstor und begannen, die Pallisaden zu erklimmen: da verstummten mit einem Male die feindlichen Geschütze und die weiße Fahne wurde über der Stadt sichtbar. Sofort stellten auch die Deutschen ihr Feuer ein...

Bald darauf erschien der General Reille als französischer Parlamentär und übergab König Wilhelm, der mit seinem Stabe auf der Höhe von Frénois Aufstellung genommen hatte, ein Handschreiben des Kaisers Napoleon: „Nachdem mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts mehr übrig, als meinen Degen in die Hände Ew. Majestät niederzulegen. Ich bin Ew. Majestät guter Bruder Napoleon. Vor Sedan am

1. September 1870." Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von diesem Brief bei den deutschen Truppen, flog reihum in dem gewaltigen Ring, den die Sieger um Sedan gespannt hielten, und wie das Rauschen des Meeres schwollen begeisterte Hurrarufe.

Im preußischen Hauptquartier herrschte eine bescheidene und würdige Stimmung. Der englische Berichterstatter William Russel erzählt: „Nie sah ich ernstere und bescheidenere Männer beisammen sitzen, kaum daß eine triumphierende Bemerkung gehört worden wäre. Dagegen lag viel Ehrwürdiges und Rührendes in der Weise, mit der die Gäste den Trinkspruch des Kronprinzen auf den König aufnahmen. ‚Meine Herren', sagte der Kronprinz, ‚Trinksprüche sind sonst nicht Sitte an diesem Tisch. Heute aber will ich Ihnen einen zum besten geben: dem Wohle Sr. Majestät des Königs und des Heeres!' Der Toast ward in Champagner getrunken, einem Weine, der sonst an dieser Tafel selten zum Vorschein kam, und dieser Champagner war noch dazu für den Kaiser Napoleon bestimmt gewesen, den ihm die Offiziere eines der jetzt gefangenen Reiterregimenter hatten zum Geschenk machen wollen."

Zu Donchéry fand die erste Verhandlung über die Kapitulation der französischen Armee statt, im Beisein Bismarcks von Moltke geleitet, der die Niederlegung der Waffen und Kriegsgefangenschaft aller in und um Sedan befindlichen französischen Truppen verlangte. General v. Wimpfen versuchte unter Hinweis auf die Tapferkeit, mit der sich die Seinen geschlagen hatten, mildere Bedingungen zu erreichen, sonst würde er einen Durchbruch wagen oder sich in Sedan verteidigen. Moltke erklärte ruhig, das würde Wimpfen mit den gänzlich demoralisierten 80000 Mann, über die er noch verfüge, gegenüber den 240000 Mann, die ihn eingeschlossen hielten, nicht gelingen. Auch stellte sich bei dieser Verhandlung heraus, daß der Kaiser der Franzosen nur persönlich seinen Degen übergeben habe, eine Art Falle für die Großmut König Wilhelms; von einer Friedensbereitschaft Frankreichs war also noch nicht die Rede. Wimpfen brach dann die Verhandlung ab und erklärte, sich erst nochmals mit seinen Generälen beraten zu müssen. Am 2. September um 10 Uhr vormittags kam dann die Kapitulationsurkunde zustande: die Armee Napoleons war kriegsgefangen! Auch eine Unterredung mit Bismarck, um die der Kaiser nachgesucht hatte, darin er dringlich eine Zusammenkunft mit König Wilhelm verlangte, ohne daß seine Bitte erfüllt wurde, hatte das verdiente Schicksal Napoleons nicht ändern können. Erst nach Unterzeichnung der Kapi-

tulationsurkunde empfing der König von Preußen den gefangenen und von höchster Höhe gestürzten Kaiser, dem er das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt anwies. Unter Tränen bekannte Napoleon, als er des Kronprinzen Friedrich ansichtig wurde, mit welcher Güte und Großmut ihm der Sieger begegnet sei.

„Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" hatte König Wilhelm nach Berlin telegraphieren lassen und schrieb bald darauf an die Königin Augusta: „Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde auf Stunde hat abrollen sehen ... ich beuge mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat." Und an diesem Tage auch vertraute der schon genannte berühmte Berichterstatter der englischen „Times" seinem Tagebuche an: „Nach allem, was ich von ihm gesehen habe, hat es niemals noch einen wirklicheren Oberbefehlshaber gegeben als diesen greisen König. Die Geschichte wird ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jetzt wird er durch den Ruf Moltkes und Bismarcks überschattet oder verdunkelt, aber er übt den tätigsten Einfluß und die vollständigste Überwachung über die kriegerischen Operationen aus, behält bei der Verwaltung des Heeres und bei der Leitung des Personals ganz und unbedingt das Heft in Händen. Er, der dieses große Heer geschaffen, weiß es auch zu verwenden. Sein Auge ist so klar und scharf als wäre er 20 und nicht 73 Jahre alt, und den Soldaten versteht er vom Stiefelabsatz bis zur Helmspitze."

Am 2. September hatten bei Sedan 83000 Mann, darunter ein Marschall und 40 Generäle, samt 419 Feldgeschützen und Mitrailleusen, 6000 Pferden usw. die Waffen gestreckt; die stärkste Feldarmee Frankreichs war nicht mehr, und was sich sonst noch an französischen Truppen im Kampfe befand, lag hinter den Wällen von Metz eingeschlossen. In Paris wurde das Kaiserreich gestürzt, aber an eine Friedensbereitschaft Frankreichs war noch nicht zu denken. Die Republik entfaltete jetzt gar noch stärkere Kräfte, als im Anfang des Krieges, und Jules Favre sprach das stolze Wort: „Keinen Schritt unseres Bodens, keinen Stein unserer Festungen!" Mag auch viel Blut durch diesen welschen Trotz noch über die Erde gekommen sein, so bleibt doch die ungebeugte Haltung der französischen Nation von 1870 nach den unerhörten Schicksalsschlägen, die sie eben erlitten hatte, bewundernswert und ein Vorbild für alle andern Völker!

Die Deutschen nahmen unverzagt den neuen Kampf auf. Fast am gleichen Tage, an dem sie vor 189 Jahren von Ludwig XIV. verräterisch überfallen und geraubt worden war, ergab sich Straßburg der Armee des Generals v. Werder. Am 27. Oktober öffnete sich Metz mit 170000 Mann und gesamtem Kriegsgerät den Belagerungstruppen des Prinzen Friedrich Karl. Dann wurde Paris eingeschlossen, und das deutsche Hauptquartier nahm zu Versailles seinen Sitz.

Inmitten der militärischen Ereignisse ringsum, an denen er stets teilgenommen hatte, arbeitete Bismarck an der Vollendung seines Einigungswerkes. Die schnelle Beendigung des Krieges war hierfür eine Vorbedingung, denn jeden Augenblick konnte sich das neidische Ausland einmischen. So drängte Bismarck darauf, daß Paris schleunigst beschossen werde, um den Fall der Stadt herbeizuführen, stieß aber auf den Widerstand des Generalstabes. Das führte zu ernstlichen Reibungen, die ihn zeitweilig gar mit Moltke verfeindeten. Aber das Einigungswerk wuchs in seinen Händen. Von Versailles aus leitete der eiserne Kanzler die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten, von denen Baden ihm am herzlichsten entgegenkam. Eigenmächtig wandte er sich an den König Ludwig II. von Bayern und erreichte es, daß dieser im Namen Bayerns die Forderung erhob, der preußische König möge den Kaisertitel annehmen. Als Zugeständnis räumte Bismarck ein, König Wilhelm würde sich nicht „Kaiser von Deutschland", sondern „Deutscher Kaiser" nennen.

Man weiß, wie gerade diese Titelverschiedenheit König Wilhelm verstimmt hat, der als Urpreuße nur widerwillig die neue Würde auf sich nahm. Noch am Tage der Kaiserproklamation von Versailles, am 18. Januar 1871, drohte an dem Starrsinn des königlichen Greises das Werk noch einmal zu scheitern. Da trat nach Verlesung der Kaiserproklamation durch Bismarck der Großherzog von Baden vor, der das Kaiserhoch auszubringen hatte, und rief: „Es lebe Kaiser Wilhelm!" Die glückliche Formel war dadurch gefunden, aber der neue Kaiser doch so verstimmt, daß er an diesem großen Tage seinem getreuen Kanzler keinen Händedruck gegönnt hat. Was tat's: das deutsche Reich, das zweite auf dem langen Schicksalsweg unseres Volkes, war endlich geschaffen worden! —

Seit dem 5. Januar 1871 donnerten endlich die deutschen Kanonen über Paris. Alle Versuche, die von auswärts unternommen wurden, der Hauptstadt Ersatz zu bringen, scheiterten, und einen Tag nach der Kaiserproklama-

tion schlug General v. Goeben die französische Armee Faidherbes, die auf Paris vorrücken wollte, vernichtend bei St. Quentin. Der militärische Oberbefehlshaber der unglücklichen Stadt versuchte noch letzte Ausfälle, die bestimmt waren, die Verbindung mit Faidherbe herbeizuführen; auch diese brachen unter blutigen Verlusten zusammen. So kam am 28. Januar 1871 ein Waffenstillstand zustande, der allein die Departements Doubs, Jura und Côte d'Or ausnahm, wo die von Gambetta gesammelten Freiwilligen-Truppen standen, darunter auch die Freischaren des alten italienischen Freiheitskämpen Garibaldi. Bei Pontarlier wurde auch diese französische Armee vollständig geschlagen, und am 16. Februar kapitulierte die Festung Belfort.

Zu Bordeaux war am 12. Februar eine französische Nationalversammlung zusammengetreten, die die deutschen Friedensbedingungen annahm; dem Vorfrieden am 26. Februar folgte zu Frankfurt a. M. am 10. Mai 1871 der endgültige Friede. Das Elsaß, einst von den Franzosen dem ersten deutschen Reiche entrissen, mit Ausnahme der Festung Belfort, und Deutsch-Lothringen samt der Festung Metz fiel an das zweite deutsche Reich, das am 18. Januar gegründet war; außerdem verpflichtete sich Frankreich, eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Franken zu zahlen. Man vergleiche diese milden Friedensbedingungen mit dem, was dem Deutschland von 1919 auferlegt worden ist!

*

Bismarck hatte Deutschland in den Sattel gesetzt; nun hieß es, auf den Grundlagen, die der eiserne Kanzler ihm ermauert hatte, den Aufbau zu beginnen. Wie sehr noch die alten Erbübel der Deutschen trotz der gewonnenen Einheit, partikularistisches Denken und konfessionelle Unterschiede, lebendig waren, das zeigte sich noch bei jeder Gelegenheit: die Parteien im neuen Reichstage setzten die alte schlimme Erbschaft fort. Aber immer auch wachte und sorgte Bismarck; solange er wirkte und webte, schien keine Gefahr zu sein.

Im Innern ist es der Kampf gegen den staatszerstörenden Marxismus, der in der Sozialdemokratie seine stärkste Stütze erhielt, und gegen Übergriffe der Kirchen, der Bismarck beschäftigt. Die Attentate auf den greisen Kaiser, die in Deutschland und der Welt tiefste Empörungen auslösten, führten

zum Sozialistengesetz von 1878. Eine kaiserliche Botschaft verkündete ein Jahr darauf, „daß der Kaiser, die kurze Zeit, die ihm, dem Greise, noch zum Leben gegeben sei, der Heilung der Wunden im gesellschaftlichen Leben widmen wolle". So entstand 1883 das Krankenversicherungsgesetz, 1884 das Gesetz über die Unfallversicherung, und von dem dritten großen Gesetz über die Invaliden- und Altersversicherung hat der alte Kaiser wenigstens noch die Entwürfe erleben dürfen.

Am 9. März 1888 schloß dann Kaiser Wilhelm I., der Gründer des zweiten Reiches, für immer die Augen. Im Reichstage sprach Bismarck tränenden Auges: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herren verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat."

Gewaltig und ehrlich war die Trauer, die alle deutschen Herzen erfüllte, denn wie einen gütigen Vater hatten die Deutschen diesen Kaiser empfunden, „unsern alten Herrn", wie Bismarck ihn in weichen Stunden genannt hatte. Und schwarz lag es auch über der nächsten Zukunft, denn der allgeliebte Kronprinz, der jetzt als Friedrich III. die Nachfolge antrat, war schon ein vom Tode gezeichneter Mann. Nichts anderes konnte Kaiser Friedrich in den hundert Tagen seiner Regierung seinem Volke als Vorbild hinterlassen, als zu zeigen, wie ein Sieger in vielen Schlachten auf schmerzlichem Krankenbett mannhaft zu sterben wußte, getreu seinem Spruch: „Lerne leiden ohne zu klagen!" Ihm folgte am 15. Juni 1888 sein junger Sohn, Kaiser Wilhelm II., in der Regierung.

*

Kaiser Wilhelm II.

und das Ende des zweiten Reiches

Bismarck hatte in der klaren Erkenntnis, daß das junge Deutsche Reich den Neid aller Nachbarn erregen mußte, in einem System von Bündnissen Deutschland nach Kräften zu sichern versucht. Mit Österreich und Italien kam der Dreibund zustande, der in dem Rückversicherungsvertrage mit Rußland erst seine notwendige Ergänzung erfuhr; gegen jeden Angriff sagten sich darin Deutschland und Rußland wohlwollende Neutralität zu. Im russisch-türkischen Kriege von 1878 hatte sich Bismarck den Unmut seiner alten östlichen Freunde zuziehen müssen, als er auf dem Berliner Kongreß, in Wahrheit der Meister der Geschicke Europas, um des Friedens willen ihre Ansprüche dämpfen mußte. Das war durch den Rückversicherungsvertrag von 1887 wieder gutgemacht worden. Deutschland stand gesichert da, als Wilhelm II. den Thron bestieg.

Der Reichskanzler hatte den neuen Herrn als Kronprinzen stark begünstigt und ihm bei vielen Gelegenheiten beigestanden. Doch bald kam es zu einem Zerwürfnis zwischen beiden Männern. Aus einer Art Weltbeglückungsidee heraus wünschte der Kaiser, durch eine Sozialreform der Sozialdemokratie weitgehend entgegenzukommen; Bismarck sprach sich dawider aus, denn er befürchtete eine Schwächung der Souveränität des Staates. Dem alten Kämpfer galt der Widerstand des liberalen Reichstages nichts, aber ein Monarch durfte nicht liberal denken; deshalb rang Bismarck um die Seele des jungen Kaisers. Wir wissen heute, wie klar auch hier der Gründer des Reiches gesehen hat. Die kühnsten Pläne entwarf Bismarck: hatte er nicht schon einmal gegen das Parlament regiert? Wenn die Parteien sich versagten — wieder einmal sollte das Parlament über eine Heeresverordnung entscheiden —, so würde er sie erneut zu zwingen wissen um Deutschlands willen. Aber dem jungen Kaiser lagen solche Pläne nicht; auch drückte ihn das Übergewicht des großen Kanzlers, den er als Mentor lästig empfand, eine Hofclique tat das Übrige, und so kam es am 20. März 1890 zur Entlassung Bismarcks. Von jetzt ab begann der so vielgerühmte „neue Kurs", der mit dem Untergang des zweiten Reiches enden sollte.

Selten sind Generationen in einer so kurzen Zeitspanne der Geschichte, in dem Laufe der Jahre von 1888 bis 1918, bis zur höchsten Stufe staatlicher Macht und allgemeinen Wohlstandes geführt worden, die dann ein jäher Fall in bodenlose Tiefen ablöste, als wie es dem Deutschland Wilhelms II. geschehen sollte. Die Gründung des Reiches zu Versailles lag erst wenige Jahre zurück, da begann schon eine unerhörte Entwicklung auf allen Gebieten, als ob die Deutschen den Vorsprung gegenüber den andern Nationen einholen wollten, den diese in ihrer staatlichen und politischen Reife ihnen voraus hatten. Seit 1883 wurde Deutschland auch Kolonialmacht. Bismarck hatte noch zu Versailles 1871 erklärt: „Ich will gar keine Kolonien!" Kein anderer als der Reichsgründer, der nur dank seiner Meisterschaft unbelästigt vom Ausland das Werk von Versailles hatte vollenden können, wußte besser von den schweren Gefahren, die der Wettlauf um die Aufteilung der Erde, an dem die andern Nationen sich eifrig beteiligten, für das noch unfertige neue Gebilde mit sich bringen mußte. Sicherung für den staatlichen Ausbau! das war Bismarcks Leitgedanke bei Tage und bei Nacht, ihm diente jede seiner Maßnahmen im Innern und im Äußern.

Aber zuletzt, zwölf Jahre nach der Kaiserproklamation, wagte auch Bismarck den großen Schritt: als der Kaufmann A. E. Lüderitz an der westafrikanischen Küste nördlich von Kapland etwa 150 englische Quadratmeilen Land erwarb und um den Schutz der deutschen Flagge bat, versagte sich ihm Bismarck nicht trotz des Einspruches der Engländer. So entstand Deutsch-Südwestafrika, und der beginnende Gegensatz zwischen Deutschland und Großbritannien rührt von dieser Zeit her. Nach Meinung der Engländer hatte Gott ihnen die Welt überlassen; jetzt wagten die Deutschen, für ihre stetig wachsende Volkszahl auch nur einen geringen Teil der Kolonialherrschaft zu beanspruchen: das war in den Augen der Briten ein todeswürdiges Verbrechen.

In rascher Folge erwarb dann Deutschland seine andern afrikanischen Kolonien: Togo, Kamerun und zuletzt die wichtigste und reichste Deutsch-Ostafrika durch die rastlose Energie des Dr. Carl Peters, für den die Parteien in Deutschland nur Undank und Haß übrig hatten. Denn auch diese lebenswichtige koloniale Frage blieb im neuen deutschen Reiche eine Angelegenheit, die von dem engstirnigen Horizont der Parlamentarier aus sozusagen als eine Handelsware für Zugeständnisse auf andern Gebieten rein parteiegoistisch

betrachtet wurde. Daß Deutschland längst schon ein Volk ohne Raum besaß, darum kümmerten sich nur wenige.

Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges hat manchen Beurteilern Veranlassung gegeben, den deutschen kolonialen Erwerbungen die Schuld an dem Zusammenstoß mit der Welt zuzuschieben. Mag sein, daß gerade die koloniale Frage Deutschland die erste englische Feindschaft eintrug; hätte man aber deshalb auf eine lebenswichtige Handlung verzichten sollen? Dann sei auch geraten, um ja einem Kriege zu entgehen, sich schon vorher die Kehle durchzuschneiden! Deutschlands Kolonialpolitik war ohne Frage für das junge Reich eine Notwendigkeit, und milde genug ist sie geführt worden. Das nur bleibt Schuld der Verantwortlichen, voran des Reichsparlamentes, nicht zu erkennen, daß damit über kurz oder lang ein Krieg unvermeidlich wurde. Nach dieser Richtung hätte sowohl die auswärtige Politik als auch die Landesverteidigung unermüdlich vorsorgen müssen, denn es gab keine zweite Möglichkeit...

Da war zunächst die Politik. Bismarcks Nachfolger, Caprivi, versäumte es, den Rückversicherungsvertrag mit Rußland, den Eckstein der Bündnispolitik des Altreichskanzlers, auf den Rat des Geheimrats v. Holstein, der schon jetzt seinen für Deutschland unheilvollen Einfluß auszuüben begann, zu erneuern. Wenn Österreich von diesem Geheimvertrage Kenntnis erhielt, so meinte Caprivi, müßte es dadurch verletzt werden. An Stelle der Realpolitik Bismarcks trat eine Gefühlspolitik, wie sie besonders deutschen Gemütern liegt, die zuletzt am besten sich durch das Wort „Nibelungentreue" kennzeichnen läßt. Weil das Deutschland Wilhelms II., von einzelnen nicht verantwortlichen Gruppen und Persönlichkeiten abgesehen, in der Tat friedliebend war, glaubten seine Führer, diese Friedensbereitschaft würde genügen, um auch die Welt in Ruhe halten zu können. Dachte man denn nicht daran, daß der ungeheure Aufschwung, den Deutschland jetzt nahm, von den bisherigen Besitzern der Erde als höchst störend empfunden werden mußte? Diesen blieb es wirklich gleichgültig, ob die Deutschen den Frieden zu erhalten wünschten oder nicht; gerade die friedliche Entwicklung, die Deutschland mehr als jeder Krieg eintrug, war ihnen ein Dorn im Auge. Wenn Deutschland etwas für seine Landesverteidigung tat, vor allem, als der Kaiser die Flotte schuf — sein höchsteigenes und anerkennenswertes Werk! —, da erhob man im Auslande ein gewaltiges Geschrei; so gehörte es zur Politik, und jedesmal bemerkte man befriedigt, daß die deutschen liberalistischen Parteien, Sozialdemokratie und

Bürgerliche, in ihrer Blindheit gehorsam das Zeichen aufnahmen. Nur ein großer Mann, wie er nicht immer einem Volke beschert sein kann — und das 19. Jahrhundert hatte die Deutschen schon überreichlich mit ihnen gesegnet —, wäre in der Lage gewesen, dennoch das Reich durch alle Fährnisse zu steuern und politisch und militärisch den Krieg vorzubereiten, um den Frieden zu erleben.

Kaiser Wilhelm II. hat auf dem Gebiete der Landesverteidigung sein Möglichstes getan. Das Heer von 1914 war ebenso wie die Reichsmarine seiner tatkräftigen Förderung und Sorge erwachsen; mit wachem Geist hatte der Monarch sich niemals einer Neuerung verschlossen, die der deutschen Wehrmacht förderlich sein konnte. Wilhelm II. blieb wahrhaft ein oberster Kriegsherr; um so bedauerlicher muß es deshalb empfunden werden, daß sich gerade im Weltkriege der letzte Kaiser vollständig aus der militärischen Führung zurückgezogen hatte, obwohl er oft genug im kleinen Kreise die Sachlage richtiger beurteilte als die verantwortlichen Stellen. Schuld daran waren allem Anscheine nach jene bedauerlichen Vorgänge des Jahres 1908, das Zerwürfnis des Kaisers mit dem Reichskanzler v. Bülow, dem er seine ganze Freundschaft geschenkt hatte. Der englische „Daily Telegraphe" veröffentlichte ein Interview mit dem Kaiser, das ausdrücklich vorher dem Reichskanzler zur Begutachtung vorgelegt wurde, der seine Veröffentlichung unbedenklich fand; später konnte festgestellt werden, daß Fürst Bülow sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, die Arbeit durchzulesen. Ein ungeheurer Parteiensturm erhob sich in ganz Deutschland, der Angriff ging einmütig gegen die Krone, und der Reichskanzler, den die ganze Schuld an den Vorgängen traf, verabsäumte es, sich voll und ganz vor den Monarchen zu stellen. Eingeweihte wissen, daß der Kaiser seit diesem Vorfall, der ihn auch rein menschlich getroffen hat, niemals wieder sein volles Selbstvertrauen zurückgewann.

In diesem Zusammenhang ist es wertvoll, von Bismarck zu hören, wie dieser über des Kaisers rein menschliche Eigenschaften gedacht hat; in einer seltsamen Verknüpfung vereinten sich in Wilhelms II. Herrscherauffassung eine romantische Vorstellung vom königlichen Gottesgnadentum, die stark an Friedrich Wilhelm IV. erinnert, mit einer unbedingt liberalen Weltanschauung; der Liberalismus aber ist der Tod aller Throne. Bismarck schrieb: „Der Kaiser zeigt das Bestreben, durch Konzessionen an seine Feinde die Unterstützung seiner Freunde entbehrlich zu machen. Auch

sein Großvater machte bei Antritt der Regentschaft den Versuch, die allgemeine Zufriedenheit seiner Untertanen zu gewinnen, ohne deren Gehorsam zu verlieren und so die staatliche Sicherheit zu gefährden; aber nach vierjähriger Erfahrung erkannte er die Irrtümer seiner Ratgeber und seiner Gemahlin, welche annahmen, daß Gegner der Monarchie durch liberale Konzessionen in Freunde und Stützen derselben verwandelt werden würden. Er war dann 1862 eher geneigt, abzudanken als dem parlamentarischen Liberalismus weiter nachzugeben, und nahm, gestützt auf die latenten, aber schließlich stärkeren treuen Elemente, den Kampf auf. Der Kaiser Wilhelm II. hat in seiner christlichen, aber in den Dingen dieser Welt nicht immer erfolgreichen Tendenz der Versöhnung mit dem schlimmsten Feinde, der Sozialdemokratie, den Anfang gemacht. Dieser erste Irrtum, der sich in der Behandlung des Streiks von 1889 verkörperte, hat zu gesteigerten Ansprüchen der Sozialisten und neuen Verstimmungen des Monarchen geführt, sobald sich herausstellte, daß unter dem neuen Regimente ebenso wie unter dem alten der beste monarchische Wille nicht die Macht hat, die Natur der Dinge und des Menschengeschlechtes umzuwandeln. Der Kaiser war ohne eine Erfahrung auf dem Gebiete menschlicher Leidenschaften und Begehrlichkeiten; daß er aber das frühere Vertrauen zu dem Urteil und der Erfahrung anderer verloren hatte, war ein Ergebnis von Intrigen... Vielleicht wird der Kaiser der Sozialdemokratie gegenüber bei derselben Enttäuschung anlangen, wie sein Großvater Wilhelm I. 1862 gegenüber der Fortschrittspartei."

Was Bismarck hier bald nach seiner Entlassung geschrieben hat, ist in seiner Prognose für die Zukunft voll eingetroffen. Die menschlich so liebenswerte Tendenz Wilhelms II., „es allen recht machen zu wollen", schwächte die Krone, wie es in jenem äußerlichen und unnötig aufgebauschten Ereignis mit dem „Daily Telegraphe" von 1908 erschreckend zum Ausdruck gelangte. Wenn von diesem Zeitpunkt an der Kaiser sich in einem berechtigten Ekel vor den Menschen zurückzog, so war das menschlich zu begreifen, als Monarch jedoch beging er den zweiten großen und nunmehr entscheidenden Fehler, der in der Folge nach Spa geführt hat. —

So hat denn die Regierung des Reiches Wilhelms II. in den Händen liberaler Persönlichkeiten gelegen, von den ersten Kanzlern Caprivi und Hohenlohe abgesehen; der erstere jedoch war Soldat und brachte für seine Geschäfte, die noch dazu unter dem Schatten des Giganten Bismarck lagen, nicht die not-

wendige Erfahrung mit sich, der andere, Hohenlohe, starb schon nach sechs Jahren Kanzlerschaft und war im übrigen ein hochbetagter Mann.

Unter Caprivi erfolgte, wie wir schon wissen, die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland. Der Zar hatte bereits im Herbst 1889 anläßlich eines Besuches in Berlin erklärt, unter Bismarcks Leitung besitze er Vertrauen zur deutschen Politik. Der neue Kurs, der seit Caprivi begonnen hatte, die polenfreundliche Haltung der deutschen Regierung — auch hierfür hat Deutschland die Quittung erhalten! —, Annäherungsversuche an Frankreich und England ergaben eine tiefe Mißstimmung in Rußland gegen Deutschland, als deren Endergebnis das russisch-französische Bündnis vom 22. August 1891 verbucht werden mußte. Der Draht zwischen Berlin und Petersburg war zerschnitten, wie Bismarck es ausdrückte; das zaristische Rußland hatte seine Abneigung gegen die Republik so sehr überwunden, daß der Zar Alexander III. eine französische Flotte zum Besuch empfing und sich an Bord des französischen Admiralsschiffes in Kronstadt stehend die Marseillaise, das französische Sturmlied der Revolution, anhörte.

Man brauchte die Abkehr Deutschlands von der russischen Rückendeckung nicht als den entscheidenden Fehler zu betrachten, sofern Deutschland damals Aussicht besaß, im Westen zu einer Verständigung zu gelangen. Diese allerdings mußte als bedeutend schwieriger angesehen werden. In Frankreich waren nach wie vor der Friede von Frankfurt 1871, die „geraubten" Provinzen Elsaß und Lothringen nicht vergessen, das Wort Gambettas: „Immer daran denken, niemals davon reden!" blieb der französischen Nation ein heiliges Vermächtnis; dazu kam die jahrhundertealte traditionelle französische Rheinpolitik. Mit England aber, so mußte jeder deutsche Staatsmann rechnen, war der Zusammenstoß unvermeidlich, sobald Deutschland eine Flotte schuf. Diese Pläne aber waren damals schon gefaßt.

Die kolonialen Streitigkeiten zwischen England und Frankreich in den Jahren 1896 bis 1899 boten endlich eine Aussicht, mit Frankreich in ein näheres Einvernehmen gelangen zu können. Im Streit um den Besitz des Mündungsgebiets des Nigerstromes in Westafrika war der erste Zusammenstoß zwischen England und Frankreich erfolgt, bei dem das letztere hatte nachgeben müssen. „Einen unerbittlichen Nebenbuhler", nannte Tardieu das englische Weltreich. Die deutsche Vertretung in Paris besaß damals Freiherr Marschall v. Biberstein, einer der erfolgreichsten Diplomaten der Ära Wil-

helms II. Der französische Außenminister Hanotaux zeigte sich zur näheren Fühlungnahme bereit, Vertreter der französischen Regierung nahmen sogar auf persönliche Einladung Wilhelms II. an der Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals teil, aber der Sturz Hanotaux' verhinderte engere Ergebnisse. Bald darauf stieg die französisch-englische Krise auf ihren Höhepunkt, als im Wettlauf um den Sudan Kitchener die von dem französischen Hauptmann Marchand bei Faschoda am Nil zuerst gehißte französische Flagge wieder herunterholen ließ. Ohne Frage zwar stand fest, daß die Franzosen als erste am Platze gewesen waren und durch das Hissen der französischen Fahne das Land für die Seine-Republik in Besitz genommen worden war; wenn Lord Kitchener sich darauf berief, der ganze Sudan sei seit 1884 ägyptischer Besitz und für seinen rechtmäßigen Herren hätten die Engländer das Land zurückerobert — Kitchener war mit seinen Truppen soeben von dem glücklich beendeten Mahdi-Aufstand herbeigeeilt —, so war das ein sehr fadenscheiniger Rechtsgrund. Die ganze französische Öffentlichkeit tobte, der „gloire" Frankreichs war ärgster Schimpf zugefügt worden. Nach den französisch-deutschen Annäherungen, die durch die Friedensliebe des deutschen Kaisers schon lange eingeleitet waren, hätte es für die französische Republik nach der Lage der Dinge nur einer Nachfrage in Berlin bedurft, um sich an Deutschland einen Rückhalt zu sichern. Aber statt Hanotaux versah jetzt der deutschfeindliche Delcassé das französische Ministerium des Äußern. Er verkörperte in sich die Stimmung der Mehrheit seiner Nation und tat nichts, um sich Berlins Hilfe zu sichern, sondern ließ nach der unerhörten englischen Herausforderung von Faschoda auch die zweite über sich ergehen, als der britische Schatzkanzler Hicks-Beach in öffentlicher Rede in London erklärte: „Wir werden vor nichts zurückweichen, ich erkläre es als Minister der Krone. Es wäre ein großes Unglück, wenn wir uns nach achtzig Jahren des Friedens in einen Krieg mit Frankreich verwickelt sehen, aber schließlich gibt es ärgere Übel als den Krieg!" Frankreich wich vor solcher Sprache zurück, und Deutschland war gezwungen, nunmehr England seine Hand zu reichen. Dieser Verständigung aber konnte kein dauernder Erfolg beschieden sein, da gerade um diesen Augenblick unter der neuen Kanzlerschaft Bülows das deutsche Reich sich anschickte, den Bau einer Kriegsflotte zu beginnen.

Seit 1885 hatte Deutschland keine Kolonie mehr erworben und sich aus der Aufteilung der Welt herausgehalten, erlebte es doch in diesem Jahrzehnt

einen so ungeheuren inneren industriellen Aufschwung, daß aller Hände im Inland reichlich beschäftigt waren. In Werner und Georg v. Siemens, in Krupp, Zeppelin und den Schöpfern der großen Handelsschiffahrtslinien besaß es hervorragende wirtschaftliche Führer. Am 14. November 1897 erst griff das Reich in China zu, indem es Kiautschou besetzte und die chinesische Regierung veranlaßte, ihm dieses Gebiet für 99 Jahre zu verpachten. Bülow erklärte im Reichstage: „Wo alle Mächte zu ihrem augenscheinlichen Vorteil sich Stützpunkte in Ostasien gesichert haben, mußten wir dasselbe tun, wenn wir dort nicht eine Macht zweiten oder vielmehr dritten Ranges bleiben wollten." Für die englische Verständigung war dieser Erwerb gewiß nicht von Vorteil; das wäre gleichgültig geblieben, hätte man fortgesetzt Versuche unternommen, die russische Freundschaft wiederzugewinnen. Aber Bülows verhängnisvolles Wort steht über der Zeit seiner ganzen Kanzlerschaft, die für die Einkreisung Deutschlands entscheidend geworden ist, die Redensart von der „Politik der freien Hand". Sie führte dazu, daß Deutschland sich mit der Habsburger Monarchie 1914 einer ganzen bewaffneten Welt gegenübersah. Das französisch-russische Bündnis war bereits ein Warnungszeichen gewesen, da folgte im Jahre 1904 auch die französisch-englische Verständigung über die Kolonialschwierigkeiten der beiden Reiche hinweg; damit war eine lange Friedensepoche der Welt unwiderruflich vorüber, jedes Jahr, das jetzt noch einen Frieden erlebte, konnte nur als ein Geschenk des Himmels angesehen werden.

Hatte man das in Deutschland erkannt? Die verantwortlichen Stellen des Heeres, das damals in dem Grafen v. Schlieffen einen genialen Generalstabschef besaß, waren bereits lange auf den sogenannten Zweifrontenkrieg eingerichtet, und die Pläne lagen bereit; sie kamen auch 1914 zur Anwendung, nur daß Epigonen das Werk des Meisters zuschanden kommen ließen. Nach dem russisch-japanischen Kriege von 1904, in dem Rußland von Deutschland diplomatische und wirtschaftliche Unterstützung erfahren hatte, war von diesem vorerst nichts mehr zu befürchten, zumal der Sieg Japans und die anschließenden inneren Unruhen das Zarenreich hinreichend geschwächt hatte. Ein Realpolitiker, wie Bismarck oder der große Friedrich — der sich einer ähnlichen Koalition gegenübergesehen hatte, wie das dank der Politik des englischen Königs Edward VII. eingekreiste Deutschland sie mit Händen greifen konnte — hätte jetzt gehandelt, wie Friedrich 1756. Auch damals war Rußland noch

nicht kriegsbereit gewesen, so wie das Zarenreich von 1904, und Preußen schlug los, um dem Anschlag zuvorzukommen. Man weiß, der Graf v. Schlieffen hat damals den Präventivkrieg gegen Frankreich und England gewünscht, sein Ausgang kann uns heute nicht mehr zweifelhaft sein, hat doch gar der Weltkrieg gegen alle Deutschland sehr oft bis an den Rand des Sieges schon geführt; noch dazu hätte der Meister selbst sein Werk in die Tat umsetzen können. Die deutsche Diplomatie, durchsetzt mit den Ideologien des Liberalismus und Pazifismus, verpaßte die einzig noch vom Schicksal geschenkte Stunde, und an die Stelle Schlieffens trat später der jüngere Moltke.

Von jetzt ab bedeutete die deutsche Politik eine Kette von Mißerfolgen. Daran änderte nichts, daß mit Rücksicht auf die militärische Macht des Reiches mancher äußere Scheinerfolg davongetragen werden konnte. Noch immer ging man von der irrigen Voraussetzung aus, man könne Flotten bauen und Weltpolitik treiben im Bunde mit England. Die Fragen, die mit Marokko zusammenhingen, beleuchteten die gefährliche Lage immer deutlicher.

Die französisch-englische Verständigung von 1904, der sogenannte Marokkovertrag der beiden Reiche, war im April des Jahres auch im deutschen Reichstage zur Sprache gekommen, ohne daß Bülow sich beunruhigt zeigte. Im Winter 1905 ließen die Franzosen, Englands Unterstützung sicher, die Maske fallen, obwohl sie vorher immer behauptet hatten, die Interessen der andern Reiche würden durch den Marokkovertrag nicht behindert, und sprachen von der „friedlichen Durchdringung des Landes". Deutschland, entschlossen Weltpolitik zu treiben, zumal es in dem Sultanat große wirtschaftliche Interessen unterhielt, warf sich als Schützer der Selbständigkeit des Landes auf. Auf den Wunsch Bülows und des Geheimrats v. Holstein, der sich wie immer im Hintergrunde hielt, landete Kaiser Wilhelm am 31. März 1905 im Verlauf einer Mittelmeerreise in Tanger, feierlich von dem Oheim des Sultans empfangen, um ihm als unabhängigem Herrscher seinen Besuch abzustatten. Der Kaiser ließ keinen Zweifel darüber, daß Deutschland gewillt sei, seine Interessen in Marokko beim friedlichen Wettbewerb der Nationen nachdrücklich zu wahren.

Dieser Kaiserbesuch in Tanger hatte ausdrücklich auf Wunsch des Auswärtigen Amtes stattgefunden. Man setzte also die Autorität der deutschen Kaiserkrone ein und verpflichtete sich ohne weiteres auch damit, nun den Weg bis zum Ende zu gehen. Statt dessen erfolgte bis zur Konferenz von Algeciras

ein diplomatischer Krieg, in dem Deutschland von Anfang an der schwächere Teil war und Schritt für Schritt zurückwich. So spielten die damaligen liberalen und halbliberalen Staatsmänner mit der Souveränität der Krone. Sie, die später nicht genug tun konnten, um alle Schuld auf das Haupt des von ihnen beratenen Kaisers abzulenken, sind die wahren Totengräber des zweiten Deutschen Reiches geworden. Nicht einmal das setzten diese gewissenlosen Hasardspieler durch, daß die Landesverteidigung so sehr gesteigert wurde, wie es die ungeheure Kriegsgefahr, die seit der verpaßten Gelegenheit von 1905 immer mehr stieg, gebieterisch verlangte. Das bewies das Jahr 1911, als man mit Rücksicht auf Sozialdemokraten und Liberale nicht wagte, die von dem damaligen Oberst Ludendorff geforderte Heeresvermehrung um jene sechs Korps, die hernach 1914 fehlten, überhaupt vorzubringen. Dabei stand fest, daß Deutschlands Wehrkraft um vieles weniger ausgenützt war als die der andern Reiche, welche nur auf die Gelegenheit warteten, loszubrechen.

Über das Ergebnis der Konferenz von Algeciras von 1906 hier näher zu berichten, ist nicht der Raum. Der Vermittlungsvorschlag, den schließlich Österreich durch seinen klugen Vertreter, den Grafen Welsersheimb, vorbrachte, sicherte dennoch im großen und ganzen die französischen Wünsche, und die Niederlage Deutschlands war nicht fortzuleugnen, falls es auf diesen einging. Holstein, der die ganze Aktion eingeleitet hatte, blieb ihr insofern treu, als er dazu riet, lieber die Konferenz auffliegen zu lassen, als nachzugeben; er war der Ansicht, daß Frankreich einen Krieg deshalb nicht in den Kauf nehmen würde. Aber der gleiche Kaiser, den die Welt 1914 als Friedensbrecher hinzustellen wagte, um sich selbst reinzuwaschen, erklärte, es ginge gegen sein Gewissen und seine Herrscherpflicht, wegen Marokko die deutsche Nation in einen Waffengang zu verwickeln. So wies man die deutschen Vertreter in Algeciras an, den Welsersheimbschen Vorschlag anzunehmen: die große Krise war glücklich vorübergegangen, das heißt Frankreich und England hatten gesiegt.

Fraglos hatte es das Deutsche Reich den klugen Verhandlungen Österreichs zu verdanken gehabt, daß der Krieg noch einmal vermieden worden war. Nun aber ergab sich aus dem menschlich so anerkennenswerten Gefühl der Dankbarkeit, das Kaiser Wilhelm II. gegenüber seinem Bundesgenossen in Wien hegte, ein um so innigerer Zusammenhang mit Österreich, als dessen

natürlicher Beschützer sich das Deutsche Reich fühlte. Damit aber wurden die Gefahrenmomente nur noch erhöht; keinem Eingeweihten durfte es zweifelhaft sein, der mittelalterliche Nationalitätenstaat der Habsburger ruhte auf einem Pulverfaß, das jederzeit die Monarchie in die Luft sprengen konnte. Die deutsche Politik urteilte also mehr nach einem traditionellen Gefühl als nach den realen Notwendigkeiten, wenn sie in der Folge gemäß dem Telegramm Wilhelms II. an Österreichs auswärtige Vertretung dieser in allen kommenden europäischen Verwicklungen beisprang: „Sie haben sich als brillanter Sekundant erwiesen und können gleicher Dienste im gleichen Falle auch von Mir gewiß sein."

Schon während der bosnischen Krise zwei Jahre später löste Deutschland das Wort seines Kaisers ein.

*

Die französisch-englische Verständigung von 1904 fand dann im Jahre 1908 ihre folgerichtige Fortsetzung. England verstand es, durch Zugeständnisse in Persien die enge Fühlungnahme mit Rußland herbeizuführen, die Berlin stets auf Grund der verschiedenen Interessen der beiden Reiche in Asien für unmöglich gehalten hatte. König Edward VII. reiste persönlich nach Rußland und traf am 9. Juni 1908 in Reval mit dem Zaren zusammen. In den geheimen Verhandlungen einigte man sich darauf, den Balkan und vor allem die Türkei russischem Einfluß im Sinne eines Panslawismus preiszugeben. Im übrigen bedeutete dieses Ereignis zugleich den Geburtstag der Entente des Weltkrieges, des Bündnisses zwischen Frankreich, Rußland und England. Das „neutrale" Belgien hatte sich bereits 1906 den Westmächten in die Arme geworfen, indem es damit den Vertrag von 1831, nach dem es sich an keinem kriegerischen Bündnis beteiligen durfte, ohne weiteres für nichts erachtete. Was das Land dann im Weltkriege gelitten hat, kann es nicht Deutschland, sondern nur seinen verantwortlichen Staatsmännern zuschreiben, die es in dieses streng geheim gehaltene Bündnis hineingelockt hatten; der deutsche Einmarsch in Belgien 1914 war ohne weiteres gerechtfertigt.

Im Jahre 1908 auch brach die schon erwähnte bosnische Krise aus. Auf Grund jener Unterredung mit Edward VII. mischte sich jetzt Rußland auf dem Balkan ein und nahm damit seine alte Traditionspolitik wieder auf, die den Besitz von Konstantinopel erstrebte. Gleichzeitig wühlten die Serben im

Verfolg der großserbischen Idee in Bosnien. Die Kabinette von Petersburg und Wien, hier Iswolski, dort Aehrenthal, nahmen miteinander Fühlung. Für den Preis der Beherrschung der Dardanellen erklärte sich Rußland mit der Annektion von Bosnien und der Herzegowina bereit und näherte sich damit also trotz Reval wieder den Mittelmächten. Edward VII. in Verfolg seiner Politik, die deutsche Handelsmacht durch einen Krieg zu vernichten, versuchte jetzt sogar, bei Österreich den Hebel anzusetzen, um es von Deutschland abzuziehen, und traf mit Kaiser Franz Joseph in Ischl zusammen. England brachte dabei die durchsichtige Forderung vor, Österreich möge sich seinem Vorschlage anschließen, alle Staaten sollten weiteren Schiffsbauten Einhalt tun; das hätte Englands Überlegenheit zur See für alle Zeit gesichert. Kaiser Franz Joseph behandelte die Anregung Edwards VII. kühl, die dieser übrigens auch kurz vorher persönlich dem deutschen Kaiser gegeben hatte mit dem gleichen negativen Erfolge. Denn was hinter dieser angeblichen englischen Friedensbereitschaft steckte, ist schon gesagt; auch ein Blinder mußte die wahre Absicht erkennen. England holte sich also eine empfindliche Niederlage, denn auch die russisch-österreichischen Verhandlungen brachten ein Ergebnis, und am 6. Oktober 1908 nahm die Habsburger Monarchie die Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina vor.

Sofort erhob sich ein Entrüstungssturm in England. „Die Annexion ist ein tödlicher Schlag gegen die Moral", schrieb die englische Presse, denn England sah von jeher stets nur das als „moralisch" an, was seinen Großmachtinteressen diente, und scheute sich dann allerdings auch nicht, sich höchst unmoralisch zu gebärden; das nötige Mäntelchen christlicher Menschenliebe fand es dabei noch stets. Österreich hätte diesen Sturm dennoch gut ertragen können, wenn Rußland seine Abmachungen eingehalten hätte. Iswolski hatte aber schon bei Reval einen andern Kurs eingeschlagen, in den er jetzt unter dem Eindruck der britischen Drohungen wieder einschwenkte. Denn ungeheure Erregung hatte sich des ganzen Balkans bemächtigt, vor allem Serbiens, das die russischen Panslawisten als ihren Schützling ansahen. Dort erklärte ein Abgeordneter in der Skupschtina herausfordernd: „Zwischen uns und Österreich-Ungarn kann es nur dann Frieden und gute Nachbarschaft geben, wenn Österreich-Ungarn darauf verzichtet, eine Großmacht zu sein, wenn es sich entschließt, die Rolle einer östlichen Schweiz zu übernehmen."

Trotz aller dieser Angriffe blieb die Politik Österreichs unter Aehrenthal

fest, aber sie konnte sich auch der deutschen Rückendeckung versichert halten. Schon am 6. Oktober 1908 hatte Bülow den deutschen Botschafter in Wien angewiesen, dort mitzuteilen, „die deutsche Regierung lege besonderen Wert darauf, daß man in Wien hinsichtlich der Annexionsfrage volle Sicherheit über die deutsche Zuverlässigkeit habe. Es sei das für das Deutsche Reich ein Erfordernis selbstverständlicher Loyalität." Frankreich war um diese Zeit nicht in der Lage, einen Krieg zu führen, so daß das fort und fort schürende England durch den Mund Edwards VII. klagte: „Wir haben schöne Bundesgenossen: Frankreich will und Rußland kann keinen Krieg führen!" Nur Serbien rüstete fieberhaft in der Hoffnung, der allgemeine europäische Zusammenstoß würde doch noch stattfinden, und seine Sprache gegen Österreich wurde immer ungeheuerlicher.

Da zeigte sich Österreich zur Züchtigung Serbiens bereit; Rußland erkannte mit Entsetzen, daß es zu weit gegangen war und nunmehr einer Demütigung ausgesetzt sei, um nicht in einen zu diesem Zeitpunkt ihm noch unerwünschten Krieg mit Österreich verwickelt zu werden. So ging Iswolski auf den deutschen Vorschlag ein, sich durch volle Anerkennung der Annexion aus der Angelegenheit zu ziehen. Zähneknirschend mußte zuletzt auch England einsehen, daß der Krieg gegen Deutschland zur Zeit noch nicht möglich sei, und zog seine Hand von Serbien ab, das jetzt vor der Wahl stand, mit Österreich allein Krieg zu führen oder die Annexion ebenfalls anzuerkennen. Es tat das letztere, und die Mittelmächte hatten damit ihren letzten überragenden politischen Erfolg davongetragen. Aber zugleich war Europa in zwei feindliche Heerlager geteilt worden; dabei war es unzweifelhaft, daß die Entente in dem Spiel den Angreifer darstellte, der die Gelegenheit zum Losschlagen sucht, der Dreibund, auf dessen eines Mitglied, Italien, kaum zu zählen war, den Verteidiger; denn wenigstens das Deutsche Reich hatte allen Grund, nur in der Wahrung des Weltfriedens seinen Vorteil zu erblicken.

Denn dieses Reich stand jetzt auf der Höhe seines Wohlstandes, seiner Weltgeltung. Von 1870 bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. war seine Bevölkerungszahl von 41 auf 48 Millionen gestiegen. Dann setzte noch ein gewaltigerer Aufschwung ein, und sie wuchs im Jahre 1914 auf 66 Millionen Menschen, während die Zahl der Auswanderungen von etwa 130 000 in den ersten Reichsjahren auf 20 000 gefallen war. Die mächtig emporstrebende Industrie nahm alle die neuen Arbeitskräfte auf, jeder fünfte Deutsche war

ein Großstädter geworden, eine Entwicklung, die immerhin nicht ohne Gefahr für die innerpolitische Lage sich darstellte. Deutschland war reich und sah noch kein Ende in seiner Entwicklung, die nur ein gewaltsames Ereignis, wie ein Krieg es war, stören konnte; England aber fühlte sich bedroht und fürchtete gerade die friedliche Konkurrenz, die es überall aus dem Felde schlug. Aus dieser Spannung, die in Deutschland nur von wenigen klar erkannt wurde und die vor allem der weltfremde und sonst so gelehrte letzte Reichskanzler vor Ausbruch des Weltkrieges, v. Bethmann-Hollweg, völlig übersah, entstand der große Weltbrand von 1914.

Seit 1908 konzentrierte sich der Zündstoff in der Welt auf dem Balkan; gelang es bei den Balkankriegen von 1912 und 1913 noch, die Mittelmächte aus dem Spiel herauszuhalten, so machte der Mord an dem österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Gemahlin in Sarajevo am 28. Juni 1914 dem deutschen Zeitalter des Friedens unter Wilhelm II. ein Ende. Geschürt von England und Frankreich, dieses Mal endlich gestützt von Rußland, das sich 1908 noch versagen mußte, forderte die serbische Regierung, mit derem Wissen jener Mord geschehen war, Österreich-Ungarn heraus, und der Stein kam ins Rollen. Alle Versuche Deutschlands und vor allem des Kaisers, dennoch auf Rußland einzuwirken und so den Frieden zu retten, schlugen fehl.

So marschierten die Heere Deutschlands und Österreichs in den größten Krieg aller Zeiten. Schon die deutsche Mobilmachung war ein militärisches und organisatorisches Meisterstück sondergleichen. Während im Verfolg des berühmten Schlieffenplans der Krieg im Osten mit nur geringen Kräften hinhaltend geführt wurde, vollzog sich der Aufmarsch gegen Frankreich mit seinem Ziel einer Rechtsumfassung des französischen Heeres in Blitzesschnelle. Solche Umfassung zwang zu dem Marsch durch Belgien, und schon am 6. August fiel die Festung Lüttich unter hervorragender Mitwirkung des späteren Generalquartiermeisters Ludendorff in deutsche Hand, und am 18. August traten die deutschen Armeen aus der Linie Lüttich—Diedenhofen, also auf der Gesamtfront, den Vormarsch an. Fünf Tage später befanden sich die Franzosen und Engländer nach hartnäckigem Widerstande, die Franzosen in Lothringen, am Semois und an der Sambre, die Briten bei Mons unzweifelhaft in voller Flucht; eine Umfassung mit dem Ergebnis der Vernichtung war allerdings nirgends geglückt. Um so mehr hätte das Große Hauptquartier unter dem

Grafen v. Moltke an dem Grundgedanken des Schlieffenplanes einer Umfassung durch den deutschen rechten Flügel unter dem General v. Kluck, der überall mit seiner Ersten Armee im siegreichen und schnellen Vormarsch begriffen war, festhalten müssen. Schon die Annahme der Schlachten in Lothringen, wo sich der Franzose im Angriff befand, und ihre Umwandlung in eine eigene Offensive bedeutete einen strategischen Fehler. Immerhin war jetzt, Ende August 1914, noch nichts für die Entscheidung verloren, wenn man alle entbehrlichen Truppen dem deutschen rechten Flügel zur Verfügung stellte. Statt dessen zog Moltke sechs Korps und eine Kavalleriedivision aus der Westfront heraus und setzte sie nach Ostpreußen in Marsch.

Dort war die russische Dampfwalze im steten Vormarsch geblieben. Am 20. August hatte sich das XVII. deutsche Armeekorps bei Gumbinnen eine Niederlage geholt, so daß das Oberkommando Ost unter dem General v. Prittwitz den Entschluß faßte, Ostpreußen preiszugeben. Kaiser und Hauptquartier hatten darauf nur eine Antwort: die Abberufung des Generals und seine Ersetzung durch Hindenburg und Ludendorff. Die neuen Herren erkannten, daß jeder Augenblick, der dem Russen freie Hand ließ, zur Vernichtung der geringen ostpreußischen Streitkräfte beitragen mußte. So entschloß sich Hindenburg samt seinem Generalstabschef zum Angriff auf die eine russische Hauptgruppe unter Samsonoff, während gegenüber der zweiten unter Rennenkampf zur Verschleierung nur geringe Kräfte aufgestellt wurden. Am 26. August begann die große Vernichtungsschlacht, bei der die Deutschen angriffen, während ihr eigener Rücken von der Armee Rennenkampf schwer bedroht war, die nur marschieren brauchte, um ihnen das gleiche Schicksal zu bereiten, das dann bis zum 30. August, dem Hauptkampftag, über die russische Narewarmee vernichtend hereinbrach. Das war die Schlacht bei Tannenberg, die größte Vernichtungsschlacht der Weltgeschichte überhaupt; sie befreite Ostpreußen von der russischen Invasion.

Im Westen hatten sich unterdessen Franzosen und Engländer in die Linie Verdun—Laon—Amiens zurückgezogen; die durch Moltke der deutschen Westarmee genommenen Korps, die der Armee Kluck, der deutschen rechten Flügelarmee, eine willkommene Verstärkung bedeutet hätten, kamen nicht einmal mehr zurecht, um den Sieg bei Tannenberg vollenden zu helfen. Aber noch einmal zog sich das Ringen im Westen günstig für die Deutschen zusammen. Die scharfe Verfolgung nötigte den französischen Generalismus Joffre, von

einer Verteidigung in der neugewählten Linie abzusehen: am 1. September 1914 beschloß das feindliche Hauptquartier den Rückzug hinter den Ournainabschnitt und die Seine, der Fall der Hauptstadt Paris stand bevor.

Am 5. September erreichten die deutschen Armeen, die Erste bis Vierte, die Höhe von Paris. Die Fünfte Armee stand vor Verdun, während die Sechste und Siebente sich an der Moselfront verbissen hatten. Die Franzosen hatten unterdessen alle Reserven, die irgendwie noch verfügbar waren, herangeführt und schritten auf den Fronten der Ersten bis Fünften Armee zum Gegenangriff: die sogenannte Marneschlacht hatte begonnen. Heftig wogten die Kämpfe hin und her, in deren Verlauf jene Lücke zwischen Erster und Zweiter Armee entstand, die im deutschen Hauptquartier tiefste Bestürzung auslöste. Man war auch dort von Luxemburg aus nicht mehr in der Lage, schon auf Grund der ungeheuren Entfernungen, die gewaltige Schlacht, die entfesselt war, mit jener erhabenen Ruhe zu beurteilen, wie sie einem großen Feldherren zu eigen ist. Es kam zu jener unheilvollen Entsendung des Oberstleutnant Hentsch, der mit weitgehenden Vollmachten versehen wurde, wie sie in ihrer Gültigkeit niemals gänzlich einwandfrei geklärt worden sind. Die Tatsache, daß die Zweite deutsche Armee v. Bülow, wo sich auch die Lücke zwischen Erster und Zweiter Armee befand, im verlustreichen Kampfe stand, veranlaßte den Boten Moltkes, den Rückzugsbefehl für alle Armeen, auch für die Erste Armee v. Kluck zu geben, die gerade die Franzosen am Ourq entscheidend geschlagen hatte, ein Sieg, der ohne weiteres auch die „Lücke" illusorisch machte und den deutschen Endsieg in nächste Nähe rückte.

So wollte es die Tragik des deutschen Schicksals, daß am 9. September 1914 die Marneschlacht von deutscher Seite trotz des Sieges der Ersten Armee, der auch die Zweite sofort entlasten mußte, und trotz der Erfolge der Dritten, die soeben die feindliche Front zu durchbrechen im Begriffe war, freiwillig aufgegeben wurde. Den Franzosen nun erschien diese Maßnahme so unverständlich, daß sie anfangs nur zögernd den zurückgehenden deutschen Armeen zu folgen wagten. Das „Marnewunder" nannten sie schon damals jenes ihnen unbegreifliche Ereignis, daß die Deutschen aus heiterem Himmel einen entscheidenden Sieg im Stich ließen, der ihnen schon in die Hand gegeben war. Am 14. September übernahm für den erkrankten General v. Moltke der General v. Falkenhayn die Führung des deutschen Heeres, das von jetzt ab sich in einer langen Front von Noyon bis zu den Vogesen zum Stellungskriege einrichtete.



1. Februar 1919. Im besetzten Trier. Aufziehen einer französischen Wache bei der Porta Nigra.

Die Stadt Trier hat besonders stark unter der Besetzung feindlicher Truppen, besonders der Franzosen, sowie unter der Separatistenherrschaft gelitten. Sie hat aber auch gekämpft und viele Beispiele deutscher Treue und deutschen Heldenmutes gezeigt. Wer die Geschichte dieser Leidenszeit, als Beispiel für diejenige anderer rheinischen Städte, lesen will, der sei verwiesen auf „12 Jahre unter der Geißel der Fremdherrschaft — Triers Besatzungszeit" von Prof. Dr. Kantenich, Verlag Volksfreunddruckerei, Trier.

Es war der 25. Januar 1923: „Schwadronen von Marokkanern sprengten mit gezogenem Säbel durch die Straßen. — Die Farbigen hatten Befehl, anscheinend auf jeden einzuhauen, der auch jetzt am hellen Tage die Straße völlig ahnungslos passierte. Übelste Szenen ereigneten sich: Meine Kinder, die die Milch holen wollten, huckten sich zur Erde, die Farbigen schlugen auf sie; alles flüchtete in die Häuser: wehe, wer nicht so schnell laufen konnte. Kriegsbeschädigte mit künstlichen Gliedmaßen erhielten Säbelhiebe, alte Männer wurden in den Rücken getreten —."

Bild 145.



Rhein- und Ruhrbesetzung. Franzosen auf der Feste Ehrenbreitstein. Auf der anderen Rheinseite das Deutsche Eck am Zusammenfluß von Mosel und Rhein.

Durch den unglückseligen Ausgang des großen Krieges 1914—1918 mit der nachfolgenden Besetzung der Rheingebiete konnten sich die Franzosen eine Zeitlang als Beherrscher des Rheines fühlen, der seit Jahrhunderten das Ziel ihrer Sehnsucht war und ist. Wie oft haben französische Heere den Rhein überschritten, sei es zu Raubzügen, sei es zu Kriegen mit anderen Völkern! Nur die Abneigung der mit ihnen Verbündeten gegen eine allzu starke Machtvergrößerung Frankreichs hat das Rheinland seine Zugehörigkeit zum Deutschen Reich bewahren können und es vor dem Schicksal behütet, Deutschlands Grenze und nicht Deutschlands Strom zu sein. Elsaß-Lothringen aber wurde wieder vom Deutschen Reich getrennt.

Bild 146.



7. April 1920. Französisches Maschinengewehr an der Hauptwache in Frankfurt a. M.

Unter dem Vorwand, daß im Ruhrgebiet „unter dem Druck der deutschen Militärpartei eine plötzliche Offensive der Reichswehr gegen die Arbeiterschaft angeordnet und dadurch der Friedensvertrag verletzt sei" besetzten die Franzosen am 6. April 1920 (Amerika und England mißbilligten diese Handlung) Frankfurt, Hanau, Homburg, Darmstadt und Duisburg.
Am Tage nach der ruhig verlaufenden Besetzung Frankfurts bildeten sich bei dem Gerücht, daß die Franzosen bald abziehen würden, große Ansammlungen der Bewohner. Auf dem Schillerplatz lagerten farbige Franzosen, meist afrikanische und anamitische Truppen, befehligt von weißen Franzosen. Die Franzosen schienen um ihre Sicherheit besorgt zu sein und feuerten plötzlich eine Maschinengewehrsalve in die Menge, wodurch 8 Personen getötet und 26 Personen verletzt wurden. General Modarcq hat diese Heldentat in seinem Buch sogar noch verherrlicht! Am 17. Mai 1920 wurde die Stadt wieder geräumt.

Bild 147.



Rhein- und Ruhrbesetzung. Paßkontrolle in Bonn a. Rh. durch weiße und farbige Franzosen.

Mitte des Jahres 1922 betrug die Zahl der fremden Besatzungstruppen in insgesamt 220 Orten 147000 Mann (darunter etwa 19000 Mann farbige Truppen), während die deutsche Friedensbelegung 1914 in 28 Garnisonen nur 70000 Mann stark war.

Ende 1923 waren im altbesetzten Gebiet 11775 Wohnungen mit über 42000 Zimmern und außerdem über 13000 Einzelzimmer beschlagnahmt, dazu zahlreiche Schulen mit Hunderten von Schulklassen. Außerdem hatte das Reich riesige Mengen von Möbeln und anderen Einrichtungsgegenständen zu stellen (u. a. 2046 Salons, 9194 Küchen, 4257 Damenschreibtische, ungeheure Mengen von Wäschestücken, 280905 Wein- und 74044 Sektgläser usw.).

Bild 148.

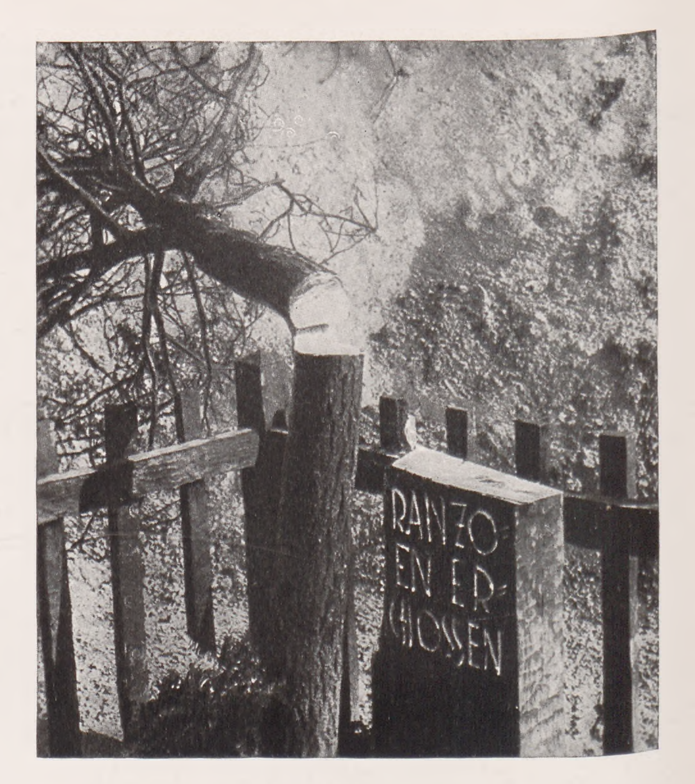


26. Mai 1923. Erschießung Schlageters.

Der deutsche Oberleutnant d. R. a. D. Albert Leo Schlageter aus Schönau, ein Teilnehmer des großen Krieges 1914—1918 und der Verteidigungskämpfe im nach dem Kriege bedrohten Osten, ein Kämpfer für Deutschlands Ehre und gegen Deutschlands Untergang, wurde am 10. Mai 1923 in Düsseldorf wegen Spionage und Sabotage vom französischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Er bekannte sich offen zu seinen Taten, die er als echter Deutscher und aus wahrer Liebe zu seinem Vaterland begangen hatte. Er wirkte während der widerrechtlichen Besetzung beim passiven Widerstand erfolgreich gegen die Franzosenherrschaft, wobei er neben anderen Heldentaten eine Eisenbahnbrücke über den Harbach bei Kalkum sprengte und im Stadtwald von Essen gleichfalls eine Sprengung ausführte. Schlageter ist einem niederträchtigen Verrat zum Opfer gefallen. Am 26. Mai 1923 wurde das Todesurteil vollstreckt und Schlageter erschossen.

Bild 149.






26. Mai 1923.

Denkmal Schlageters.

An der Stelle, wo Schlageter den Heldentod für sein Vaterland starb, in der Golzheimer Heide bei Düsseldorf, wurde ihm ein Ehrendenkmal errichtet. Bubenhände brachten es fertig, dieses Denkmal, ein Wahrzeichen edelster und reinster Gesinnung, zu zerstören. Schlageters Name bleibt allen wahren Deutschen unvergessen.

Bild 150.



1923. Während der Rhein- und Ruhrbesetzung.

Zeitweise wurde der Verkehr gänzlich lahm gelegt. Die Bevölkerung der besetzten Städte bekam die Stunden vorgeschrieben, an denen sie sich in den Straßen bewegen konnte. Schikanöse Maßnahmen, wie Bahnhofssperren, Kontrollen usw. muteten der deutschen Bevölkerung maßlose Leiden und Erniedrigungen zu. Das französische Militär beherrschte die Straßen, harmlose Passanten jeden Alters wurden wie gefährliche Kriegsgegner behandelt. Das von uns wiedergegebene Bild spricht für sich!

Bild 151.



Rhein- und Ruhrbesetzung. Paßkontrolle in Vohwinkel.

Wer nicht die schikanösen, ja sadistisch anmutenden Maßnahmen, besonders der Franzosen, während der Besatzungszeit selbst miterlebt hat, macht sich schwerlich einen Begriff von den Leiden, die die Bevölkerung durchzumachen hatte. An den Stationen, die die Grenze mit den unbesetzten Gebieten bildeten, herrschte die strengste Paß- und später auch Zollkontrolle. Die Reisenden wurden oft ohne Ausnahme gezwungen, den Zug zu verlassen und zusammengepfercht (z. B. in Weiterstadt) im kleinen Warteraum zu warten, bis die Kontrolle zu Ende geführt war. Anscheinend hatten die Franzosen für diesen Zweck besonders brutal veranlagte Beamte an diesen Stellen eingesetzt. Die Gepäckstücke wurden mit Absicht durcheinandergewühlt und die Gegenstände auf den Boden geworfen, gleichgültig, ob sie alten gebrechlichen Personen gehörten oder Kindern, die notgedrungen die Reise unternehmen mußten. Es war fortgesetzter Krieg, nur mit anderen Mitteln.

Bild 152.



1. Oktober 1923. Ermordung eines Schupobeamten durch die Separatisten in den Straßen Düsseldorfs unter den Augen untätig zuschauender französischer Soldaten.

Ende 1923 bildete sich aus allerlei Gesindel eine separatistische Schutztruppe, die in übelster Weise, unterstützt von den Franzosen, sich aufführte. Am 21. Oktober 1923 brach dann der Separatistenaufstand los. Die Separatisten wurden von der französischen Regiebahn unentgeltlich befördert. Die Polizei wurde von den Franzosen entwaffnet. So gelang es an vielen Orten den Separatisten, die Amts- und Ratshäuser zu besetzen. Es entstand überall nun eine kraftvolle Gegenwirkung, soweit es der Druck unter den Besatzungstruppen erlaubte, und nach und nach konnten die Separatisten wieder vertrieben werden. Das Volk atmete auf. Die Führer kamen dabei ums Leben oder wurden verjagt. Nach Abzug der Besatzungstruppen lebten in einzelnen Städten die Separatistenverfolgungen wieder auf. Wer diese Verbrüderung der Franzosen mit dem Abschaum der Menschheit miterlebt hat, wird diese Eindrücke nie vergessen. Mehr als Worte möge obiges unter Lebensgefahr aufgenommenes Bilddokument erzählen, wo bei der feigen Ermordung eines Polizisten sich kein Franzose veranlaßt sah, dieses Verbrechen zu verhindern.

Bild 153.



Die Separatistenzeit. Wie die „Truppen" der Landesverräter aussehen: Zigarettenverteilung vor einer besetzten Polizeiwache in Krefeld.

Die „Separatistenzeit" im Rheinland stellt wohl eines der traurigsten Kapitel in der deutschen Geschichte dar. Frankreichs Plan, die Rheinlande vom Deutschen Reich abzutrennen und daraus einen Pufferstaat zu machen (États tampons), begünstigte die autonomistischen Bestrebungen innerhalb der einzelnen Länder. Es wurden verschiedene Pläne laut, wie z. B. die Bildung einer rheinisch-westfälischen Republik, jedoch erhob sich überall starker Widerspruch.
Der berüchtigte Staatsanwalt Dr. Dorten rief am 1. Juni 1919 in Wiesbaden die rheinische Republik aus, in stärkster Weise von den französischen Generälen unterstützt und geschützt. Dadurch waren die Ziele der „Rheinlandbewegung" eindeutig klar, sie war nicht mehr legal. Einsichtige Kreise wandten sich von diesen Bestrebungen ab, und nur von Frankreich bestochene, auf Abwege geratene Existenzen, Gesindel leisteten Dr. Dorten Gefolgschaft. Die Amerikaner versagten unter General Allen dieser Bewegung ihre Unterstützung. Neben Dorten, der vor allem am Mittelrhein und der Mosel seine Anhänger hatte, die zum Teil aus gebildeten Schichten sich zusammensetzten, arbeitete Smeets am Niederrhein und an der Mosel vor allem mit Kommunisten und verführten Kleingewerbetreibenden. In Düsseldorf war inzwischen Matthes der Führer der separatistischen Bewegung geworden. Am 15. August 1923 gründeten dann diese drei Führer auf Drängen der Franzosen eine von Deutschland unabhängige rheinische Republik, die bald wieder zusammenbrach.

Bild 154.



1926. Englische Truppen in Köln a. Rh. vor dem Hotel Excelsior.

Der Waffenstillstand am 11. November 1918 bestimmt neben der Räumung der von den Deutschen besetzt gehaltenen Gebiete Ablieferung des Kriegsmateriales usw., Aufrechterhaltung der Blockade und für die Rheinlande: Räumung des linksrheinischen Gebietes durch die deutsche Armee. Die Gebiete auf dem linken Rheinufer werden durch die örtlichen Behörden unter Aufsicht der Besatzungstruppen der Alliierten und der Vereinigten Staaten verwaltet. Die Truppen der Alliierten und Vereinigten Staaten werden die Besetzung dieser Gebiete durch Garnisonen bewirken, welche die wichtigsten Rheinübergänge (Mainz, Koblenz, Köln), inbegriffen je einen Brückenkopf von 30 km Durchmesser auf dem rechten Ufer, beherrschen, und außerdem die strategischen Punkte des besetzten Gebietes besetzen. Auf dem rechten Rheinufer wird eine neutrale Zone geschaffen.

Die Forderung der Besetzung der Rheinlande ist auf Verlangen Frankreichs in den Waffenstillstandsentwurf hereingekommen. Frankreich wollte sich zunächst in den Besitz der Rheinlande bringen, um sein Kriegsziel, die Trennung der Rheinlande vom Deutschen Reich besser verwirklichen zu können.

Bild 155.



9. März 1932. Wahldemonstration der Nationalsozialisten für Adolf Hitler. Blick auf die Menschenmassen, im Hintergrund das Nationalmuseum.

Mit den Nationalsozialisten ist ein neues Deutschland aufgebrochen, das gleiche, das damals im August 1914, vergessend allen Hader und Streit der Stände und Klassen, im Heere oder freiwillig zur Verteidigung der bedrohten Grenzen ausmarschierte. Die Revolution von 1918, ein Ereignis, das in erster Linie auf die äußeren widrigen Kriegsumstände und die Machenschaften einer übermächtigen Feindbundpropaganda zurückzuführen gewesen ist und kaum einer inneren zwingenden deutschen Notwendigkeit entsprang, hatte diesen Aufbruch nur aufhalten können. Und das Jahr 1932 bewies, daß diese Zeit des Verharrens der neuen großen deutschen Bewegung, in ihrer Leidenschaftlichkeit nur vergleichbar jenem Zeitalter eines Ulrich von Hutten und in ihrer Zielklarheit, ihrer realen Bewußtheit noch nicht vorhanden in der deutschen Geschichte, von ungeheurem Vorteil gewesen ist. Fast die Hälfte des ganzen deutschen Volkes ist von ihrer Wucht erfaßt worden. Aus den sieben Mann, die einst der deutsche Soldat Hitler in München versammelte, wurden mehr als zehn Millionen.

Bild 156.



30. Januar 1933. Der Fackelzug vor dem Reichspräsidenten v. Hindenburg und Reichskanzler Adolf Hitler.

Am 30. Januar 1933 reichte der Reichskanzler General v. Schleicher, nachdem es ihm nicht gelungen war, eine Mehrheit oder zum mindesten starke Minderheit für seine Politik zu erlangen und der Reichspräsident v. Hindenburg ihm die gewünschten besonderen Vollmachten verweigerte, die Gesamtdemission seines Kabinetts ein. Vor allem den Bemühungen des Reichskanzlers a. D. v. Papen war es zu verdanken, daß Adolf Hitler, der Führer der nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei, von dem Reichspräsidenten und Feldmarschall mit dem Reichskanzleramt betraut wurde. So kam an diesem denkwürdigen 30. Januar endlich die Regierung der nationalen Konzentration zustande, hinter die sich die Nationalsozialisten, der Stahlhelm und die deutsch-nationale Volkspartei stellten.
Die allgemeine Freude über diesen endlichen Zusammenschluß der Führer der nationalen Bewegung und über den Bund, den altes und neues Deutschland mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler durch den Reichspräsidenten v. Hindenburg geschlossen hatten, machte sich in einer ungeheuren Begeisterung bei der Mehrheit des Volkes Luft. In kürzester Frist versammelten am Spätnachmittag die S.A. der Nationalsozialisten und der Berliner Stahlhelm ihre Gefolgsleute und brachten dem Reichspräsidenten v. Hindenburg und dem Reichskanzler Hitler vor der Reichskanzlei in der Wilhelmstraße einen Fackelzug dar, der von Hunderttausenden von jubelnden Berlinern begleitet wurde und viele Stunden lang dauerte. Augenzeugen berichten, daß die Gewalt dieses Ereignisses nur noch mit den Augusttagen von 1914 verglichen werden konnte.

Bild 157.



Der nationale Kampf. Einſt — —

Das Bild bietet ein Beiſpiel aus der Zeit der Vergewaltigung des nationalen Deutſchlands. Nationalſozialiſten werden von der Polizei nach Waffen durchſucht.

Bild 158.



Der nationale Kampf. Und heute — —

Nationalsozialisten sorgen als Hilfspolizisten gemeinsam mit der Polizei für Ordnung im neuen Reich.

Bild 159.



1933. Horst Wessels Grab.

Horst Wessel, ein Märtyrer der nationalen Bewegung wurde am 23. II. 1930 von Kommunisten ermordet. Sein Gedächtnis lebt fort in dem von ihm gedichteten und komponierten Horst-Wessel-Lied „Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen".

Bild 160.

Nur an der Küste bis zur Oise bot sich für Freund oder Feind noch die Gelegenheit, die Freiheit des Handelns wiederzugewinnen. Am 9. Oktober fiel Antwerpen in die Hände der Belagerungsarmee v. Beseler. Eine Offensive in Flandern, so rechnete Falkenhayn richtig, sicherte einmal die deutsche Westfront, die sich jetzt schon bis Lille erstreckte, vor Umfassung und konnte ferner die Beherrschung des englischen Kanals erzwingen. Aber auch der Engländer war nicht blind und versammelte seine besten Truppen zum Vormarsch in Flandern. Angriff stieß so auf Angriff...

Dank der Kurzsichtigkeit der deutschen Parteien war im Jahre 1909 der Heeresvermehrungsplan des damaligen Oberstleutnants Ludendorff im Reichstage nicht zur Vorlage gekommen. Jetzt fehlten die damals verlangten sechs Korps für eine unerläßliche strategische Aufgabe, und die deutsche Oberste Heeresleitung sah sich daher genötigt, auf sechs soeben in der Heimat aufgestellte Reservekorps zurückzugreifen, die aus zumeist gänzlich unausgebildeten Mannschaften, darunter u. a. auch der Blüte der deutschen Studentenschaft, unter Führung von Offizieren bestanden, die zumeist dem Pensioniertenstande entnommen werden mußten. Um so höher ist die geistige Aufgabe zu bewerten, die diesen jungen Korps gestellt wurde und die sie mit Blutopfern sonder Zahl gelöst haben gegenüber Englands besten Truppen. Am 18. Oktober griff die von den Reservekorps neugebildete Vierte Armee gegen die Yser an, und zwar mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß der Gegner zuletzt genötigt wurde, bei Nieuport die Meeresdämme zu durchstechen und das Niederungsgebiet von Dixmuiden abwärts unter Wasser zu setzen. Also durch die Macht der Natur bezwungen, mußten die jungen Regimenter bis an den Ostrand des Überschwemmungsgebietes zurückgenommen werden. Aber auch der Engländer, der ebenfalls den Angriff beabsichtigt hatte, konnte von keinem Erfolge sprechen, war er doch bald genug in die Defensive gedrängt worden. Und der General French hatte die Lage richtig erkannt, wenn er später sagte: „Der Einsatz, um den wir in der großen Ypernschlacht spielten, war nichts Geringeres als die Sicherheit, ja die Existenz des Britischen Reiches." Und noch am 10. November 1914 konnte der deutsche Heeresbericht melden: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesange ‚Deutschland, Deutschland über alles' gegen die erste Linie der feindlichen Stellung vor und nahmen sie." Das war jener Tag, nicht erhabener und blutiger als alle vorausgehenden fürchterlichen Kämpfe, der

für immer den Geist deutscher Jugend in die Sterne schrieb und in dem Begriff: „Langemarck" als ein ewiges Mahn- und Wahrzeichen für künftige Geschlechter gesetzt ist...

Im Osten hatte Hindenburg an den Masurischen Seen am 10. September die Russen erneut geschlagen; so bot sich Gelegenheit, den hartbedrängten Österreichern beizustehen. Am 1. November übernahm Hindenburg den Oberbefehl über die gesamte deutsche Ostfront. Der Vormarsch Mackensens zwischen Warthe und Weichsel, der Sieg bei Lodz erreichten schließlich, daß die durch die österreichischen Mißerfolge eingetretene Bedrohung von Schlesien beseitigt wurde und die russische Offensivkraft im allgemeinen als gebrochen gelten konnte.

Auch der General v. Falkenhayn blieb sich, wie Moltke, bewußt, daß die Aufgabe der Mittelmächte darin bestehen mußte, die militärische Kraft des Gegners im Westen zu brechen. Aber die Ereignisse zwangen ihn am Anfange des Jahres 1915 dennoch dazu, einen Teil der Schwerkraft gerade nach dem Osten zu legen, um dem österreichischen Bundesgenossen Entlastung zu bringen. So kam es am 2. Mai dieses Jahres zu der deutsch-österreichischen Offensive bei Gorlice—Tarnow und jenem beispiellosen Vormarsch, der ganz Polen in die Hände der Verbündeten brachte, ohne die völlige Vernichtung der Russen herbeiführen zu können. Immer wieder zeigte es sich, daß die Mittelmächte zahlenmäßig ihren Gegnern bei weitem unterlegen waren.

Am 23. Mai 1915 erklärte Italien an Österreich-Ungarn den Krieg und rückte vor allem an der Isonzofront gegen Österreich auf. Während die Türkei sich bereits den Mittelmächten angeschlossen hatte, folgte Anfang August auch Bulgarien ihrem Beispiel. Zusammen mit Deutschen und Österreichern eröffnete es im Oktober die Offensive gegen Serbien, und am Ende dieser Operationen konnte die unmittelbare Verbindung mit der Türkei, ein strategisches Ziel dieser Offensive, hergestellt werden. Die Masse des serbischen Heeres streckte die Waffen, der Rest flüchtete nach Albanien und Montenegro, aber auch letzteres entging zuletzt trotz tapfersten Widerstandes seinem Schicksal nicht. Am 17. Januar 1916 verließ König Nikita flüchtend sein kleines Reich.

Im Westen hatten die deutschen Truppen alle feindlichen Angriffe, Ende Februar in der Champagne, im März und Juni bei Loretto, im April

an der Combreshöhe bei Verdun siegreich abgewiesen. Im September und Oktober verdoppelten Engländer und Franzosen ihre Anstrengungen. Am heftigsten tobten die Kämpfe bei Arras und Lens sowie erneut in der kreidigen Champagne. Die politischen Ziele dieser feindlichen Offensive scheiterten dank der Widerstandskraft der Deutschen in jedem Falle. Griechenland und Rumänien konnten sich trotz aller Versuche noch nicht entschließen, ihre Neutralität aufzugeben; Bulgarien, wie wir hörten, schloß sich gar den Mittelmächten an. Das Jahr 1915 hatte zwar keiner Seite der Kriegführenden eine Entscheidung gebracht. Ohne Frage aber hatte sich die Waage zugunsten der Mittelmächte geneigt, deren Heere im Glauben an den Endsieg weiterfochten. Die Aufgabe für Deutschland aber lautete, die Handlungsfreiheit gerade dort wiederzugewinnen, wo allein der Krieg in richtiger Erkenntnis der großen Zusammenhänge entscheidend beendet werden konnte, also im Westen.

So entschloß sich der General v. Falkenhayn für den Anfang des Jahres 1916 zu der umstrittenen Offensive bei Verdun. Auch hier zeigte sich das Schicksal den Deutschen nicht geneigt. Plötzlich eintretendes schlechtes Wetter zwang die Heeresleitung zum Verschieben des Angriffs. Immerhin konnten zunächst große Anfangserfolge errungen werden, oft stand die Lage für Frankreich auf des Messers Schneide, aber die günstigen Geländeverhältnisse, die einer Verteidigung ebenso zugute kamen, wie sie einen Angriff lähmten, die überlegene Artillerie des Gegners ließen den deutschen Angriff schließlich im Schlamm und Schutt zusammenbrechen; ungeheuer waren die Verluste auf beiden Seiten. Und nicht einmal jene Absicht Falkenhayns war verwirklicht, durch die Offensive bei Verdun dem Feind die Initiative entrissen zu haben. Denn schon im Juni 1916 brach beiderseits der Somme ein überlegener Angriff der Engländer und Franzosen vor, und die erste große Materialschlacht war mit ihm geboren worden. Im Juli des Jahres stand die Lage für die Mittelmächte kritisch genug. Gleichzeitig mit der Offensive im Westen war der russische General Brussilow am 4. Juni bei Luzk vorgebrochen und hatte die Österreicher über den Haufen gerannt. Durch die Bukowina und das südliche Galizien befand er sich bereits im vollen Vormarsch auf den Karpathenkamm, als schnell herbeigeholte deutsche Reserven den Russen Einhalt geboten. Am 27. August dann erklärte auch Rumänien den Mittelmächten den Krieg. Das war der Zeit-

punkt, als die Sommeschlacht ihren Höhepunkt erreicht hatte; mochten die Geländegewinne des Gegners noch so gering sein, um so höher wog der innere Verbrauch des deutschen Heeres, das noch immer nach einer veralteten Anschauung starr um die erste Linie rang und im übermächtigen Material des Feindes, selbst entblößt von dem Notwendigsten an Geschützen und Fliegern, buchstäblich zu verbluten drohte. In diesem Augenblick entschloß sich Kaiser Wilhelm II. zum Wechsel in der Heeresleitung, an die Stelle Falkenhayns traten Hindenburg und Ludendorff.

Die Berufung der beiden im Ostkriege bewährten Feldherren kam nicht zu spät, um eine schon gewisse Niederlage abzuwenden, zu spät aber dennoch im Hinblick auf den späteren Ausgang des ganzen Krieges, so daß wir auch hier wieder das tragische deutsche Schicksal zu erkennen vermeinen. Aber das Geschlecht von 1933 weiß heute, warum der Weltkrieg verloren werden mußte und erkennt, daß das neue Reich nur zu entstehen vermochte, wenn alte Formen zerbrachen und Prüfung durch Not und Jammer den deutschen Menschen auferlegt wurde. Anders sonst wäre jene Überlegung nicht zu ertragen, warum das Schicksal Hindenburg und Ludendorff statt jetzt im Jahre 1916 nicht schon in der Marneschlacht das Kommando der deutschen Heere zuteil werden ließ!

Die neuen Oberbefehlshaber zogen sofort einen Strich unter eine veraltete Taktik der Verteidigung und schufen das Bild der beweglichen Abwehrschlacht, das von den schwer leidenden Truppen freudig aufgenommen wurde. Schon am Ausgang des September konnte die Sommeschlacht für die Deutschen als gerettet gelten, wenn sie sich in den Artilleriekämpfen auch noch bis in den Dezember hinein hinzog. Unterdessen erreichte auch die Rumänen ein schnelles Schicksal. Falkenhayn, dem dort die Führung der Operationen übertragen worden war, schlug sie am 25. und 26. September bei Hermannstadt vernichtend, eine Kette von Operationen folgte; nach der Schlacht am Argesu vom 1. bis 5. Dezember fiel Bukarest am 6. des gleichen Monats, und die rumänischen Truppen spielten von jetzt ab keine bedeutende Rolle mehr.

Am 12. Dezember, also auf der Höhe der deutschen militärischen Erfolge gegen die Rumänen, überraschte der deutsche Kaiser die Welt durch ein freimütiges Friedensangebot, dem jedoch kein Erfolg beschieden war. Im Gegenteil nahmen die feindlichen Staatsmänner, vor allem ein Lloyd

George in England, der soeben an die Stelle von Asquith und Grey getreten war, diese ernsthafte und aus ehrlichem Herzen heraus geborene Verlautbarung als ein Eingeständnis der Zermürbung des deutschen Kriegswillens auf.

Von einer solchen konnte, soweit es das kämpfende Heer betraf, noch nicht die Rede sein. Immerhin war die Lage für die Mittelmächte nicht besser geworden. Deutschland hatte auf Grund des Einspruches der Vereinigten Staaten von Nordamerika am 22. Juni 1916 auf die Waffe des uneingeschränkten U-Bootkrieges noch verzichten zu müssen geglaubt. Mochten militärische Gewinne eingetreten sein, im Innern des Reiches erhoben die dafaitistischen Parteien ungehindert das Haupt, während die feindlichen Staatsmännern in ihren Ländern jede ähnlich gerichtete Bestrebung mit eiserner Hand unterdrückten. Für den Bestand des österreichischen Bundesgenossen und seines buntscheckigen Staates erwies sich der am 21. November eintretende Tod des greisen Kaisers Franz Joseph als verhängnisvoll, denn sein Nachfolger Karl zeigte sich ententefreundlichen Strömungen gegenüber keineswegs als Gegner; auch das Tschechentum erhob um so frecher sein Haupt. Die am 5. November 1916 auf deutsche Veranlassung erfolgte Neuerrichtung des polnischen Staates erwies sich ferner schon jetzt als grober politischer Fehler; den erhofften Truppenzuwachs erbrachte sie keineswegs.

So kam das Jahr 1917 heran. In der Erkenntnis, daß die Entente im Sommegebiet eine neue und gewaltige Offensive vorbereitete, hatte die deutsche Oberste Heeresleitung dort eine Aufnahmestellung anlegen lassen und nahm in diese auf dem sogenannten Siegfriedrückzug vom März 1917 überraschend ihre Truppen zurück. Die feindlichen Absichten waren damit als gescheitert anzusehen, und als dann Ende April 1917 am Chemin des Dames die große Offensive des französischen Generals Nivelle losbrach, endete sie mit einer völligen Niederlage Frankreichs. So sehr machte sich diese innerhalb des französischen Heeres bemerkbar, daß ganze Regimenter meuterten und es jetzt nur eines deutschen Angriffs bedurft hätte, um das Gesicht des Krieges vielleicht völlig zu verändern. Wieder wollte es die Tragik des deutschen Schicksals, daß der deutsche Nachrichtendienst zu spät diese Tatsachen in Erfahrung bringen konnte und das erst zu einem Zeitpunkt, als bereits die drakonischen Maßnahmen des Generals

Pétain das wankende französische Heer zu seiner Pflicht zurückriefen. Bekannt ist, daß damals von jedem meuternden französischen Regiment jeder zehnte Mann rücksichtslos erschossen wurde.

Am 1. Februar 1917 war der uneingeschränkte U-Bootkrieg begonnen worden und machte den Engländern schwer zu schaffen. Die daraufhin am 6. April eintretende Kriegserklärung Amerikas an Deutschland wurde in ihrer zuletzt 1918 entscheidenden Bedeutung von der deutschen Heeresleitung noch übersehen.

Die am 7. Juni durch die Sprengung des Wytchaetebogens einsetzende englische Flandernoffensive bezweckte hauptsächlich, die dortigen deutschen U-Bootstützpunkte zur Aufgabe zu zwingen. Der englische Hauptangriff setzte dann erst am 31. Juli ein und verschlang in einem vier Monate währenden erbitterten Ringen auf beiden Seiten ungeheure Opfer, um zuletzt dem Engländer, geschweige davon, daß er irgendeinen strategischen Erfolg erringen konnte, nur einen Geländegewinn von etwa sechs Kilometer eingetragen zu haben. Bei Arras, Lens, Verdun und schließlich an der Laffauxecke im Oktober dieses Jahres führten die Franzosen Unterstützungsoffensiven. Nicht zuletzt die letztere Schlacht bei Chavignon am 23. Oktober gilt als eine der größten Materialschlachten des ganzen Krieges überhaupt, weil hier die Franzosen auf engstem Raum, das heißt beschränkt auf den Höhenzug des Chemin des Dames, überwältigendes Material an Geschützen, Minenwerfern und Fliegern zusammenbringen konnten. Neben ungeheuren Verlusten auf beiden Seiten brachte diese Schlacht den Franzosen den Besitz des seit dem April 1917 heiß umstrittenen Höhenrückens ein, ohne den beabsichtigten Durchbruch auch nur zeitweise erzwingen zu können.

Zu gleicher Zeit hatten die Mittelmächte gegen Italien einen großen Erfolg durch den Durchbruch bei Tolmein-Flitsch, die sogenannte Schlacht bei Charfreit, gewonnen, die das italienische Heer an den Rand des Abgrundes brachte und die verbündeten Truppen bis in die Nähe von Venedig führte. Aber unterstützt von englischen und französischen Divisionen konnten sich die Italiener schließlich an der Piave wieder behaupten.

In Rußland hatte im Hochsommer Brussilow eine zweite mächtige Offensive, die sogenannte Kerenski-Offensive, unternommen, die bald zum Scheitern gebracht werden konnte. Vom September bis November 1917

folgten die letzten entscheidenden Schläge gegen das Riesenreich. In den Septembertagen fiel Riga, die baltische Insel Oesel, Moon und Dagö folgten im Oktober. Bei jener Einnahme von Oesel ließ der deutsche Dichter Walter Flex sein junges Leben, von dem das Wort stammt: „Wer auf die preußische Fahne schwört, hat nichts mehr, was ihm zu eigen gehört." Am 7. November stürzte dann die Regierung Kerenski, und die Mittelmächte hatten nunmehr von Rußland nichts mehr zu befürchten.

Während so im Osten und auf dem italienischen Kriegsschauplatz die Waffen der Mittelmächte große und, wie in Rußland, auch entscheidende Erfolge davontragen konnten, erfolgte nach dem französischen Angriff bei Chavignon, der zeitweilig die deutsche Westfront in eine gefährliche Krise brachte, am 21. November 1917 ein überraschender Vorstoß der englischen Dritten Armee bei Cambrai, bei welchem zum ersten Male Tanks in größerem Maßstabe Verwendung fanden. Allein dreihundert solcher Kampfwagen und weit über tausend Kampfflieger unterstützten den englischen Durchbruchsversuch, der wiederum wie am Chemin des Dames auf kleinstem Raume angesetzt war. Schon ritt englische Kavallerie in Cambrai ein, da erfolgte der Gegenstoß der deutschen Gruppe Marwitz, der am 30. November den Briten den größten Teil des gewonnenen Geländes wieder entriß. Im Dezember dann brach ein neuer großer deutscher Angriff vor, der auch den letzten Rest des verlorenen Terrains wieder in unsere Hände brachte; weit über den örtlichen Erfolg hinaus gewann dieses Unternehmen deshalb an Bedeutung, weil die deutschen Westtruppen, seit Jahren nur an den Abwehrkampf gewöhnt, das Vertrauen in ihre Angriffskraft schier über Nacht zurückgewannen und jedermann an der Westfront am Ausgang dieses denkwürdigen Jahres voller Erwartung und Zuversicht den kommenden Entscheidungen entgegensah, die das neue Jahr bringen mußte.

Denn noch niemals war die Stellung der Mittelmächte so günstig gewesen als Ende 1917. Einer der Hauptgegner, das Russische Reich, war aus der Front der Entente endlich ausgeschieden; eine beträchtliche Anzahl von Divisionen konnte somit für die große Entscheidung im Westen frei gemacht werden. Und in der Tat bereitete die deutsche Oberste Heeresleitung für den Frühling 1918 den großen Durchbruch im Westen vor.

Am 21. März, vier Uhr morgens, setzte auf der langen Front von

70 Kilometern, etwa von Croisilles bis La Fère, das deutsche Vorbereitungsfeuer ein. Eine sogenannte Feuerwalze in bestimmten Abständen, hinter denen die Sturmtruppen dichtauf zu folgen hatten, zerschmetterte eine feindliche Stellung nach der andern. Fast auf allen Frontstücken gelang der Angriff, und schon am 4. April erreichte das deutsche Heer die Linie Montdidier-Albert. Wie es heute urkundlich feststeht, herrschte im Lager der Entente die größte Bestürzung. Amerika, das bislang nur vermehrtes Material, aber noch so gut wie keine Truppen nach Europa entsendet hatte, wurde dringend um Hilfe angegangen, die Präsident Wilson auch versprach. Ferner übertrugen die Alliierten dem General Foch den gesamten Oberbefehl, eine Maßnahme, die bisher die Rivalität der Briten verhindert hatte. Fochs sofort vorgenommenen Verteidigungsmaßnahmen bewirkten, daß der deutsche Angriff auf Amiens zum Stehen kam; dafür erfolgte am 9. April in Flandern von Armentières aus ein Stoß, der den wichtigen Kemmelberg in deutschen Besitz brachte. Aber dann blieben auch hier im Angesicht der ungeheuren Reserven des Gegners die deutschen Offensivversuche stecken.

Ohne ihren Angriffsplan in Flandern, mit dem Ziel, die Engländer ins Meer zu werfen, aufzugeben, stieß jetzt, am 27. Mai 1918, die deutsche Heeresleitung am Chemin des Dames vor, um die Reserven des Gegners aus Flandern abzuziehen. Einer der großartigsten Siege an der Westfront fiel damit den deutschen Waffen zu, die über Aisne und Vesle in vier Tagen, bis zum 31. Mai 1918, wieder bis an die Marne, zum zweiten Male in dem großen Kriege, vorgetragen werden konnten. Nun lag erneut der Schicksalsfluß zwischen Freund und Feind. Paris war von panischem Schrecken erfüllt, wie er sich in nichts von jener Verzweiflungsstimmung Anfang September 1914 unterschied.

Das starke Vordringen der deutschen Front ergab zunächst ihre bedeutende Verlängerung und die Tatsache, daß die Flanken in dem neu gewonnenen Gelände stark bedroht waren. Foch ersah leicht diesen taktischen Vorteil, der jederzeit in einen strategischen verwandelt werden konnte, und versammelte im Walde bei Villers Cotterets starke Kräfte. Auch trafen jetzt schon die ersten amerikanischen Divisionen ein und lieferten bei Chateau Thierry Gefechte, die diesen neuen Gegner gegenüber den ausgebluteten deutschen Truppen schon in einem hellen Lichte zeigten. Als die deutsche XVIII. Armee am

9. Juni bei Compiègne angriff, kam diese Offensive sehr bald durch starke feindliche Gegenangriffe zum Stehen.

Aber noch immer beschloß Ludendorff, die Initiative nicht aus der Hand zu geben. In Flandern wurden die Offensivvorbereitungen fortgesetzt und zugleich ein neuer Angriffsaufmarsch auf der ungeheuren Front von Reims bis in die Champagne vollzogen. Am 15. Juli erfolgte der neue und letzte deutsche Angriff im großen Kriege auf Epernay und Chalons. Aber Verrat, wohl durch Überläufer, hatte den Franzosen rechtzeitig gewarnt; er räumte kurz vor dem Angriff seine ersten Stellungen, so daß die deutsche Feuerwalze ergebnislos bleiben mußte, und fing hinter den alten Positionen den Ansturm der Deutschen auf. Schon am 16. morgens verzichtete die deutsche Oberste Heeresleitung auf die Fortsetzung der aussichtslos gewordenen Offensive in der Hoffnung, in Kürze an der Lys in Flandern zum entscheidenden Stoß einsetzen zu können. Da brach auf die ungeschützte Flanke bei Villers Cotterets der amerikanisch-französische Gegenangriff los: er entschied bereits den Ausgang des Krieges und bedeutete den Anfang vom Ende, denn die deutsche Flandernoffensive mußte jetzt endgültig aufgegeben werden.

Das deutsche Heer, das seit Monaten von Angriff zu Angriff, von Sieg zu Sieg geschritten war, sah sich plötzlich von allen Seiten umringt und gegenüber einem übermächtigen Feind, der immer aufs neue frische Truppen in den Kampf werfen konnte, in eine schier aussichtslose Verteidigung gedrängt. Um so höher ist es zu bewerten, daß diese Truppen, für die an Ablösung nicht mehr zu denken war und die keine von Widerstandswillen bis zum letzten erfüllte Heimat hinter sich wußten, im großen und ganzen die notwendigen Rückzugsschlachten in bewundernswerter Tapferkeit und mit dem Erfolge schlugen, daß dem Feind niemals auf längere Zeit irgendwie ein Durchbruch glückte, wie ihn die Deutschen in der ersten Hälfte des Jahres oft genug bis dicht vor der Entscheidung erzwungen hatten.

Mit dem Angriff bei Villers Cotterets hatte nunmehr General Foch die Initiative des Krieges endgültig an sich gerissen. Unaufhörlich sandte Amerika seine Truppen nach Europa, während die deutschen Rekrutendepots bereits, dank der Arbeit der Sozialdemokratie, von aufsässigem Geiste erfüllt waren, ohne daß deutsche Staatslenker, wie bei der Entente Clémenceau und Lloyd

George, mit Feuer und Schwert dazwischenfuhren. Die Tragödie des deutschen Heeres, des wahren Siegers des Weltkrieges, war nicht mehr aufzuhalten. Der Angriff der Engländer bei Villers Bretonneux am 8. August wurde zum schwarzen Tag des Jahres 1918. Dank seiner Tanks und einer übermächtigen Artillerie und Infanterie überrannte der Brite hier, noch dazu vom Nebel begünstigt, die schwachen deutschen Linien. Im Verlauf dieser Kämpfe wurde die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht bis in die Linie Albert—Noyon zurückgedrängt. Fest steht aber auch für diese Kämpfe, daß dem Gegner ein Durchbruch auch hier nicht glückte.

Fochs Taktik bestand darin, daß er nach und nach die gesamte deutsche Westfront unaufhörlich berannte, im Hinblick auf das übermächtige Material an Truppen und Maschinen, das er besaß, kein Meisterstück, das etwa für seinen Feldherrngeist sprechen könnte. Überall wichen die deutschen Truppen geschickt den feindlichen Stößen aus, so an der Front Soissons—Cambrai in die Siegfriedstellung und in Lothringen gegenüber den Amerikanern, die gegen den Mihielbogen anrannten, in die sogenannte Michelstellung; wieder war dem Gegner die beabsichtigte Umfassung mißlungen. So etwa stellte sich die Lage am 14. September 1918 dar.

Im Angesicht des nahen Winters brauchte Deutschland noch nicht zu verzweifeln, vorausgesetzt, daß Flanke und Rücken in Italien und Mazedonien gedeckt blieben. Aber die österreichische Regierung fühlte sich am Ende ihrer Kräfte; auch glaubte Kaiser Karl wohl, durch eigenmächtiges Vorgehen ohne Rücksicht auf den Bundesgenossen, der seinen Staat oft genug vom Rande des Abgrundes fortgerissen hatte, Sondervorteile für die Monarchie herausholen zu können. Am 14. September 1918 forderte Österreich alle kriegführenden Staaten zu einer Aussprache über den Frieden auf, selbstverständlich ein nutzloses Beginnen.

Noch im Monat September erfolgte der Zusammenbruch Bulgariens und der Türkei; außerdem brachen die Briten in Frankreich zwischen Cambrai und St. Quentin vor. In Deutschland trat der Reichskanzler Graf Hertling zurück und machte als Nachfolger dem Prinzen Max von Baden Platz. Am 5. Oktober erging mit Billigung der Obersten Heeresleitung an den amerikanischen Präsidenten Wilson ein Friedensangebot auf Grundlage der Wilsonschen vierzehn Punkte, von denen später im Frieden von Versailles auch nicht einer berücksichtigt worden ist, sofern er zugunsten Deutschlands

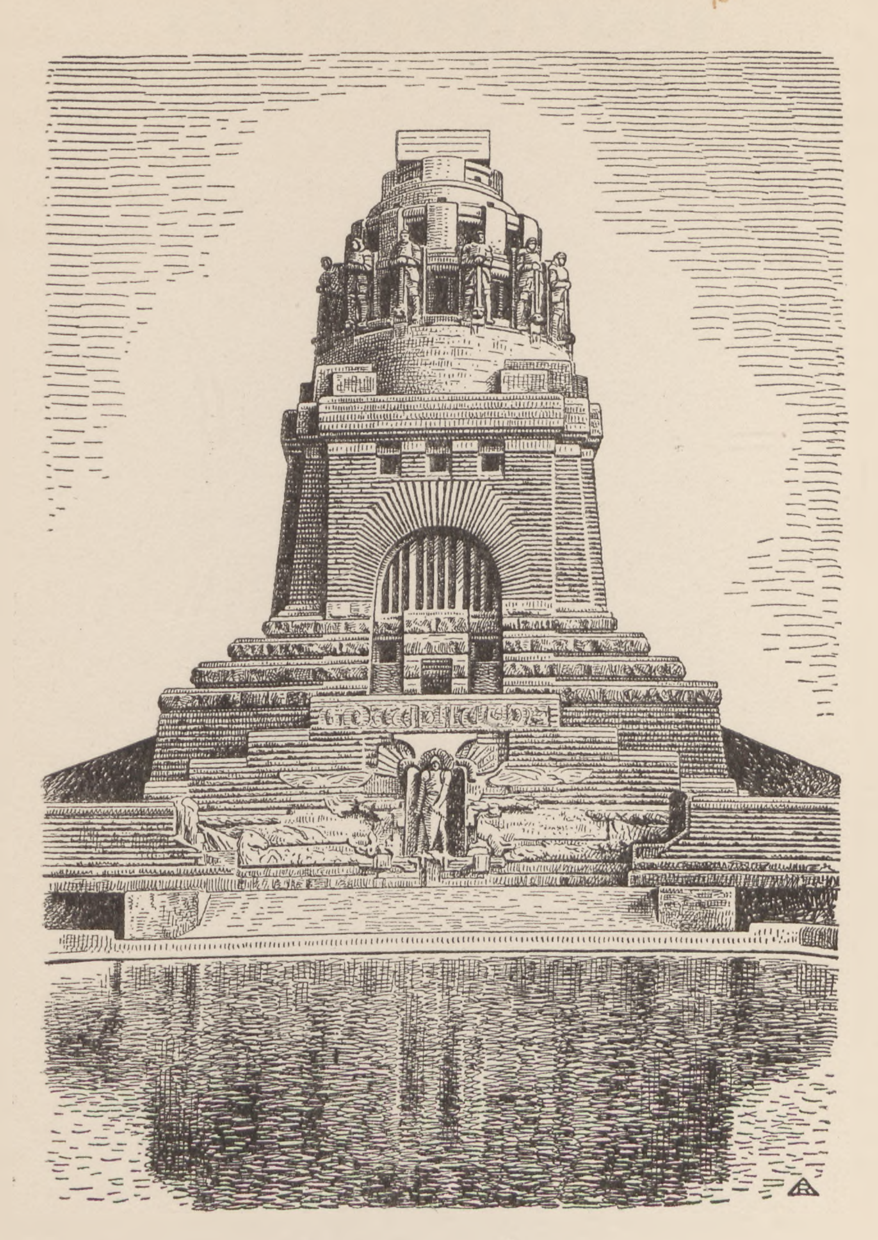
sprach. Am 26. Oktober wurde der verdienstvolle General Ludendorff, trotz allem der bedeutendste Feldherr des Weltkrieges im Vergleich zu allen, die jemals hervortraten, verabschiedet; an seine Stelle trat der demokratische General Gröner.

Trotz der eingeleiteten Friedensverhandlungen schritt der Massenangriff der Entente im Westen unverändert fort. Aber es gelang dem deutschen Heere, trotz fehlender Reserven, trotz der Erschöpfung der Truppen dem Feinde ungeheure Verluste zuzufügen und unter stetem harten Kampfe bis zum 4. November 1918 in die Antwerpen—Maasstellung auszuweichen. Dem menschlichen Ermessen nach war jetzt eine Ruhepause zu erwarten, die durch den nahen Winter eine grundlegende Veränderung der Lage in sich bergen konnte, sofern die Mittelmächte noch vom Widerstandswillen erfüllt waren. Auch die Entente war bis an den Rand ihrer Kräfte gelangt, und feindliche Staatsmänner haben zugegeben, daß ihre Länder einem neuen Kriegsjahr nicht mehr gewachsen gewesen wären. Ohne den Zusammenbruch des deutschen Heimatgebietes wäre demnach ein Friede von Versailles nicht möglich gewesen.

Aber schon am 5. November, während das deutsche Heer nachweislich noch am Waffenstillstandstage nicht nur sich verteidigte, sondern gar noch eigene Angriffe wagte, brach in Kiel die von den Sozialdemokraten geschürte Matrosenrevolte los. Am 8. November meuterten Ersatztruppen in München und erklärten den bayrischen König für abgesetzt. Am 9. November zeigte die Reichshauptstadt Berlin das Gesicht einer offenen Revolution. Aber alle diese Aufstandsversuche wären Versuche geblieben, wenn die Heimatbehörden nicht feige ihr Amt und ihre Verantwortung im Stich gelassen hätten. Die verhängnisvolle Stunde fand in Deutschland selbst keine Männer mehr, die sämtlich an der Front verzweiflungsvoll die deutsche Ehre zu retten suchten. Die inneren Feinde des Reiches, die Sozialdemokratie, deren Einfluß der heilige Volkssturm von 1914 hatte versinken lassen, waren schon seit den ersten Anzeichen, die das Ringen als ein verzweifeltes erkennen ließen, unermüdlich tätig geworden, um die allgemeine Widerstandskraft zu zersetzen. Eine schwächliche Staatsführung hinderte sie wenig daran; die alte Tradition der Bülowschen Ära der Konzessionen wurde auch jetzt noch aufrechterhalten, während die Ententestaaten, von dem Willen des Sieges um jeden Preis erfüllt, sich nicht scheuten, auch diktatorisch alle Kräfte ihrer reichen Länder zu erfassen. „Ich

werde im Innern Krieg führen, ich werde im Äußern Krieg führen, ich werde immer Krieg führen!" sprach der eiserne Clémenceau in Frankreich, als sich die deutschen Heere 1918 zum zweiten Male der Hauptstadt Paris nach siegreichem Durchbruch näherten und in Frankreich allgemeine Verzweiflungsstimmung Platz griff. Doch im Deutschen Reichstag winselte man um die gleiche Zeit um Frieden und stärkte dadurch den schon gesunkenen Mut der erbitterten Gegner. So kam es zu den Vorgängen von Spa, und das zweite Deutsche Reich wurde abgelöst durch das Zwischenspiel von Weimar.

*



Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

Das System von Weimar und sein Untergang



30. Januar 1933. Reichskanzler Hitler am Fenster der Reichskanzlei.



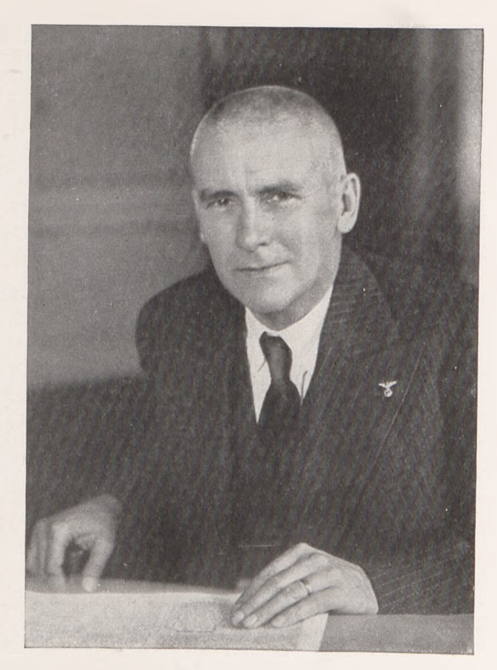
März 1933. Schwarzweißrote- und Hakenkreuzfahnen wehen zusammen.

Hissung der schwarzweißroten Flagge und der Hakenkreuzflagge auf dem Dach des Rathauses im Bezirk Wedding in Berlin.

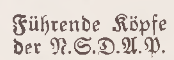
Bild 162.



Dr. Goebbels.



Dr. Frick.



Führende Köpfe
der N.S.D.A.P.



Hermann Göring.

Bild 163.



Adolf Hitler bei der Weihe neuer Standarten der S.A.-Abteilungen.

Bild 164.



März 1933. „Der Tag von Potsdam." v. Hindenburg und Adolf Hitler.



1. Mai 1933. Jugendkundgebung im Lustgarten.

Am Tage der nationalen Arbeit fand im Lustgarten eine gewaltige Jugendkundgebung statt.

Bild 166.



1933. Auftakt —

Der feierliche Abschluß der ersten Sitzung des neuen preußischen Staatsrats im April 1933.

Bild 167.

1. Mai 1933. „Der Tag der nationalen Arbeit."

Die regierenden Gewalten des letzten deutschen Kaiserreiches waren, ohne einen Kampf zu versuchen, gewichen; die Männer, die sie ersetzten, gehörten den Parteien an, die unter der Ära Wilhelms II. alles getan hatten, um eine starke auswärtige Politik Deutschlands zu verhindern. So nahm es denn kein Wunder, daß der sogenannte „Rat der Volksbeauftragten" die unerhörten politischen Möglichkeiten übersah, die trotz des Zusammenbruches sich ergeben hatten. Noch wäre Gelegenheit gewesen, mit den Deutschen in Böhmen Verbindung aufzunehmen, denn erst nach schweren inneren Kämpfen kam der tschechoslowakische Staat zustande, der in sich eine Vielfalt von Nationalitäten beherbergt; die Tschechen bilden nicht einmal die Hälfte der Bevölkerung, und die Deutschen in der Tschechoslowakei sind gar stärker als die Slowaken; dazu kommen noch Madjaren und Rutenen. Der großdeutsche Gedanke, nur ein Traum bis zum Zusammenbruch des Habsburger Reiches, dem die deutsche Geschichte, der Schicksalsweg unseres Volkes mehr Leid denn Glück zu verdanken haben, ist in unserer Zeit in den Bereich der politischen Realität getreten und daher auch das große Ziel eines kommenden neuen Deutschlands. Das Schicksal Böhmens war nur eines von vielen der von den neuen Herren verpaßten deutschen Gelegenheiten.

Im Innern zeigte sich die gleiche Mißachtung nationaler Erfordernisse, die noch dazu den eigenen Verheißungen widersprach. An Stelle der Fürsten, die dem Schritt des Kaisers gefolgt waren und teils gezwungen, teils aber auch völlig freiwillig abdankten, tauchten gleich eine ganze Anzahl Minister auf. Man nehme nur ein Beispiel für viele: das Herzogtum Anhalt in Mitteldeutschland war bisher von seinem Herzog und einem Minister regiert worden. Die Sozialdemokratie, als ihr plötzlich die Macht zufiel, setzte an diese Stelle einen Staatsrat in Stärke von drei Mitgliedern und einen Ministerpräsidenten mit drei weiteren Ministern. Und solche finanzielle Verwaltungsgebarung wurde bis in die untersten Stellen durchgeführt — man brauchte Pfründen für die Parteigenossen! — und das in einem Ländchen, das mit seiner Bevölkerungsziffer sich mit dem benachbarten preußischen Kreise Bitter-

feld deckte, der von nur einem Landrat regiert wurde. Im November 1918 hat es die Sozialdemokratie in der Hand gehabt, zu beweisen, daß sie das Schicksal des deutschen Volkes weiterzuführen imstande sei, und dennoch hat diese Partei die einzigartige Gelegenheit vorübergehen lassen, den deutschen Partikularismus endgültig aufs Haupt zu schlagen, und ihn im Gegenteil um des eigenen Bauches willen nur gestärkt. Das taten die gleichen Leute, die nicht genug von Reichseinheit und einem zentralen Staat hatten predigen können. Auch ein Blinder erkennt heute, warum das so geschehen mußte: die Gesamtheit galt den Vertretern der Sozialdemokratie nichts, die Klasse alles, und im Verfolg dieser ihrer marxistischen Idee brachte sie es soweit, auch den von ihnen betreuten Arbeiter in den Zustand hoffnungsloser Verelendung hinabzuführen; denn Einzelschicksal ist untrennbar vom Schicksal des Ganzen, des Volkes.

Der Rat der Volksbeauftragten spaltete sich bald in sich selbst, und die ersten blutigen Bürgerkriege brachen aus, die der Kaiser durch seinen Abgang hatte verhindern wollen. Sozialdemokraten wandten sich gegen die Unabhängigen und Spartakisten, und die Stütze der ersteren — o Ironie der Weltgeschichte — wurden die Reste des deutschen Heeres, das ungebrochen und in mustergültiger Ordnung von seinen Führern unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls v. Hindenburg in die Heimat zurückgeführt worden war. Die Regierung Ebert-Scheidemann gab das Zeichen für „Ruhe und Ordnung", während ihre Mitglieder selbst sich ängstlich im Verborgenen halten mußten, bis die von ihnen gerufenen und verhaßten „Militaristen" um des Ganzen, um Deutschlands willen Ordnung geschaffen hatten. Um diese Zeit lag naturgemäß alle Macht des Staates in den Händen des Freiwilligenheeres, aber da keine politischen Führer in seinen Reihen vorhanden waren, blieb es lediglich ein Werkzeug in den Händen der sozialdemokratischen Parteimänner, für die es schon längst beschlossene Sache war, sich so schnell als möglich nach getaner Arbeit des Bundesgenossen wieder zu entledigen.

In der sogenannten Nationalversammlung zu Weimar gab sich Deutschland durch seine Parteivertreter eine republikanische Verfassung, deren Welt- und Volksfremdheit heute schon deutlich erwiesen ist und die tatsächlich durch die unter Reichskanzler Dr. Brüning begonnene Ära der Notverordnungen in sich selbst widerlegt wurde. Die gleiche Nationalversammlung, die nur deshalb unbelästigt tagen konnte, weil deutsche Soldaten sie freiwillig mit ihren

Leibern schützten, beschloß mit nur einer Stimme Mehrheit, die deutsche Republik würde an Stelle der alten und ruhmreichen Farben Schwarz-Weiß-Rot die schwarz-rot-goldene Reichsfahne führen. Die neuen Machthaber, die nur der Not der Stunde und des Reiches ihre Stühle verdankten, zeigten sich so weltfremd, daß sie an ein Symbol zu rühren wagten, das keine Klasse, keine Partei, sondern die Gesamtheit des Deutschen Reiches in Krieg und Frieden, in Glück und Not verkörperte, für das über eine Million von deutschen Soldaten ihr Leben auf den Schlachtfeldern dahingab. Zu dem Parteihader gesellte sich als ein neues Moment der Zerrissenheit der unselige Flaggenstreit.

Am 11. Februar wählte die Weimarer Nationalversammlung den Vorsitzenden des Rates der Volksbeauftragten, Fritz Ebert, zum Präsidenten der deutschen Republik. Der sozialdemokratische Parteimann, der es versucht hatte, über den engen Horizont des Klassendenkens hinauszuwachsen, starb am 11. Februar 1925 im Amte. Ihm folgte der Feldmarschall v. Hindenburg in der Reichspräsidentschaft und blieb bis heute der ruhende Pol in der Geschichte des Parteienchaos von Weimar.

Nur durch die Widerstandslosigkeit der kaiserlichen Vertreter in dem erschöpften Inland hatten sich die Revolten vom 9. November 1918 in ihrer Wirkung zu einer Revolution auswachsen können. Die eigentliche Geburtsstunde der deutschen Erhebung hatte schon am 2. August 1914 geschlagen, als sich das deutsche Volk einig in Klassen, Ständen und Stämmen wie ein Mann erhob, die bedrohte Heimat zu beschützen. Das Zwischenspiel von Weimar, das das nächste Jahrzehnt ausfüllte, hat diese deutsche und nationale Revolution nur äußerlich unterbrochen, in dem Wirken und Walten des unsichtbaren Deutschland schritt sie unaufhaltsam weiter.

In den ersten Jahren zwar hatten allein Persönlichkeiten wie Scheidemann und Erzberger das Wort. Jener letztere, im Kriege noch Annexionspolitiker, bis die letzten Aussichten auf einen entscheidenden Sieg schwanden, hatte sich gründlich in einen Pazifisten und Internationalisten gewandelt. Erzberger ist es gewesen, der die schimpflichen Waffenstillstandsbedingungen von Compiègne unterschrieb, ohne auch nur einen Versuch zu unternehmen, Erleichterungen durchzusetzen. Ebenso unheilvoll wirkte dieser Mann bei den Friedensverhandlungen. Die würdige Haltung des deutschen Außenministers Grafen v. Brockdorff konnte keine vositiven Erfolge zeitigen, da Erzberger bereits hinter seinem Rücken die Franzosen wissen ließ, Deutschland würde

auf alle Bedingungen eingehen. Die nationale Regung, die sich damals endlich wieder im Reiche erhob und die auf die übrigen Alliierten durchaus Eindruck machte, blieb somit wertlos; und als dann der furchtbarste aller Gewaltverträge der Weltgeschichte zu Versailles zustande kam, von den deutschen Bevollmächtigten Dr. Bell vom Zentrum und Müller von den Sozialdemokraten unterschrieben, da setzte Matthias Erzberger in das Fremdenbuch zu Weimar den Satz: „Erst mach' dein Sach', dann trink und lach'!" So in freventlichem Leichtsinn dachte ein Deutscher über die ewige Versklavung seines Volkes! Am 26. August 1921 dann ist Erzberger bei Griesbach in Bayern ermordet worden.

Was zu Versailles am 28. Juni 1919 zustande kam, war dies: Deutschland verlor sämtliche Kolonien, trat Elsaß-Lothringen an Frankreich und Eupen-Malmédy an Belgien ab, Schleswig an Dänemark, das Hultschiner Ländchen an die Tschechoslowakei. Polen erhielt Teile von Oberschlesien und West- und Ostpreußen, das nur durch einen sogenannten „Korridor" mit dem Reiche noch verbunden blieb. Danzig wurde Freistaat und Memel durch ein besonderes Statut dem Schutz der alliierten Mächte unterstellt, die das Eindringen des neuen Staates Litauen begünstigten. Das Saargebiet wurde auf fünfzehn Jahre einer Völkerbundsregierung anheimgegeben, nach welchem Zeitpunkt die Bevölkerung abzustimmen hätte, ob sie bei Deutschland oder Frankreich verbleiben wolle. Die gleichen Abstimmungen waren für Nordschleswig, Teile von Ost- und Westpreußen, Oberschlesien und Eupen-Malmédy vorgesehen. Durch die Opferwilligkeit der deutschen Bevölkerung und den Einsatz freiwilliger Kämpfer aus dem großen Kriege konnten somit noch wertvolle deutsche Landesteile gerettet werden; die damals Regierenden haben daran keinen Teil. In Oberschlesien gar, als die Polen sich mit der Abstimmung nicht zufrieden gaben und Deutsche aus allen Gauen die bedrängten Grenzen schützten, fielen oft genug deutsche Regierungsvertreter den siegreichen Kämpfern in den Rücken.

Die Geschichte von Weimar wird später in dem Schicksalsbuche des deutschen Volkes keinen breiten Raum einnehmen; sie bedeutet einen Zeitraum völliger deutscher Zerrissenheit, der die Regierenden unfähig gegenüberstanden. Die äußere Ohnmacht kam darin zum Ausdruck, daß der Feind dem Deutschen Reiche nur noch ein Heer von 100 000 Mann gestattete und darüber hinaus die pazifistisch-liberalen Leiter der Republik noch alles taten, um die Wehr-

freudigkeit im Volke gänzlich zu unterdrücken. Unzählig sind die Minister, die seit dem 9. November das Deutsche Reich und seine Länder beglückt haben; sie kamen und gingen schon wieder in die verdiente Vergessenheit zurück, noch ehe man recht von ihnen wußte. Nur zwei Namen mögen genannt sein, weil sie Marksteine in dem Weimarer Jahrzehnt bedeuten: Dr. Gustav Stresemann und Dr. Brüning.

Seit dem Beginn der Republik bis zum Tode Stresemanns stand das deutsche Schicksal unter dem Zeichen der unbedingten Erfüllung; der damalige Außenminister Dr. Stresemann kann als der Hauptvertreter dieser Epoche gelten. Deutlicher konnte sich die weltanschauliche Verbundenheit zwischen Marxismus und Liberalismus nicht öffentlich kundtun, als in der Tatsache, daß die sozialdemokratischen Minister genau die gleiche Politik verfolgten wie der „Patriot" Stresemann. Im Anfange seines Wirkens — Stresemann hatte im Kriege noch alldeutsche Ziele vertreten — betonte dieser Staatsmann des Liberalismus ganz besonders sein nationales Wollen, aber in der Praxis schloß er das Bündnis mit der Sozialdemokratie, die schon längst in ihrer Führung „kapitalistisch" bestimmt war. Stresemann kann als der typische Vertreter jener Art neuzeitlicher Politiker gelten, die nur für den Tag leben und denken; von ihm auch stammt das furchtbare Wort, es sei jetzt keine Zeit, an zukünftige Generationen zu denken, sondern man müsse tun, was der Augenblick erfordere. So kam jene Außenpolitik zustande, die durch die Etappen von Locarno, Thoiry und Genf gekennzeichnet wird, Deutschland trat in den Völkerbund ein, ohne daß auch nur um ein Etwas die unerträglichen Friedensbedingungen erleichtert worden wären. Die deutsche Inflation, die erst Ende 1923 beendet werden konnte, hatte bereits die Hauptreserven des deutschen Volksvermögens aufgezehrt; die Ära der Verschuldung durch private Anleihen schloß sich an, die neben den politischen Schulden jetzt auch der deutschen Wirtschaft eine stetig steigende Zinslast aufbürdete. Eine Scheinblüte setzte ein, der Stresemannsche „Silberstreif am Horizont", dem ein fürchterliches Erwachen folgen sollte; denn auch dem borgenden Ausland wurde endlich klar, daß auf die Dauer Deutschland die Zinsen für die privaten Schulden nicht aufzubringen vermögen werde. Die Botschaft des Präsidenten Hoover vom Jahre 1931 erhellte dann die fürchterliche Lage. Wenn Deutschland in der Folge von den Reparationslasten befreit werden wird, so geschieht das deshalb, weil es in seiner Erfüllungspolitik bereits die Grenzen des Möglichen

überschritten hatte. Niemand aber wird das seinen Verantwortlichen als eine nationale Leistung anrechnen können.

Unter der Kanzlerschaft Dr. Brünings wurde äußerlich die Erfüllungspolitik fortgesetzt, und doch wird auf anderem Gebiete ein Wendepunkt in der Gesamtlage schon sichtbar. In der Erkenntnis, daß die Weimarer Verfassung ein Stückwerk und geeignet ist, eine Regierungsarbeit fortlaufend zu stören, benutzte Brüning einen Paragraphen dieser Verfassung, um auf Grund von Notverordnungen den Einfluß der Parteien auszuschalten, und regierte schon vornehmlich nur auf die Autorität des Reichspräsidenten gestützt. Diese Entwicklung ist in der Folge weiter vorgeschritten und führte zu dem sogenannten Präsidialkabinett vom Sommer 1932, das durch die Namen v. Papen und v. Schleicher gekennzeichnet ist. Der autoritative Gedanke begann sich immer mehr in Deutschland wieder durchzusetzen.

*

Schon einmal nannten wir das unsichtbare Deutschland, das gleiche, das sich 1914 erhob, blutige Jahre kämpfte und starb und das Reich schützte in seiner höchsten Notzeit, in den Aufständen der Nachkriegsjahre und als der äußere Feind mitten im Frieden über seine Grenzen drang. Darum ist nur um seinetwillen die Geschichte der Republik von Weimar bemerkenswert, die in ihrer Führung und Gefolgschaft niemals in der Lage gewesen wäre, auch dem leisesten feindlichen Einbruch standzuhalten. Deutsche Freiwillige schirmten die östlichen Grenzen vor dem Eindringen des russischen Bolschewismus im Baltikumunternehmen des Grafen v. d. Goltz, bis die Regierenden von Weimar ihrer Arbeit in den Rücken fielen. Und die gleichen Männer samt der nationalen Jugend aus dem ganzen Volke waren es, die den polnischen Scharen des Korfanty in Oberschlesien entgegentraten und wertvolle Teile dieses Gebietes für Deutschland erhalten konnten; der siegreiche Sturm auf den Anna-Berg 1921 bleibt die unvergeßliche Heldentat aus diesem Ringen.

Am Anfange des Jahres 1923 dann rückten die Franzosen in das Ruhrgebiet ein, und die damalige Regierung Cuno gab das Zeichen zum allgemeinen „passiven Widerstand“. Es war selbstverständlich, daß dieser nur wirksam werden konnte, wenn man ihn auch durch unmittelbare Sabotage unterstützte. Wieder waren es die Freiwilligen, die sich in kleinen Trupps zu-

sammentaten und den unterirdischen Kampf gegen die ungeheure Überlegenheit Frankreichs mit Erfolg aufnahmen. Ein Name leuchtet aus jener Zeit herauf und steht wie eine Fackel wegweisend vor der deutschen Zukunft: Albert Leo Schlageter. Auf allen Kriegsschauplätzen hatte dieser Mann gekämpft und war auch wieder der erste, als 1919 die deutsche Not im Baltikum rief und später die Polen in Oberschlesien terrorisierten. So säumte Schlageter denn auch nicht und tat mit einem Kommando treuer Genossen der französischen Willkür an der Ruhr kräftig Abbruch. Da brachten den Feind gedungene Verräter auf seine Spur, Schlageter konnte festgenommen werden, und das französische Kriegsgericht verurteilte den aufrechten Deutschen zum Tode. In der Golzheimer Heide bei Düsseldorf ist Schlageter am 26. Mai 1923 von den Franzosen erschossen worden. So wurde er der Blutzeuge für die Freiheit des deutschen Volkes, würdig eines Andreas Hofer und jener elf Offiziere des Majors v. Schill. Der deutsche Nationalismus, der im Stahlhelm und in den Millionenscharen Adolf Hitlers auferstanden ist, wuchs auch aus seinem Blute. —

Das System von Weimar ist untergegangen, noch ehe es recht zum Leben erwachen konnte. Nur aus der Gewalt des äußeren Feindes lebten seine Verantwortlichen, die das deutsche Volk immer wieder über seine eigene fürchterliche Lage in Unkenntnis zu lassen wußten, bis eine Täuschung nicht mehr möglich war. Der unermüdlichen Arbeit der nationalen Bewegung, besonders der Scharen Adolf Hitlers und des Stahlhelm, ist es zu verdanken, daß dieser Vorgang beschleunigt wurde und zugleich aus der Opposition gegen das System sich auch die neuen großen Aufbaugedanken herausschälten. Die nationale deutsche Bewegung kämpft um die innere und äußere Befreiung; sie wünscht einen autoritativen, wehrhaften und sozialen Staat, der den Arbeiterstand als ein vollwertiges Mitglied in die Nation eingliedert. Im vollen Ansturm gegen die morschen Bollwerke des Weimar-Systems gehörte dem unsichtbaren Deutschland schon längst die Zukunft, ruhte auf seinen Schultern die Verantwortung für das künftige deutsche Schicksal. Der Staat von Weimar ist demnach nur ein Umweg gewesen, ein Zwischenspiel, das überwunden werden mußte, um den Weg Deutschlands in eine einige Nation mit verdoppelter Kraft fortzusetzen.

*

Die Stärke des Liberalismus im 19. Jahrhundert war, daß er die Freiheit der Völker auf seine Fahnen geschrieben hatte. Die Deutschen zwar hätten schon beim Klang der Reden aus der Paulskirche aufmerken müssen, die eben doch nur Reden blieben, bis der „Reaktionär" Bismarck ihr Wunschgebilde, das ohne ihn auch immer nur Wunsch geblieben wäre, in die eiserne Tat umsetzte — ohne verhüten zu können, daß schon damals die Niederlage des Liberalismus allgemein erkannt und begriffen wurde.

Der Liberalismus, die Lehre von der Vergottung des Ichs als einer Gleichheit unter den Menschen, kann notwendigerweise niemals einer Gesamtheit dienen. Sein Wille dazu, mag er noch so ehrlich geäußert sein, erweist sich durch den Grundirrtum, auf dem der Liberalismus beruht, letzten Endes als unfähig. Das Nationale im Liberalismus ist entweder Lüge oder nur ein billiger Patriotismus, der vor Vereinsfahnen prangt und sich in berauschenden Phrasen ergeht, die nur Nebel verbreiten, aber nichts in sich tragen, was der Gesamtheit, dem Volke, zu dienen vermag. Das Ich des Liberalismus ist ja frei, ohne eine andere Verpflichtung als jene gegen sich selbst. Die große Götterdämmerung der Völker von 1914, die verschiedenen europäischen Revolutionen, die sich ihr anschlossen, rückten diese Wahrheit endlich an das helle Licht; nur Deutschland als der Staat, der durch den Weltkrieg und sein Ende am empfindlichsten geschlagen wurde, folgte noch eine Zeitlang dem falschen Zauberlicht, ergab sich in seiner Verzweiflungsstimmung nun offen den liberalen Gewalten, die schon lange vorher, wie wir wissen, heimlich die Geschicke des letzten Kaiserreiches entscheidend beeinflußt hatten.

Auf den Schlachtfeldern des großen Krieges wurde der Nationalismus geboren. Seine Idee lebte, noch nicht ausgesprochen, aber gewiß schon tiefinnerlichst erfaßt, in den Kämpfern des Krieges aller Völker. Wo der Liberalismus sich am unfähigsten gebärdete, so in Italien, standen Männer der Front auf und prägten den Nationalismus zur politischen Form. Die Türkei fand ihren Kemal Pascha und zerriß mit bewundernswerter Kraft den Frieden von Lausanne; ein neuer Staatsaufbau im Sinne des Nationalismus gelang ihr. In Rußland, das den Absolutismus des 18. Jahrhunderts noch nicht verlassen hatte, wo der Liberalismus nur die Rolle des nagenden Wurmes spielte, der diesen Absolutismus unterhöhlte, brach zwar das Chaos herein. Aber die neuen Machthaber blieben zuletzt doch national trotz aller Weltverbrüderungspropaganda, die ihrem Sinne nach ja auch nur diesem nationalen, allrussischen

Gedanken galt. Ihre Regierung ist eine solche der Männer, nicht der Mittelmäßigkeiten, und ihr Geschrei von der Masse vernebelt nur den wahren Tatbestand, daß diese ebenso ohnmächtig bleibt wie zu der Zaren Zeiten. Dennoch wird der Kommunismus der Sowjets vergehen; sie selbst haben schon heute das Prinzip der einseitigen Klassenherrschaft durchbrechen müssen und machen auch wirtschaftlich die größten Zugeständnisse. Entweder fahren sie auf diesem Wege fort, und der Kommunismus in Rußland wird nur noch ein Name sein, der seinen Begriff nicht mehr deckt — oder die Herrschaft der Sowjets bricht zusammen und macht einem neuen russischen Nationalismus Platz.

Der Weltkrieg löste alle diese Vorgänge aus. Die Völker des westlichen Abendlandes, die Nationen des Liberalismus zogen unter dem heuchlerischen Schlagwort: „Selbstbestimmungsrecht der Völker, für die Freiheit der Unterdrückten und den Frieden der Welt!" gegen die Mittelmächte, deren Existenz sie vernichteten, um die eigene zu bereichern. Sie stellten in ihrer Propaganda vor allem Deutschland als deu Sklavenhalter dar, von dessen Geißel die Welt befreit werden müßte. Und die Reiche der europäischen Mitte fielen ihnen besiegt nach jahrelangem Ringen anheim, als zuletzt auch das Reich jenseits des Ozeans, Amerika, das die westlerischen Vorstellungen bis zur Mechanisierung des Geistes in einer Herrschaft des Goldes und der Materie bis auf die höchste Höhe trug, die gleiche heuchlerische Maske aufsetzte und für die angebliche Freiheit der Welt, die doch nur Freiheit für die eigene schrankenlose Ichsucht bedeutete, sich dem blutigsten Ringen aller Zeiten anschloß.

Da nun kam das Wunder. Der Liberalismus des Westens, der seinen feinsten Trumpf ersonnen und ausgespielt hatte, durchgerechnet bis aufs letzte — und die äußerlichen Erfolge der Friedensschlüsse von Versailles, St. Germain, Trianon und Lausanne schienen ihm zu bestätigen, daß sich kein Fehler in seine Zahlenreihe eingeschlichen hatte —, stieß an die Grenzen seines Raumes. Das Sichtbare, das er zum Gott erhoben hatte, begegnete sich mit dem Unsichtbaren. Heute schon sehen wir auch in Deutschland, was dem zeitlosen Menschen noch immer als ein ewiges Gesetz bekannt blieb, daß das Unsichtbare noch immer das Sichtbare überwunden hat. Die tönende Phrase von Frieden und Freiheit der Völker, die man nach dem gewonnenen Kriege totzuschweigen gedachte, weil sie jetzt das politische Spiel nur stören konnte, wie sie ihm vorher genützt hatte, entwand sich den Händen der Rechenkünstler, stand als eine unsichtbare, fürchterliche Macht bei den Völkern auf; und sie machte an den Grenzen

Europas nicht halt, sondern bewegt schon ganze Weltteile und formte sich zu einer Menschheitsidee, die auch nach staatlicher Formung und Entscheidung drängt.

Und das Wort von Freiheit und Friede unter den Völkern war nicht nur Phrase gewesen, sondern erwies sich auch als freventliche Lüge. Den Siegervölkern des Liberalismus war es gleichgültig, daß jetzt als Erfolg des großen Mordens das Gesicht der Welt noch mehr in eine Teufelsfratze verwandelt wurde. Man zerriß das europäische Land der Mitte und hemmte die deutsche Quelle der Kraft und Kultur, die es bislang gespeist hatte, künstlich. Man schuf zwar neue „Nationen", aber man ließ zugleich Spaltpilze darin, so daß unmögliche Staatsgebilde entstanden, die, um weiter bestehen zu können, auf neuen Raub und Mord sinnen müssen. Und das deutsche Volk von 1919 bis 1932 begab sich in Idee und Herrschaft freiwillig unter das Joch des Westens; erst der Hochflut seiner Not verdankte es ein endliches Erwachen. So ist das System von Weimar denn heute schon untergegangen, mag die Verfassung auch noch bestehen. Das unsichtbare Deutschland trat im Stahlhelm und Nationalsozialismus mächtig hervor, und es wird keine Regierung der Rettung geben, die nicht mittelbar oder unmittelbar sich auf die neuen Ideen der größten deutschen nationalen und sozialen Bewegungen stützt.

Die Deutschen haben sich wieder auf ihre eigenen Kräfte besonnen, die aus der Tiefe ihrer Landschaft, aus dem Geheimnis ihres Blutes emporsteigen. Sie wollen auch nicht die Fron des Westens eintauschen gegen die des Ostens, sondern wissen von einer Kultur der europäischen Mitte, also der eigenen deutschen Kultur. Mit der Erringung der deutschen inneren und äußeren Freiheit gilt es, diese Mitte zu gestalten und als ein Reich des Friedens und des Gleichgewichtes in Europa neu zu stabilisieren.

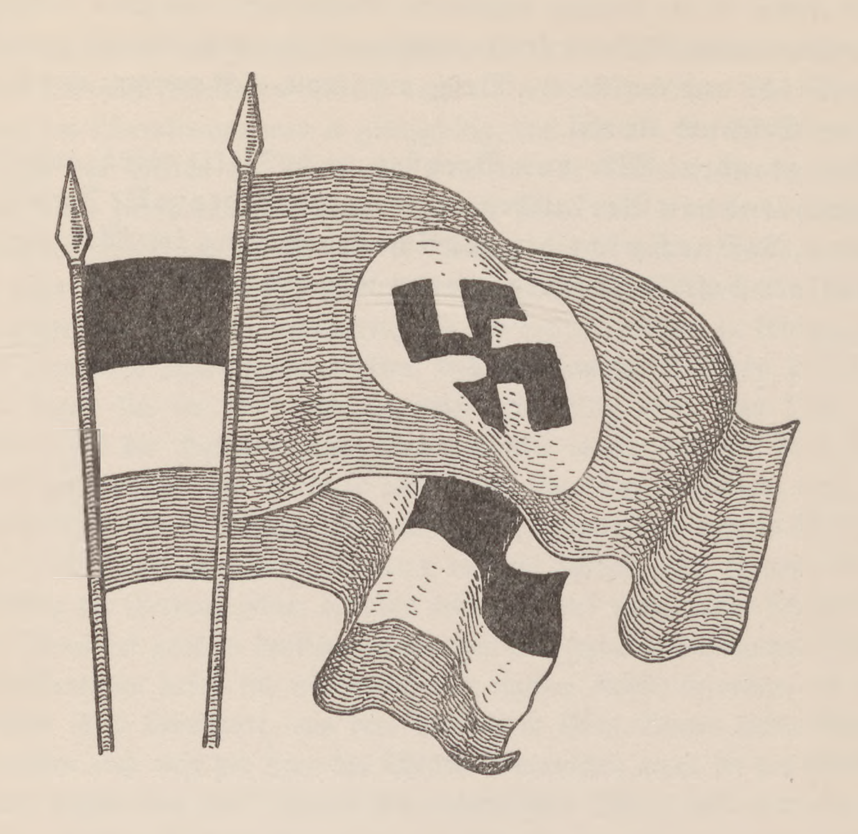
So besitzt der deutsche Nationalismus, der das System von Weimar ablöst, nicht allein nur Verantwortung für das deutsche Volk: alle unterdrückten Völker und Nationen sind mit Deutschlands Schicksal eng verbunden. An die heilige Aufgabe der deutschen Befreiung tritt der deutsche Nationalismus zugleich auch mit dieser Weltverantwortung heran. Als ein Weltgefühl stand die neue Lebens- und Staatsidee aus den Schlachtfeldern des großen Krieges auf: in dem Feuer des deutschen Geistes wird sie ihre endliche Form erhalten.

Denn Deutschland ist das Land fanatischer Wahrheitsliebe; Deutschland

ist das Land der Verantwortung; nur Deutschland wird die gewaltige Kraft aufbringen, die tobenden Leidenschaften, welche die Völkerdämmerung von 1918 weckte, in die Grenzen wahrhafter Gerechtigkeit und eines wirklichen Friedens zu lenken. Versinkt Deutschland, so versinkt die gesamte europäische und christliche Welt; nicht heute, nicht morgen, aber in der Zeit der Enkel und Urenkel.

Wir glauben! Wie das Preußen nach Tilsit wird auch das Deutschland von Versailles wieder auferstehen; alle Anzeichen künden, daß noch nicht der deutsche Untergang im Walten des Schicksals beschlossen liegt, wenn wir nur wollen!

*



Von sieben Mann bis siebzehn Millionen

Man schrieb das Jahr 1919. Ein kleiner Gasthof in München, nur von dürftigstem Lichte erhellt. In einer Hinterstube sind sechs Mann versammelt, halten tiefgründige Beratungen ab, wenn man so glauben will, und wissen doch nichts mehr, als sich über Vereinsstatuten zu beraten. Es ist eine neugegründete Bewegung, die den pomphaften Namen führt: „Deutsche Arbeiterpartei."

Ein siebenter Mann tritt herzu. Er bringt nicht mehr mit sich als den unzerstörbaren Willen, für seinen Teil mitzuarbeiten an der inneren und äußeren Befreiung seines geliebten Volkes und Landes. Er weiß, daß er keinen berühmten Namen führt, wenn er auch im Weltkriege als Frontsoldat wie hunderttausend andere ganz seine Pflicht erfüllt hat. Aber was gilt in diesen wirren Revolutionsjahren schon das Frontsoldatentum, wo die Zeit der Narren und Schwätzer hereingebrochen ist und sich als Weltoffenbarung preist! Dieser siebente Mann fühlt auch, daß der kleine Kreis, der ihn jetzt aufnehmen will, gar noch fern steht den eigenen hochfliegenden, stürmenden Gedanken und Plänen, die er einmal zu Taten hämmern gedenkt. Aber ein Anfang muß sein! Und dann ertönt auch schon die Begrüßung: „Wir heißen Herrn Adolf Hitler als neues Mitglied in unserer Mitte willkommen!"

Diese so alltäglich erscheinende Stunde im kleinen Gasthaus „Alte Rosenbad" in München hat eine historische Bedeutung erlangt nur um dieses unbekannten siebenten Mannes willen. Zehn Jahre später wußten schon eine Million Deutsche und mehr seinen Namen, und nach weiteren drei Jahren war aus jener kleinen „Deutschen Arbeiterpartei", die später den Namen „Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei" annahm, die gewaltige deutsche Freiheitsbewegung Deutschlands geworden, die stärkste Partei und Bewegung überhaupt, die das Deutsche Reich jemals gesehen hat. Von sieben Mann bis siebzehn Millionen ...

In der kleinen Keimzelle der „Deutschen Arbeiterpartei", die zunächst nicht mehr darstellte als wie sonst ein Verein in Deutschland, wurde das „Mitglied Nr. 7" die treibende Kraft. Schon am Anfang des Jahres 1920 setzte sich Hitler über die Bedenken der übrigen Mitkämpfer hinweg und verlangte das

öffentliche Auftreten der neuen Bewegung. Er erkannte sehr richtig, nachdem bereits die Linken begonnen hatten, sich mit dem neuen Gebilde zu beschäftigen und es mit ihrem Haß zu verfolgen, daß nunmehr der Zeitpunkt gekommen sei, sich zum offenen Kampfe zu stellen.

In den Vorbereitungen zu dieser ersten Massenversammlung zeigte sich Hitler schon als der geborene Propagandist; sie geschahen Schlag auf Schlag und konzentrierten sich in einzelnen wenigen, aber desto wuchtigeren Maßnahmen in Wort und Schrift. Als Farbe der Werbeplakate wurde grundsätzlich Rot bestimmt, weil dieses am meisten aufrühren und anstacheln mußte. Unterstützung bei verantwortlichen Stellen fand die neue Bewegung so gut wie keine. Nur den damaligen Polizeipräsidenten Ernst Pöhner und seinen Berater, den Oberamtmann Frick, so urteilt Hitler selbst, konnte sie zu ihren aufrichtigen Freunden und Förderern zählen.

Mit einem gewissen Bangen sahen diese ersten frühen Vorkämpfer der nationalsozialistischen Bewegung dem großen Tag entgegen, der auf den 24. Februar angesetzt worden war. Würde die Propaganda Erfolg haben? So fragte sich jeder beklommen, aber als dann schon eine Viertelstunde vor Beginn der ersten „Schlacht" Adolf Hitler den Festsaal des Hofbräuhauses in München betrat, war der große Raum bis auf den letzten Platz besetzt, Kopf an Kopf, eine fast an zweitausend Menschen zählende Menge, die in der Mehrzahl aus Gegnern, darunter vorwiegend Kommunisten, bestand. Doch das war ja gerade der Zweck des Unternehmens ...

Nach der üblichen Begrüßung nahm sofort Hitler das Wort und erläuterte, ständig von höhnischen Zwischenrufen unterbrochen, das nationalsozialistische Programm, so wie es in den Grundzügen heute noch Gültigkeit besitzt und damit unzählige von Gebilden überdauert hat, die nach ihm entstanden, um eben so spurlos wieder zu verschwinden. Das Wunder trat ein. Immer mehr verstimmten die Zwischenrufe, einzelner Beifall wurde schon hörbar, und als dann Hitler jetzt die Versammlung aufforderte, Punkt für Punkt selbst zu seinen einzelnen nationalsozialistischen Thesen Stellung zu nehmen, steigerte sich die Zustimmung der Anwesenden von Punkt zu Punkt bis zu minutenlangem Beifall. So schreibt Hitler selbst über den Eindruck, den diese seine erste Versammlung auf ihn ausübte:

„Als sich nach fast vier Stunden der Raum zu leeren begann und die Masse sich Kopf an Kopf wie ein langsamer Strom dem Ausgange zuwälzte, zu-

schob und zudrängte, da wußte ich, daß nun die Grundsätze einer Bewegung in das deutsche Volk hinauswanderten, die nicht mehr zum Vergessen zu bringen waren. Ein Feuer war entzündet, aus dessen Glut dereinst das Schwert kommen muß, das dem germanischen Siegfried die Freiheit, der deutschen Nation das Leben wiedergewinnen soll. Und neben der kommenden Erhebung fühlte ich die Göttin der unerbittlichen Rache schreiten für die Meineidstat des 9. November 1918. So leerte sich langsam der Saal. Die Bewegung nahm ihren Lauf."

Dieser ersten öffentlichen Versammlung der Hitler-Bewegung schlossen sich erst in München, dann auch in andern Städten weitere an, und es war nur natürlich, daß sie nicht immer vom Gegner unbelästigt blieben. So erlebten die sogenannten S.A., die Sturm-Abteilungen der Nationalsozialisten, ihre Geburt, die zusammen mit den S.S.-Abteilungen heute ein besonderes Rückgrat der Bewegung darstellen. Hitler umreißt ihre Aufgaben folgendermaßen:

„Was wir brauchten und brauchen, waren und sind nicht hundert oder zweihundert verwegene Verschwörer, sondern hunderttausend und aberhunderttausend fanatische Kämpfer für unsere Weltanschauung. Nicht in geheimen Konventikeln soll gearbeitet werden, sondern in gewaltigen Massenaufzügen, und nicht durch Dolch und Gift oder Pistole kann der Bewegung die Bahn freigemacht werden, sondern durch die Eroberung der Straße. Wir haben dem Marxismus beizubringen, daß der künftige Herr der Straße der Nationalsozialismus ist ..."

So legte die Führung der Nationalsozialisten keinen Wert auf die Ausbildung der S.A. nach militärischen Grundsätzen, sondern Richtschnur dafür blieb, was der Partei dienen sollte. Also stand die sportliche Betätigung im Vordergrund, und hier wieder wurde auf Boxen und Jiu-Jitsu der Hauptwert gelegt. Hitler war und ist der Meinung, wenn Deutschland wirklich über eine Million und mehr Männern verfügen würde, die also sportlich ausgebildet und von glühendem Angriffsgeiste erfüllt sind, so könnte daraus in kürzester Frist und nicht einmal in zwei Jahren eine Armee geschaffen werden. Gerade weil die Ausbildung in der S.A. den Hauptwert auf Weckung des eigenen Selbstvertrauens legt, das oft genug Gelegenheit besitzt, sich zu erproben, erscheint sie als eine männliche und damit auch soldatische Schule, wenigstens als Vorstufe dazu, von erstem Range.

Den Charakter der S.A. als eine durchaus nicht geheime, sondern sehr öffentliche Einrichtung wußte Hitler der Bewegung dadurch zu geben, daß er die S.A. mit einer einheitlichen Uniform versah. Nicht im Verborgenen sollte die S.A. tagen, sondern unter freiem Himmel marschieren; schon im Sommer 1922 verfügten die Nationalsozialisten über eine stattliche Schar von Hundertschaften.

Und es ergaben sich Gelegenheiten, die junge Truppe auch öffentlich zu zeigen, zuerst bei der großen Kundgebung in München gegen das Republikschutzgesetz, dann aber vor allem auf dem Zuge nach Coburg im Oktober 1922 anläßlich eines dortigen „Deutschen Tages". Trotz des Verbotes der amtierenden Roten rückten die Hundertschaften der S.A. unter klingendem Spiel und flatternden Fahnen in das bayrisch gewordene Städtchen ein, von einer verhetzten und tobenden Menschenmenge gröhlend empfangen. Doch in mustergültiger Disziplin marschierten die Sturmabteilungen der Nationalsozialisten bis in das Zentrum der Stadt, zu dem Hofbräuhauskeller, den die Massen hinter ihnen abzuriegeln gedachten. Die ängstliche Polizei schloß deshalb die Tore, aber Hitlers Befehl machte diesem unerträglichen Zustand ein Ende. Der Führer verlangte, daß die Polizei unverzüglich den Raum wieder freigäbe, damit die S.A. in die ihnen bestimmten Quartiere an der Peripherie der Stadt abzurücken vermöge. Erneut marschierten die Hundertschaften ihren Weg zurück. Jetzt wurde die Menge handgreiflich, beließ es nicht bei ihren Schimpfworten, sondern bedachte die ruhig marschierende Kolonne mit einem Steinhagel. Da war der Augenblick zum Handeln gekommen, und nach einer kleinen Viertelstunde blieb der rote Spuk ausgelöscht.

Hitler selbst hat später die Bedeutung dieses Tages nicht hoch genug einschätzen können. Seiner Ansicht nach erkannte jetzt auch eine breitere Öffentlichkeit, daß die nationalsozialistische Bewegung aller Wahrscheinlichkeit nach dazu berufen sein könnte, dem marxistischen Zerstörerwahnsinn einmal das Ende zu bereiten. Den größten Nutzen trug die S.A. selbst davon, denn am Parteitag, am 27. Januar 1923, konnte sie bereits in einer Stärke von sechstausend Mann teilnehmen, zumeist schon völlig mit der neuen Uniform bekleidet. Und nach Coburg fiel eine rote bayrische Hochburg nach der andern vor dem Auftreten der nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei und ihren Sturmabteilungen.

Als nach den Vorgängen Ende 1923, dem sogenannten Hitlerputsch, die

S. A. aufgelöst werden mußte, hatten die außerpolitischen Ereignisse, durch den Ruhrkampf bedingt, sie bereits in andere Aufgaben verwickelt, die ihr nun schädlich geworden waren. Bei der Wiedergeburt der Sturmabteilungen anläßlich der Neugründung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei im Jahre 1925 nahm sie ihre ursprüngliche Gestalt wieder an, von der sie einst ausgegangen war, und hat diese bis auf den heutigen Tag nicht mehr verändert.

Es ist kein Zweifel, daß unbeschadet einer trefflichen Unterführerauslese, die Hitler sich herangewählt und -gebildet hat, der Führer der Nationalsozialisten bis auf den heutigen Tag die eigentliche Seele der nationalsozialistischen Bewegung darstellt, das stet und stet brennende Feuer, aus der ihr immer wieder neuer Antrieb zu ihren Erfolgen erwachsen ist. Als 1923 die ersten gewaltsamen Versuche der Nationalsozialisten in Bayern aus Gründen zusammenbrachen, die hier nicht näher untersucht werden sollen, schien es, als habe der Nationalsozialismus seinen Todesstoß empfangen. Daß er dennoch und um wie vieles gewaltiger sich wie ein Phönix aus der Asche erheben konnte, zeugt nicht zuletzt von der seltenen Persönlichkeit seines Führers.

Kein anderer als Houston Stewart Chamberlain hat auf Grund seiner persönlichen Begegnungen mit Adolf Hitler versucht, das Wesen und das Denken des deutschen Freiheitskämpfers zu umreißen. Für den großen Wahldeutschen englischer Abstammung bedeutet Hitler eine jener seltenen Lichtgestalten, die zu den ganz durchsichtigen Menschen gehört, eben ein wahrer Volksmensch. Wir alle sind aus hundert Mischungen zusammengefaßt, urteilt Chamberlain, nichts ist seltener als Einfachheit; darum sind wir so undurchsichtig, so schwer zu erkennen. Hitler gibt sich ganz in jedem Wort, das er spricht, und wenn er spricht, faßt er stets irgendeinen der Zuhörer fest ins Auge. Niemand kann diesem faszinierenden Blick widerstehen. Diese Gewohnheit gründet sich offenbar auf die Tatsache, daß sich seine Worte immer unmittelbar an das Herz wenden und deswegen die Sprache des Auges nicht entbehren können; kann auch das Auge in jedem Augenblicke nur einen Einzelnen erfassen, so teilt sich doch etwas im Tone mit, das auf alle wirkt — etwas Intimes, zu Herzen Gehendes, unmittelbar Wirkendes. Somit wären wir bei dem Hauptorgan der Persönlichkeit Hitlers angelangt: dem Herzen!

Man kann bedeutende Menschen in zwei Klassen unterscheiden, schrieb Chamberlain weiter, je nachdem der Kopf oder das Herz vorwiegt. Hitler

würde ich entschieden zu den Herzensmenschen rechnen, nicht etwa, daß ich seine intellektuellen Fähigkeiten gering schätze, im Gegenteil, aber das mittlere Bewegungsorgan, der Herd, woraus die Glut sich entfacht, in der seine Gedanken geschmiedet werden, ist das Herz. Das unterscheidet ihn von den meisten Politikern, er liebt das Volk, er liebt sein deutsches Volk mit inbrünstiger Liebesleidenschaft. Hier halten wir den Mittelpunkt, aus dem seine ganze Politik, seine Wirtschaftslehre, sein Kampf gegen die Verrohung der Sitten usw. erfließen. Das nun aber ist das Großartige an Hitler: sein Mut. Die Zivilcourage, deren Fehlen bei den meisten Deutschen Bismarck so sehr beklagte, besitzt er in überschwenglichem Maße. In dieser Beziehung gemahnt er an Luther. Und woher kommt diesen beiden Männern der Mut? Er kommt ihnen daher, daß es ihnen beiden heilig ernst um die Sache ist, die sie vertreten. Hitler spricht kein Wort, um das es ihm nicht ernst wäre, es findet sich in seinen Reden kein Füllsel, keine Übergangsphrasen blähen sich. Goethe sagt einmal: „Man glaubt nicht, in welcher Hochburg der Mann wohnt, dem es immer ernst ist um die Sache." In solch einer Hochburg wohnt Hitler; dies hat aber die Folge, daß er als Phantast verschrien wird. Man behauptet, Hitler wäre ein Träumer, der den Kopf voller Unmöglichkeiten habe, und doch sagt ein sehr beachtenswerter neuerer Historiker von ihm, er sei „seit Bismarck der schöpferischste Kopf auf dem Gebiete der Staatskunst". Ich glaube, jenes Vorurteil leitet sich daher, daß wir alle geneigt sind, die Dinge für unausführlich zu halten, die wir nicht schon als vollbracht vor uns sehen.

In seinem Verhältnis zu den Marxisten kennt Hitler nur den Vernichtungskrieg... Hitler ist das Gegenteil eines „Opportunisten" und gewinnt dadurch jedes redliche, gerade, gesunde Gemüt für sich. Endlich einmal der Mann, der meint, was er sagt, und was er meint, ist überall so tief als wahr und so einfach als tief. Das Kennzeichen aller heutigen Politik ist die Verwirrung; kein Satz, der nicht durch ein Dutzend anderer bedingt wäre, bis ein gewöhnliches Menschenkind weder ein noch aus findet. Hitler würde es als Lüge empfinden, wenn er nicht seine Gedanken in äußerster Einfachheit auszusprechen verstünde, er ist ein großer Vereinfacher, das gehört zu seiner Wahrhaftigkeit, zu seinem Mut, zu seinem Ernst, zu seiner Liebe. Hier liegt der Quell des tiefen Eindruckes, den seine Reden auf jedermann ausüben. Der einfachste Mensch kann ihm überall folgen,

er gewinnt das Volk im Sturme, sein Wort hält es im Banne, sein Ernst erzwingt Achtung, seine Folgerichtigkeit überzeugt, sein pulsierendes Herz begeistert. Das erklärt seine unerhörte Wirkungsgewalt auf die uns so entfremdeten Arbeiter, die es ihm gelang, scharenweise zu gesünderen Ansichten zu bekehren und damit zugleich eine Macht zu brechen und eine andere an der Stelle aufzurichten. Und gegen welche Hindernisse hatte er nicht anzukämpfen, wie war er verboten und verfolgt!

Das, was Hitler schon geschaffen hat als sein eigenstes Werk, ist bereits ein Gewaltiges, was nicht so bald hinschwinden wird. Dieser Mann hat gewirkt wie ein Gottessegen, die Herzen aufrichtend, die Augen auf klar erblickte Ziele öffnend, die Gemüter erheiternd, die Fähigkeit zur Liebe und Entrüstung entfachend, den Mut und die Entschlossenheit stählend. Aber wir haben ihn noch bitter notwendig. Gott, der ihn uns geschenkt hat, möge ihn uns noch viele Jahre bewahren zum Segen für das deutsche Vaterland.

So schrieb der unterdessen schon verstorbene Chamberlain am 1. Januar 1924 von Bayreuth aus. Wie herrlich haben sich die Worte des Sehers erfüllt. Im Jahre 1930 erstmalig bei den Reichstagswahlen erwies sich die ungeheure Stärke der neuen deutschen Freiheitsbewegung, die Hitler von sieben Mann zur Millionenzahl hat anwachsen lassen. Als dann am 30. Januar 1933 Hindenburg sich entschloß, Adolf Hitler zum Reichskanzler zu ernennen und unter seiner Führung eine Regierung der nationalen Konzentration gebildet werden konnte, fand diese Tat des Feldmarschalls die begeisterte Zustimmung der Mehrheit des deutschen Volkes. Bei den Reichstagswahlen am 5. März 1933 zählte die nationalsozialistische Bewegung fast siebzehn Millionen Anhänger.

Schon an jenem denkwürdigen 30. Januar 1933 hatte jeder, der noch nicht sehend gewesen war, es erkennen müssen, wie es in Wahrheit um die Stimmung des deutschen Volkes in seiner überwältigenden Mehrheit bestellt war. Wenige Stunden erst war das große Ereignis alt, die Zusammensetzung des Kabinetts der Befreiung noch den meisten ein Geheimnis; aber von der Einigkeit wußten sie, und alle jubelten auf, den Namen des neuen Reichskanzlers auf den Lippen: Adolf Hitler. Da sammelten sich von überall her, aus allen Gegenden der riesigen Reichshauptstadt, unübersehbare Züge der S. A. und der S. S., da trat der Stahlhelm mit seinen feldgrauen Kolonnen an. Durch das Brandenburger Tor ging der Marsch der Zehntausende, der viele, viele Stun-

den währte. Fackeln in den Händen, als ein Symbol des die Nacht überwindenden Lichtes, bewegten sich die Heerscharen unter den Klängen alter preußischer Märsche und im strammen Schritt und Tritt die Linden entlang bis in die Wilhelmstraße und jubelten dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg und ihrem Kanzler Adolf Hitler zu, dessen junge und bereite Kraft von dem großen alten Mann zur rechten Zeit berufen worden war.

Und zählten die Kolonnen, die an Präsident und Kanzler vorbeimarschierten, in die Zehntausende, so war die begeisterte Menge, die ihren Zug umsäumte, in ihrer Unübersehbarkeit nicht mehr zu schätzen. Es war ein Anblick und eine Stimmung, wie die Lebenden sie nur noch ein einziges Mal in jenen denkwürdigen Augusttagen von 1914 erlebt zu haben sich rühmten. Mit Recht konnte man von einem Aufbruch der Nation sprechen.

Kurze Zeit nach der Machtübernahme schrieb die neue Regierung auf Veranlassung Hitlers Neuwahlen aus. Noch einmal wandten sich die neuen Männer an das deutsche Volk mit der Aufforderung, für oder wider die Nation zu entscheiden. Für den 5. März 1933 schon wurden die Wahlen für Preußen und das Reich ausgeschrieben. Konnte ihr Ausfall in bezug auf die Parteien des Marxismus schon vorher errechnet werden, so sollte dieser Tag doch auch die Abrechnung mit dem Zentrum, vor allem der Bayrischen Volkspartei bringen, die sich nach wie vor dem neuen Kurs verschlossen.

Bayern gar trat gegen die neue Regierung Hitler in Oppositionsstellung, und sein Ministerpräsident Held beschwor das Gespenst der Mainlinie aufs neue, das doch nur in den Köpfen ehrgeiziger Parlamentarier als ein partikularistisches Erbe der Vergangenheit beheimatet ist; denn das deutsche Volk ist längst einig in seinen Stämmen. Der gleiche Ministerpräsident verstieg sich in seiner Wahlpropaganda gar zu dem Satze: wenn die Regierung nach Bayern einen Reichskommissar entsenden würde, würde man diesen schon an der Grenze verhaften.

Das Erwachen am 5. März war für Held und andere dann ein besinnliches. Die Nationalsozialisten erhielten ihren größten Zuwachs gerade in den süddeutschen Ländern, wo sie überall — gleich wie im ganzen Reiche — die Schlüsselstellung, die das Zentrum seit Bismarcks Zeiten innegehabt hatte, siegreich durchbrachen. Noch in der Nacht der Wahl konnte der Minister für Luftfahrt und preußischer Kommissar für das Ministerium des Innern, der alte Pour-le-mérite-Flieger Hermann Göring, dem deutschen Volk bekanntgeben:

„Die süddeutschen Regierungen haben nicht mehr das Recht, im Namen des Volkes zu sprechen."

Seitdem ist es in Bayern still mit der Mainlinie geworden. Auch der Reichskommissar in Gestalt des bayrischen Generals v. Epp, den die Reichsregierung zur Ordnung der bayrischen Verhältnisse beauftragte, ist nicht verhaftet worden. In wunderbarer Geschlossenheit vollzog sich jetzt in allen Ländern, wie auch in den Städten und Gemeinden, nachdem auch die Reichshauptstadt durch den Willen der Bevölkerung die rote Herrschaft abschüttelte, die grundlegende Änderung aller Verhältnisse. Was die Präsidialregierungen von Papen und Schleicher nicht begonnen hatten oder beginnen konnten, die grundlegende Säuberung aller öffentlichen und halböffentlichen Körperschaften usw., das geschah jetzt wie mit einem Schlage in einem Prozeß, der noch eine Weile währen wird, bis der letzte Marxist aus verantwortlicher Stelle entfernt wurde. Vor allem die ungeheure Energie Hermann Görings fand jetzt das für sie geeignete Tätigkeitsfeld, und das Wort von der Objektivität, die ihm zeit seines Lebens etwas Unbekanntes geblieben sei, kennzeichnet so ganz den ehemaligen Frontsoldaten und Nationalsozialisten der ersten Stunde als den neuen Führertyp. Aus der nationalen Erhebung wurde über Nacht die — nationale Revolution. In musterhafter Ordnung vollzog sich die Eingliederung eines Teils der S. A. und des Stahlhelms in die Schutzpolizei, der dort als Hilfspolizei Verwendung finden sollte.

Wenige Tage vor der Reichstagswahl ereilte plötzlich die entsetzliche Kunde Deutschland und die Welt: der Deutsche Reichstag steht in Flammen. Kommunisten hatten den Brand gelegt, der den großen Plenarsaal in Schutt und Trümmer legte und beinahe die riesige Glaskuppel zusammenstürzen ließ. Wie Hitler es sagte, so war es: der Teufel selbst mußte den Anhängern Moskaus diese Tat eingegeben haben. Ein großer Sowjetaufstand war dicht vor der Tür, so erfuhr die deutsche Öffentlichkeit jetzt, und mit unbeugsamem Willen griff Göring durch. Seiner Energie war es zu verdanken, daß der rote Spuk zerstieben konnte, noch ehe er Gestalt gewonnen hatte, und die Prophezeiung des im Kampfe für deutsche Freiheit gefallenen Horst Wessel, des jungen Helden der nationalsozialistischen Bewegung, erfüllte sich: auf dem Karl-Liebknecht-Haus in Berlin stieg die Hakenkreuzflagge auf. Seitdem gehört dieser Brutherd roter Mordpropaganda der S. A., die ihn erobert hat.

Mit jenem Reichstagsbrande war es wie eine schicksalhafte, symbolische Ver-

knüpfung: in Flammen ging jene Stätte auf, aus der so viel Unheil über die Deutschen hereingebrochen war. Adolf Hitler aber, der dadurch schlagend seine tiefinnerliche Verbindung mit Tradition und Volkstum bewies, verkündete den Deutschen, daß der neue Reichstag in der Garnisonkirche zu Potsdam feierlich eröffnet werden würde.

Seit dem 5. März 1933 weht auch die alte ruhmreiche Fahne schwarz-weiß-rot wieder über das Deutsche Reich, vom Reichspräsidenten v. Hindenburg als offizielle Flagge Deutschlands verordnet, und mit ihr die Hakenkreuzfahne, unter deren Zeichen das alte Schwarz-Weiß-Rot wieder in Ehren eingesetzt werden konnte. Die nationale Revolution marschiert weiter...

Dann stieg der Morgen des 21. März 1933 herauf, und jeder alte Soldat erinnerte sich dabei an einen andern 21. März, fünfzehn Jahre zurück, als das deutsche Frontheer noch einmal im Westen gegen seine Feinde antrat und den Durchbruch der feindlichen Linien erzwang, der in diesem Ausmaße in früheren Kriegsjahren dem Gegner niemals glückte. Der 21. März 1933 sollte der Siegestag der gelungenen nationalen Revolution sein, die Vermählung des alten mit dem jungen Deutschland, wie sich diese in den beiden Namen Hindenburg und Hitler verkörperte. Potsdam war ein Meer von schwarz-weiß-roten und Hakenkreuzfahnen, geschmückt die Häuser und geschmückt die Menschen: die Stadt Friedrichs war sich der großen Stunde wohl bewußt.

Ein Aufruf Hindenburgs hatte den Tag eingeleitet:

„Am Tage der feierlichen Eröffnung des Deutschen Reichstages, der wie keiner seiner Vorgänger seit dem Ende des großen Krieges sich zum nationalen und wehrhaften Staat bekennt, gedenke ich in Ehrfurcht und Dankbarkeit der für Deutschland Gefallenen. In steter Treue grüße ich die Hinterbliebenen unserer teuren Toten und in herzlicher Kameradschaft all meine Kameraden aus dem großen Kriege.

Die Opfer an Leben und Gesundheit, die dieser Krieg von Deutschland forderte, sind nicht umsonst gebracht worden. Aus dem Niederbruch ringt sich Deutschland wieder zu nationaler Kraft empor im Geist derer, die für Volk und Vaterland kämpften und fielen.

Ein starkes Deutsches Reich soll ihr stolzes und bleibendes Ehrenmal sein."

Gedämpftes Orgelspiel in der Garnisonkirche. Da flammen die Kronleuchter auf, und von zwei Pfarrern geleitet erscheint der Reichspräsident und Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Mit leichter Verbeugung begrüßt er den Reichs-

kanzler Hitler und Göring. Ein Choral von Kinderstimmen ertönt, während Hindenburg, ihm zur Seite Göring und Hitler, auf seinem Ehrensessel Platz genommen hat. Dann reicht Staatssekretär Meißner Hindenburg ein Blatt, der Präsident erhebt sich und verliest Mahnworte an den Reichstag und die Führer der Regierung. Mit einer halben Wendung nach rechts erteilt Hindenburg Hitler das Wort; es ist die große geschichtliche Stunde des Nationalsozialismus.

Hitler beginnt, und eine der großartigsten Kundgebungen in der deutschen Geschichte leitet damit die Ära der deutschen Erhebung ein:

„Schwere Sorgen lasten seit Jahren auf unserem Volk. Nach einer Zeit stolzer Erhebung, reichen Blühens und Gedeihens auf allen Gebieten unseres Lebens sind — wie so oft in der Vergangenheit — wieder einmal Not und Armut bei uns eingekehrt.

Trotz Fleiß und Arbeitswillen, trotz Tatkraft, einem reichen Wissen und bestem Wollen, suchen Millionen Deutsche heute vergebens das tägliche Brot. Die Wirtschaft verödet, die Finanzen sind zerrüttet, Millionen ohne Arbeit! Die Welt kennt nur das äußere Scheinbild unserer Städte, den Jammer und das Elend sieht sie nicht. Seit zwei Jahrtausenden wird unser Volk von diesem wechselvollen Geschick begleitet. Immer wieder folgt dem Emporstieg der Verfall. Die Ursachen waren immer die gleichen. Der Deutsche, in sich selbst zerfallen, uneinig im Geist, zersplittert in seinem Wollen und damit ohnmächtig in der Tat, wird kraftlos in der Behauptung des eigenen Lebens. Er träumt vom Recht in den Sternen und verliert den Boden auf der Erde.

Je mehr aber Volk und Reich zerbrechen und damit der Schutz und Schirm des nationalen Lebens schwächer wird, um so mehr versuchte man zu allen Zeiten, die Not zur Tugend zu erheben. Die Theorie der individuellen Werte unserer Stämme unterdrückt die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines gemeinsamen Willens. Am Ende blieb dem deutschen Menschen dann immer nur der Weg nach innen offen. Als Volk der Sänger, Dichter und Denker träumte es dann von einer Welt, in der die anderen lebten. Und erst wenn die Not und das Elend es unmenschlich schlugen, erwuchs vielleicht aus der Kunst die Sehnsucht nach einer neuen Erhebung, nach einem neuen Reich und damit nach neuem Leben.

Als Bismarck dem kulturellen Streben der deutschen Nation die staats-

politische Einigung folgen ließ, schien damit für immer eine lange Zeit des Haders und des Krieges der deutschen Stämme untereinander beendet zu sein.

Getreu der Kaiserproklamation nahm unser Volk teil an der Mehrung der Güter des Friedens, der Kultur und der menschlichen Gesittung. Es hat das Gefühl seiner Kraft nie gelöst von der tief empfundenen Verantwortung für das Gemeinschaftsleben der europäischen Nationen.

In diese Zeit der staats- und machtpolitischen Einigung der deutschen Stämme fiel der Beginn jener weltanschaulichen Auflösung der deutschen Volksgemeinschaft, unter der wir heute noch immer leiden.

Und dieser innere Zerfall der Nation wurde wieder einmal, wie so oft, zum Verbündeten der Umwelt. Die Revolution des Novembers 1918 beendete einen Kampf, in den die deutsche Nation, in der heiligsten Überzeugung, nur ihre Freiheit und damit ihr Lebensrecht zu schützen, gezogen war.

Denn weder der Kaiser noch die Regierung, noch das Volk haben diesen Krieg gewollt.

Nur der Verfall der Nation, der allgemeine Zusammenbruch zwangen ein schwaches Geschlecht, wider das eigene bessere Wissen und gegen die heiligste innere Überzeugung, die Behauptung unserer Kriegsschuld hinzunehmen. Diesem Zusammenbruch aber folgte der Verfall auf allen Gebieten. Machtpolitisch, moralisch, kulturell und wirtschaftlich sank unser Volk tiefer und tiefer. Das schlimmste war die bewußte Zerstörung des Glaubens an die eigene Kraft, die Entwürdigung unserer Traditionen und damit die Vernichtung der Grundlagen eines festen Vertrauens! Krisen ohne Ende haben unser Volk seitdem zerrüttet.

Aber auch die übrige Welt ist durch das politische und wirtschaftliche Herausbrechen eines wesentlichen Gliedes ihrer Staatengemeinschaft nicht glücklicher und nicht reicher geworden. Aus dem Aberwitz der Theorie von ewigen Siegern und Besiegten kam der Wahnsinn der Reparationen und in der Folge die Katastrophe unserer Weltwirtschaft.

Während so das deutsche Volk und Deutsche Reich in inneren politischen Zwiespalt und Hader versanken, die Wirtschaft dem Elend entgegentrieb, begann die neue Sammlung der deutschen Menschen, die in gläubigem Vertrauen auf das eigene Volk dieses zu einer neuen Gemeinschaft formen wollen.

Diesem jungen Deutschland haben Sie, Herr Generalfeldmarschall, am

30. Januar 1933 in großherzigem Entschluß die Führung des Reiches anvertraut.

In der Überzeugung, daß aber auch das Volk selbst seine Zustimmung zur neuen Ordnung des deutschen Lebens erteilen muß, richteten wir Männer dieser nationalen Regierung einen letzten Appell an die deutsche Nation. Am 5. März hat sich das Volk entschieden und in seiner Mehrheit zu uns bekannt. In einer einzigartigen Erhebung hat es in wenigen Wochen die nationale Ehre wiederhergestellt und dank Ihrem Verstehen, Herr Reichspräsident, die Vermählung vollzogen zwischen den Symbolen der alten Größe und der jungen Kraft.

Indem nun aber die nationale Regierung in dieser feierlichen Stunde zum ersten Male vor den neuen Reichstag hintritt, bekundet sie zugleich ihren unerschütterlichen Willen: das große Reformwerk der Reorganisation des deutschen Volkes und des Reiches in Angriff zu nehmen und entschlossen durchzuführen.

Im Bewußtsein, im Sinne des Willens der Nation zu handeln, erwartet die nationale Regierung von den Parteien der Volksvertretung, daß sie nach fünfzehnjähriger deutscher Not sich emporheben mögen über die Beengtheit eines doktrinären, parteimäßigen Denkens, um sich dem eisernen Zwang unterzuordnen, den die Not und ihre drohenden Folgen uns allen auferlegen. Denn die Arbeit, die das Schicksal von uns fordert, muß sich turmhoch erheben über den Rahmen und das Wesen kleiner tagespolitischer Aushilfen.

Wir wollen wiederherstellen die Einheit des Geistes und des Willens der deutschen Nation!

Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens: Unser Volkstum und die ihm gegebenen Kräfte und Werte.

Wir wollen die Organisation und die Führung unseres Staates wieder jenen Grundsätzen unterwerfen, die zu allen Zeiten die Vorbedingung der Größe der Völker und Reiche waren.

Wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unversiegbare Quellen einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten.

Wir wollen das Vertrauen in die gesunden, weil natürlichen und richtigen Grundsätze der Lebensführung verbinden mit einer Stetigkeit der politischen Entwicklung im Innern und Äußern.

Wir wollen an die Stelle des ewigen Schwankens die Festigkeit einer Re-

gierung setzen, die unserm Volk damit wieder eine unerschütterliche Autorität geben soll.

Wir wollen alle die Erfahrungen berücksichtigen, sowohl im Einzel- und im Gemeinschaftsleben, wie aber auch in unserer Wirtschaft, die sich in Jahrtausenden als nützlich für die Wohlfahrt der Menschen erwiesen haben.

Wir wollen wiederherstellen das Primat der Politik, die berufen ist, den Lebenskampf der Nation zu organisieren und zu leiten.

Wir wollen aber auch alle wirklich lebendigen Kräfte des Volkes als die tragenden Faktoren der deutschen Zukunft erfassen, wollen uns redlich bemühen, diejenigen zusammenzufügen, die eines guten Willens sind und diejenigen unschädlich zu machen, die dem Volke zu schaden versuchen.

Ausbauen wollen wir eine wahre Gemeinschaft aus den deutschen Stämmen, aus den Ständen, den Berufen und den bisherigen Klassen. Sie soll zu jenem gerechten Ausgleich der Lebensinteressen befähigt sein, den des gesamten Volkes Zukunft erfordert. Aus Bauern, Bürgern und Arbeitern muß wieder werden ein deutsches Volk.

Es soll dann für ewige Zeiten in seine treue Verwahrung nehmen unseren Glauben und unsere Kultur, unsere Ehre und unsere Freiheit.

Der Welt gegenüber aber wollen wir, die Opfer des Krieges von einst ermessend, aufrichtige Freunde sein eines Friedens, der endlich die Wunden heilen soll, unter denen alle leiden.

Die Regierung der nationalen Erhebung ist entschlossen, ihre vor dem deutschen Volke übernommene Aufgabe zu erfüllen. Sie tritt daher heute hin vor den Deutschen Reichstag mit dem heißen Wunsch, in ihm eine Stütze zu finden für die Durchführung ihrer Mission. Mögen Sie, meine Männer und Frauen, als gewählte Vertreter des Volkes den Sinn der Zeit erkennen, um mitzuhelfen am großen Werk der nationalen Wiedererhebung. —

Heute, Herr Generalfeldmarschall, läßt Sie die Vorsehung Schirmherr sein über die neue Erhebung unseres Volkes. Dieses Ihr wundersames Leben ist für uns alle ein Symbol der unzerstörbaren Lebenskraft der deutschen Nation. So dankt Ihnen heute des deutschen Volkes Jugend, und wir alle mit, die wir Ihre Zustimmung zum Werk der deutschen Erhebung als Segnung empfinden. Möge sich diese Kraft auch mitteilen der nunmehr eröffneten neuen Vertretung unseres Volkes.

Möge uns dann aber auch die Vorsehung verleihen jenen Mut und jene Be-

harrlichkeit, die wir in diesem für jeden Deutschen geheiligten Raume um uns spüren, als für unseres Volkes Freiheit und Größe ringende Menschen zu Füßen der Bahre seines größten Königs."

Der feierlichen Eröffnung des Reichstages in Potsdam folgte noch eine erste Arbeitssitzung in der Krolloper, die im Gegensatz zu früheren Reichstagsversammlungen in straffer Kürze und Disziplin vonstatten ging. Zum Präsidenten des Reichstages wurde Hermann Göring wiedergewählt und hielt seine Begrüßungsansprache im Sinne der „Einigung im Geiste von Potsdam". Göring sprach Adolf Hitler den Dank der Versammlung dafür aus, daß er an der Stätte des letzten Ruheortes Friedrichs des Großen als Volkskanzler Worte gefunden habe, wie sie sonst vielleicht kein Deutscher zu finden vermocht hätte, Worte, die klar machten, in welch gewaltiger Zeit die Deutschen lebten...

Zwei Tage später, am 23. März 1933, nahm der Reichstag mit überwältigender Mehrheit mit den Stimmen des Zentrums, der Deutschnationalen und der Nationalsozialisten und der Splitterparteien das von der Regierung der nationalen Revolution eingebrachte Ermächtigungsgesetz auf vier Jahre an; damit der Humor nicht fehlte, schloß sich auch das Grüpplein der Staatspartei dem Antrage an. Der Abstimmung war eine großangelegte Programmrede Hitlers vorangegangen, die selbst ehemalige Gegner mit rauschendem Beifall belohnten. Damit wurde ein neuer Abschnitt der deutschen Geschichte eingeleitet; der Schicksalsweg unseres Volkes lenkte in eine neue und zukunftsverheißende Bahn.

Neben Hitler, Göring und Dr. Frick, der sich schon in seinen Thüringer Tagen als der erste Vorkämpfer der nationalsozialistischen Bewegung als Regierungsgewalt, seinen Namen erworben hatte, trat als vierter nationalsozialistischer Minister Dr. Josef Goebbels, dem die Reichshauptstadt Berlin die Befreiung von der roten Parteiherrschaft und dem Fluche des Kommunismus verdankte. Dr. Goebbels untersteht ein neu geschaffenes Ministerium für Propaganda und Volksaufklärung, das alle Fragen, die Kultur, Theater, Film, Rundfunk usw. betreffen, in Zukunft zentral leiten wird. Man geht gewiß nicht fehl in der Ansicht, daß die Nationalsozialisten beabsichtigen, auf diesem Wege die Einheit des Reiches immer weiter organisch zu entwickeln und also zu festigen. Gelingt ihnen dieses Vorhaben, so dürfen sie neben allen andern ungeheuren Verdiensten das größte für sich buchen: dem Partikularismus, dem Fluch der Jahrhunderte unserer Schicksalsgeschichte,

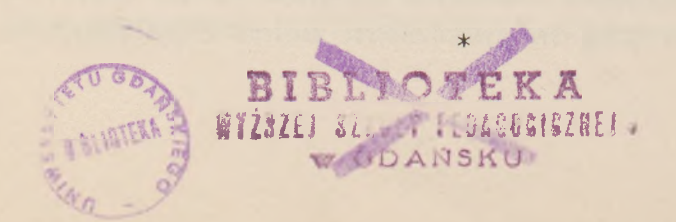
endlich das gerechte Ende bereitet zu haben. Josef Goebbels ist gewiß der Mann dazu, dieses Ungeheure, das geleistet werden muß, soll die Revolution der Deutschen ihren herrlichsten Sinn erhalten, glücklich zu vollenden.

Die Einfachheit der Zielsetzung, ein wahrer Sozialismus und ein echter Nationalisums, die Gemeinsamkeit vor dem Ich, der Staat vor dem Individuum hat die Bewegung Hitlers jenen Siegeszug erleben lassen, an dessen Ende ein neues Deutschland stehen soll. Hitler hatte erkannt: „Zeiten des Zusammenbruchs eines Volkskörpers werden bestimmt durch das vorherrschende Wirken der schlechtesten Elemente.“ Und so setzte er dieser Erkenntnis die zweite entgegen und führte seine Bewegung unablässig auf dieses Ziel: „Zeiten des Aufstieges eines Volkskörpers zeichnen sich aus, ja existieren nur durch die absolute Führung des extrem besten Teils!“

In den schlimmsten Zeiten deutschen Niederbruchs stieg wieder ein Mann aus des Volkes Mitte hervor und hißte die neue Fahne auf, um die geschart das erwachte Deutschland gewillt ist, den ewigen Faden nicht abreißen zu lassen, der Geschlecht mit Geschlecht sinnvoll verknüpfen soll, um das deutsche Schicksal vorwärts und wieder aufwärts zu führen.

Denn in Hitler und den Seinen ist das neue Deutschland aufgebrochen, das gleiche, das damals im August 1914, vergessend allen Hader und Streit der Stände und Klassen, im Heere oder freiwillig zur Verteidigung der bedrohten Grenzen ausmarschierte. Die Revolution von 1918, ein Ereignis, das in erster Linie auf die äußeren widrigen Kriegsumstände und die Machenschaften einer übermächtigen Feindbundpropaganda zurückzuführen gewesen ist und kaum einer inneren zwingenden deutschen Notwendigkeit entsprang, hatte diesen Aufbruch nur aufhalten können. Und das Jahr 1933 bewies, daß diese Zeit des Verharrens der neuen großen deutschen Bewegung, in ihrer Leidenschaftlichkeit nur vergleichbar jenem Zeitalter eines Ulrich von Hutten und in ihrer Zielklarheit, ihrer realen Bewußtheit noch nicht vorhanden in der deutschen Geschichte, von ungeheurem Vorteil gewesen ist. In seiner ganzen Breite und Tiefe ist fast die Hälfte des ganzen deutschen Volkes von den neuen Ideen des Nationalsozialismus erfaßt worden, der klar die Aufgabe dieses Jahrhunderts erkannte: das Soziale im Sinne der Nation zu lösen!

*


BIBLIOTEKA
WYŻSZEJ SZ... PEDAGOGICZNEJ
W GDAŃSKU


B HUM
BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
GDAŃSK
843441
Nie pożycza się do domu